crayonné

BCU - Lausanne

1094800030

4

Digitized by Google

Digitized by Google

Athenaeum.

Eine Zeitſchrift

von

August Wilhelm Schlegel

und

Friedrich Schlegel.

Erſten Bandes Erſtes Stück.

Berlin, 1798.
bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Digitized by Google

Vorerinnerung.

Die erſten Stücke dieſer Zeitſchrift können den Leſer hinlänglich über ihren Zweck und Geiſt verſtändigen. In Anſehung der Gegenſtände ſtreben wir nach möglichſter Allgemeinheit in dem, was unmittelbar auf Bildung abzielt; im Vortrage nach der freyeſten Mittheilung. Um uns jener näher zu bringen, hielten wir eine Verbrüderung der Kenntniſſe und Fertigkeiten, um welche ſich ein jeder von uns an ſeinem Theile bewirbt, nicht für unnütz. Bey dieſer leitet uns der gemeinſchaftliche Grundſatz, was uns für Wahrheit gilt, niemals aus Rückſichten nur halb zu ſagen.

In der Einkleidung werden Abhandlungen mit Briefen, Geſprächen, rhapſodiſchen Betrachtungen und aphoriſtiſchen Bruchſtücken wechſeln, wie in dem Inhalte beſondre Urtheile mit allgemeinen Unterſuchungen, Theorie mit geſchichtlicher Darſtellung, Anſichten der vielſeitigen Strebungen unſers Volks und Zeitalters mit Blicken auf das Ausland und die Vergangenheit, vorzüglich auf das klaſſiſche Alterthum. Was in keiner Beziehung auf Kunſt und Philoſophie, beyde in ihrem ganzen Umfange genommen, ſteht, bleibt ausgeſchloſſen, ſo wie auch Aufſätze,

die Theile von größeren Werken ſind. Der Prüfung der Kenner widmen wir unſre angeſtrengteſten Bemühungen; für die Unterhaltung aller Leſer wünſchen wir ſo viel anziehendes und belebendes in unſre Vorträge zu legen, als ernſtere Zwecke erlauben.

Wir theilen viele Meynungen mit einander; aber wir gehn nicht darauf aus, jeder die Meynungen des andern zu den ſeinigen zu machen. Jeder ſteht daher für ſeine eignen Behauptungen. Noch weniger ſoll das geringſte von der Unabhängigkeit des Geiſtes, wodurch allein das Geſchäft des denkenden Schriftſtellers gedeihen kann, einer flachen Einſtimmigkeit aufgeopfert werden; und es können folglich ſehr oft abweichende Urtheile in dem Fortgange dieſer Zeitſchrift vorkommen. Wir ſind nicht bloß Herausgeber, ſondern Verfaſſer derſelben, und unternehmen ſie ohne alle Mitarbeiter. Fremde Beyträge werden wir nur dann aufnehmen, wenn wir ſie, wie unſre eignen, vertreten zu können glauben, und Sorge tragen, ſie beſonders zu unterſcheiden. Die Arbeiten eines jeden von uns ſind mit dem Anfangsbuchſtaben ſeines Vornamens, die gemeinſchaftlichen mit beyden bezeichnet.

W. und F.

Athenaeum.

Erſten Bandes Erſtes Stück.

Digitized by Google

I. Die Sprachen.

Ein Geſpräch
über
Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. *)

Poeſie. Soll ich meinen Augen trauen? Du lebſt alſo wirklich?

Grammatik. Ja, es iſt mir ſelbſt wunderlich dabey zu Muthe. Vor Klopſtocks grammatiſchen Geſprächen iſt es mir niemals begegnet.

Poeſie. Ganz recht! Klopſtocks grammatiſche Geſpräche. Derentwegen bin ich eben herbeſchieden. Aber ſage mir, was habe ich mit ihnen zu ſchaffen? Ich trete ja nicht darin auf.

*) Was in den Reden des Deutſchen mit Häkchen bezeichnet iſt, ſind Klopſtocks Sätze aus dieſer oder früheren Schriften, immer dem Inhalte, zuweilen auch dem Ausdrucke nach. Der dialogiſchen Form wegen mußte in den Reden des Griechen einiges als Behauptnng vorgetragen werden was nur Vermuthung iſt.

Grammatik. Wie konnteſt du? Weißt du nicht, daß Leben und Tod einander immer das Gleichgewicht halten, und daß, wo die Grammatik lebt, die Poeſie todt ſeyn muß?

Poeſie. Wir werden uns alſo auch jetzt freundſchaftlich darum vertragen, und beyde mit einem halben Leben zufrieden ſeyn müßen.

Grammatik. Nach geendigtem Geſchäft will ich dirs ganz abtreten: denn dir kommt das Leben zu, für mich iſt es immer nur ein gezwungner Zuſtand.

Poeſie. Zu dem du dich aber, Klopſtock zu Gefallen, bequemt haſt.

Grammatik. Er belohnt es mir durch die reichhaltigen Winke, die feinen Bemerkungen, die Auffoderungen zu tieferer Forſchung, die in ſeinem Buch verborgen liegen.

Poeſie. Verborgen allerdings! Habe ich doch auf meinen Wanderungen bis jetzt nie davon gehört. Warum wiſſen denn die Deutſchen kaum, daß ſie ſo etwas beſitzen?

Grammatik. Viel thut wohl die Einkleidung; dann der Grad von Einſicht, der bey dem Leſer vorausgeſetzt wird; die Hauptſache iſt aber, daß es von etwas Deutſchem handelt.

Poeſie. Und doch wird dieſe Sache aus der Fremde, und ſogar aus dem Alterthum her in Anregung gebracht?

Grammatik. Die alten und neuen Sprachen ſind höchlich entrüſtet: ſie behaupten, Klopſtock habe

die Vorzüge der ſeinigen weit überſchätzt, und herab⸗würdigend von ihnen geſprochen.

Poeſie. Und da ſollen wir den Streit ſchlich⸗ten. Wie ſchlau ſie doch ſind! Sie befürchteten, wir möchten beyde, aus alter Freundſchaft Klopſtocks Sachwalterinnen werden; um uns zur Unparteylich⸗keit zu nöthigen, haben ſie uns das Richteramt an⸗vertraut.

Grammatik. Wie iſt mir? Du biſt ja gar nicht, wie ich dich mir aus der Ferne vorgeſtellt habe. Du redeſt ſo ſchlicht.

Poeſie. Ich muß wohl, um mich von der poe⸗tiſchen Proſa zu unterſcheiden. Doch ſtill! dieß ſind vermuthlich die Parteyen.

Grammatik. Weswegen kommt ihr? wer ſeyd ihr?

Deutſcher. Die andern um Klopſtock anzu⸗klagen, ich um ihn zu vertheidigen. Wir ſind Reprä⸗ſentanten unſrer Sprachen.

Grammatik. Warum kommen dieſe nicht ſelbſt?

Deutſcher. Sie glaubten, es würde euch ſo beſſer gefallen. Du, Grammatik, haſt es lieber mit den Begriffen ſelbſt als mit ihrer Scheinbelebung zu thun; und du, Poeſie, hältſt nicht viel auf luftige Be⸗griffperſonen.

Poeſie. Ich merke, ihr macht die Sitte der Zeit mit: denn das repräſentative Syſtem iſt in den ſchönen Künſten wie in der Politik herrſchend gewor⸗den. Iſt kein Repräſentant der Menſchheit unter euch?

Deutſcher. Wir wollen dir nicht ins Amt fallen. Du ſollſt ja Repräſentanten der Menſchheit, und nichts anders als ſolche aufſtellen.

Poeſie. Da würde ich am Ende ſelbſt nur repräſentirt.

Grammatik. Kommt ſogleich zur Sache, und bringt die einzelnen Punkte der Klage und Vertheidigung nach einer gewiſſen Ordnung vor.

Deutſchheit (draußen.) Wehrt mirs nicht. Ich wage mein Leben für den ächten Deutſchen Barden. Meine Loſung iſt: Er und über ihn!

Franzoſe. Wie grob! Ich hielt nur die Thür zu, um erſt zu fragen, wer ſie wäre, und ſie ſchleudert mich eine Ecke weit in den Saal hinein.

Grieche. Wer iſt dieſe blonde Gigantin?

Deutſchheit. Ich achte mich höher als euch alle. Nur du biſt meines Grußes werth, Göttin des Geſangs! Biſt groß und gut, ein biedres Deutſches Weib.

Poeſie. O weh! ſie zerdrückt mir die Hand.

Grammatik. Was willſt du hier, Deutſchheit? Ich kenne dich, du haſt mir auch ſchon Unheil genug angerichtet.

Deutſchheit. Er iſt mein Vater. Wer mir von dem ausländiſchen Volke etwas wider ihn und unſre alte Kernſprache ſagt, dem ſoll dieſe ſtarke Fauſt —

Grammatik. Hier wird nicht mit Gewalt geſtritten, ſondern mit Gründen.

Deutſcher. Ich erkenne ſie nicht an, ich habe nichts mit ihr gemein, ſie würde meinen guten Handel verderben.

Poeſie. Schafft ſie hinaus! Die Ungeſchlachte gehört nicht in dieſen gebildeten Kreis.

Deutſchheit. Bey Herrmanns Schatten! —

Franzoſe. O der erſcheint längſt nicht mehr!

Grieche. Die Barbarin! fort mit ihr!

Poeſie. So hätten wir dann wieder Ruhe. Aber ſage mir, Deutſcher, welche Bewandniß hat es mit der Abſtammung, deren ſie ſich rühmt?

Deutſcher. Es iſt wohl nur eine von ihren Prahlereyen, denn du weißt ja: Von ſelbſt weiß niemand wer ihn gezeuget. Bedenke, daß eine Stunde der überflüßigen Kraft noch ganz andern Geſchöpfen das Daſeyn gegeben hat. Auch wäre es unbillig ihm die Schuld ihres Betragens beyzumeſſen. Sie hatte zwar ſchon als Kind etwas von gezierter Männlichkeit und prunkhaftem Biederſinn an ſich, aber erſt durch die Erziehung der Jünger iſt ſie ſo leer und hochtrabend, und endlich, wie es den meiſten Menſchen geht, wenn ſie nun recht ins bürgerliche Leben eintreten, platt geworden.

Poeſie. Von den Nachäffern laß uns nicht reden, aber ſelbſt der Urheber hat einen ſchlimmen Mißgriff gethan. Die meiſten Nazionen haben das Vorurtheil, ſich höher als alle andern zu halten: wenn nun einmal eine es nicht hat, warum ſoll man es ihr mit Gewalt anſchwatzen? Übrigens, wie ſtolz auch dieß vorſätzliche und unaufhörliche Erinnern an den Werth alles Deutſchen klingt, ſo iſt es doch etwas ſehr demüthiges: denn es ſetzt voraus, das, woran man erinnert, ſey ſo beſchaffen, daß es gar leicht könnte vergeſſen werden.

Deutſcher. Wenn man nun aber ſeine Vorzüge wirklich vergißt?

Poeſie. Es hat damit bey Nazionen eben ſo wenig auf ſich, als bey einzelnen Menſchen. Man ſoll ja nicht im Bewußtſeyn ihres Beſitzes unthätig werden. Wenn man nur die Vorzüge nicht vergißt, nach welchen man zu ſtreben hat.

Deutſcher. So wird man uns doch freyen Ausdruck unſrer Eigenthümlichkeit erlauben?

Poeſie. Der wird verfehlt, ſo bald man ihn ſich vornimmt. Überdieß müßt ihr über euern Karakter erſt mit euch ſelbſt einig werden. Was ihr für Deutſchheit ausgebt, iſt meiſtens, bey Licht beſehn, nur die Nordiſchheit. Ich kann am beſten wiſſen, ob ihr nazionale Eigenthümlichkeit habt.

Deutſcher. Freylich keine einſeitig beſchränkte.

Grammatik. Zur Sache. Die Sprache des Griechen hat den Vorrang der Würde und des Alterthums; und Klopſtock macht ſich, eben weil er ſie am meiſten ehrt, faſt immer mit ihr zu thun, um die ſeinige mit ihr zu meſſen. Was er von ihr ſagt, gilt zum Theil die römiſche mit. Auf die neueren wirft er nur einige ſchnöde Seitenblicke. Der Grieche ſey alſo Wortführer der Klage, die andern mögen ſie bey den Punkten, die auf ſie Bezug haben, unterſtützen; und wenn ihnen beſondre Beleidigungen widerfahren ſind, nachher reden.

Deutſcher. Sollen unſre Sprachen ſich einfinden, Grieche? Sie ſind Schweſtern.

Grieche. Mir war nichts davon bewußt, ich habe es erſt durch Klopſtock erfahren.

Deutſcher. „Schon Plato hat ja πῦρ und andre ſolche zugleich Griechiſche und altdeutſche Worte aus dem Scythiſchen, dem erſten Quell des Deutſchen, abgeleitet.“

Grieche. Leitet der Philoſoph nicht etwa auch das Wort Ironie aus dem Scythiſchen her? Die Stelle iſt im Kratylus, wo Sokrates die etymologiſche Weisheit eines gewiſſen Eutyphro durch die wunderlichſten und drolligſten Ableitungen, immer unter dem Schein des Ernſtes, zum Beſten giebt. Bey allen unerhörten Gewaltthätigkeiten, die er ſich mit den Wörtern erlaubt, behält er ſich immer noch das Recht vor, wo er ſich gar nicht weiter zu helfen weiß, vorzugeben, ein Wort ſey barbariſchen Urſprungs und er könne es alſo nicht erklären. Dieß thut er bey πῦρ. Geſetzt aber er ſpräche im Ernſte, ſo bewieſe ſeine Ausſage grade das Gegentheil von Verwandtſchaft. Denn es wären ja nach ihm nur einige Scythiſche Wörter fremd in das Griechiſche gekommen, und zwar hauptſächlich „durch die unter den Barbaren wohnenden Hellenen.“

Deutſcher. Ihr verdankt eure erſte Bildung dem Orpheus, „einem Getiſchen Druiden.“

Grieche. Weil er ein Thracier heißt? Wanderte nicht auch der Thracier Thamyris im Peloponneſus umher? Durch jene Benennung wird Orpheus zu einer hiſtoriſchen Perſon gemacht, da er doch bloß eine mythiſche iſt. Die Sage von ihm verdient

um ſo weniger Glauben, da ſie nicht ſo alt zu ſeyn ſcheint, als Prieſter ſie ausgeben. Homer kennt ſie nicht.

Deutſcher. „Die Deutſchen bildeten vor Alters viele ihrer Zeitwörter durch Verdoppelung des anfangenden Mitlauts und hatten einen Dual wie ihr. Sprachen, die ſogar ſolche Sonderbarkeiten gemein haben, wie der Dual iſt, haben überhaupt viel gleiches.“

Grammatik. Die Verdoppelung iſt allerdings eine ſeltnere Eigenheit, die der Römer aber auch mit dem Griechen gemein hat. Der Dual findet ſich in den verſchiedenſten Sprachen; im Hebräiſchen und im Finniſchen. Er iſt dem Urſprunge der Geſellſchaften und der Kindheit des menſchlichen Geiſtes ſehr natürlich: je weniger zahlreich jene ſind, deſto häufiger tritt der Fall ein, daß nur zwey zuſammen handeln; und der unmündige Verſtand erhebt ſich durch den Begriff des Paares wie durch eine Stufe zu dem allgemeineren der Vielheit. Die Griechen gaben vielleicht das einzige Beyſpiel einer Sprache, die den Dual auch in der höchſten Ausbildung nicht abgelegt; und wer weiß was geſchehn wäre, hätten die Dichter nicht gethan.

Deutſcher. Die Stammväter der Deutſchen und Griechen waren in ihren urſprünglichen Sitzen Nachbarn.

Grieche. Reicht eure Geſchichte bis da hinauf? Homer und Herodot ſagen nichts davon. Doch nimm an, die Pelasger wären von Norden her in mein Vaterland eingewandert: das Volk der Hellenen iſt erſt

weit ſpäter durch Abtrennung von jenen entſtanden, und hat zugleich mit dieſer durch unbekannte Urſachen bewirkten Umwandlung eine andre Sprache bekommen. Herodot wagt es nicht, mit Sicherheit zu beſtimmen, welche Sprache die Pelasger geredet; er vermuthet aber eine barbariſche, das heißt, nicht eine durch die Mundart ſondern weſentlich und durchaus von der Helleniſchen verſchiedne. War alſo auch die Pelasgiſche Sprache mit der Deutſchen verwandt, was folgt daraus für die Helleniſche?

Deutſcher. Durch alles dieß wird die Thatſache nicht umgeſtoßen, daß viele Deutſche Benennungen mit den Griechiſchen auffallend übereinſtimmen.

Grieche. Wenn ihr die ausnehmt wo eine gewiſſe Beziehung des Zeichens auf den Gegenſtand Statt findet, und die, welche ihr durch Vermittlung der Römer, entweder bey der Niederlaſſung chriſtlicher Prieſter oder ſchon früher erhalten, ſo wird keine beträchtliche Zahl übrig bleiben. Wie viele Namen erhieltet ihr zugleich mit den Dingen! Oder haben die Germanier in ihren uralten Wäldern den Wein ſchon mit Roſen gekränzt?

Deutſcher. Nein, aber bis zehn gezählt haben ſie doch wohl?

Grieche. Sie nahmen vielleicht mit der Erlernung der Ziffern auch die dazu gehörigen Benennungen großentheils an, und ließen ihre alten dahinten. Ich ſage nur, was ein entſchiedner Zweifler einwenden könnte.

Franzoſe. Es iſt luſtig anzuhören, wenn einer

dem andern ſeine Verwandtſchaft im zwanzigſten Grade vorrechnet, die dieſer nicht anerkennen will.

Engländer. Man möchte ihm antworten: ich will glauben, daß ihr mein Vetter ſeyd; aber ich weiß gewiß, daß ich eurer nicht bin.

Grieche. Wir ſtreiten zu lange über die Herkunft. Welcher Verſtändige giebt bey Menſchen und Sprachen etwas darauf, wenn ſie ſich nicht durch Verdienſt bewährt? Hatte eure Sprache gleiche Abſtammung mit der unſrigen, deſto ſchlimmer für euch, daß ihr nichts gefälligers aus ihr gemacht. Doch da ſie in ihrer Kindheit einen mildern Himmel gewohnt war, ſo hat ſie ſich vermuthlich in den feuchten Wildniſſen Germaniens erkältet, und ſeitdem eine heiſere Stimme behalten.

Römer. Die Verwandtſchaft der Lateiniſchen Sprache mit der Griechiſchen war, denke ich, von ganz andrer Art. Und dennoch wäre ſie bey den

„Verſen, welche vordem die Faunen und Prieſter geſungen,“

geblieben, hätte die Siegerin nicht die Erziehung ihrer Überwundnen empfangen.

Italiäner. Da das Lateiniſche aus den älteſten Mundarten des Griechiſchen, das Italiäniſche aber aus der Vermiſchung von jenem mit dem Gothiſchen und Longobardiſchen entſtanden iſt, welches Deutſche Sprachen waren, ſo haben ſich ja in uns die beyden Zweige der Familie wieder vereinigt.

Franzoſe. Auch in uns die Franken mit den Lateiniſch gewordenen Galliern. Wir hätten alſo ſämt-

lich das Vergnügen unter lauter Vettern und Baſen zu ſeyn, den Senor Castellano mit eingeſchloſſen, wiewohl er ſich mit dem Heidenthum etwas gemein gemacht hat.

Deutſcher. „Unſre Sprachen, Grieche, haben auch im Klange viel ähnliches.“

Grieche. Hier erwartete ich dich: ich wollte vorhin ſchon vom Wohlklange anfangen.

Italiäner. Ja, das ſcheint mir auch die Hauptſache.

Deutſcher. Klopſtock giebt eine Menge Beyſpiele von ähnlichen Wörtern, ja ganzen Halbverſen.

Grieche. Selbſt die Richtigkeit der Vergleichung zugeſtanden, behielten wir noch den Vorzug. Denn in den kurzen Sylben, wo wir tönende Vokale haben, ſteht bey euch meiſtens das unbedeutende E. Allein er legt die Deutſche Ausſprache der Griechiſchen zum Grunde. So ſpottet er über Bettinelli, dem man Griechiſche und Deutſche Verſe vermiſcht vorſagte, da er beyde Sprachen nicht kannte, und der lauter Deutſche gehört zu haben glaubte. Der arme Bettinelli! Er hatte ja wirklich lauter Deutſche Verſe gehört.

Deutſcher. Wich denn eure Ausſprache ſo ſehr von unſrer heutigen ab?

Grieche. Mehr als eure Schriftzeichen ausdrücken, und eure Organe nachbilden können. Ich rede nicht vom ungefähren Nachſprechen, ſondern von den Feinheiten, woran Theophraſt nach Jahren des Studiums von einer Attiſchen Gemüſehändlerinn als Fremdling erkannt ward.

Deutſcher. Du legſt viel Gewicht auf unmerkliche Schattirungen.

Grieche. Dieſer lebendige Hauch iſt grade das Eigenthümlichſte im Vortrage der Sprachen, und wie in häßlichen das Abſchreckendſte, ſo in ſchönen der Gipfel ihrer Anmuth.

Italiäner. Er hat Recht! Der Gipfel unſrer Anmuth!

Grieche. Aber wenn wir auch bey den gröberen körperlichen Beſtandtheilen ſtehn bleiben: welche Ausſprache iſt die eurige! Ihr unterſcheidet ϑ nicht von τ; das ſäuſelnde ζ, von dem es zweifelhaft ſeyn konnte, ob es für σδ oder δς ſtände, ſtoßt ihr auf eure heftige Art heraus; φ und das Römiſche *f* gilt euch gleich, da doch jenes ein ſchmeichelnder Laut, dieſes ein ungeheurer Buchſtabe war; ihr verwechſelt die Diphthongen αι und ει, und die nicht das geringſte mit einander gemein haben, οι und ευ —

Deutſcher. Gut, daß du der Diphthongen erwähnſt. „Ihre nicht ſelten unvermeidliche Häufung iſt ein großer Übelſtand eurer Sprache. Sie artet dadurch in Rauhigkeit aus. Das οι iſt übelklingend.“

Grieche. Das entſcheideſt du, da du überhaupt im blinden biſt, wie es geklungen hat?

Grammatik. Ich zweifle, daß ihr euch über die Diphthongen je verſtehen werdet. Über keinen Punkt der Ausſprache weichen die Völker, ſowohl durch das Urtheil ihres Ohres als durch die Schreibung, ſo weit von einander ab.

Römer. In Anſehung des letzten wir ſchon

durchgängig von den Griechen. Zur Bezeichnung jedes ihrer Diphthongen ſetzen wir andre Vokale zuſammen als ſie.

Grammatik. Sie ſind nicht einmal darüber einig, was Diphthongen, und was einfache Vokale ſind.

Engländer. So gilt uns das ei des Deutſchen in wine u. ſ. w. nur für ein langes i.

Römer. Das habt ihr wohl von uns angenommen.

Grammatik. Einige haben Diphthongen, die ſich andre, ohne ſie gehört zu haben, gar nicht würden vorſtellen können.

Franzoſe. So wir oiseau, nuire.

Grammatik. Auch hätte das Zutrauen zu der Schreibung der Alten nicht ſo weit gehn ſollen, anzunehmen, was ſie auf einerley Art geſchrieben, ſey in allen Verbindungen auf einerley Art ausgeſprochen worden, denn die Armuth der Bezeichnung mußte hinter den mannichfaltigen Abſtufungen der Töne zurückbleiben.

Römer. Freylich, wir hatten ſogar für alle Vokale, die lang oder kurz ſeyn können, in beyden Fällen nur dieſelben Buchſtaben. — Und glaubt man, es ſey ohne Grund geweſen, daß wir für das Griechiſche ει, bald i bald e ſetzten? Alexandria, Medea.

Grieche. Du hätteſt billig zweifeln ſollen, Deutſcher, ob es etwas ſo breites und vollmundiges, wie eure Doppellaute ſind, überhaupt in unſrer Sprache gegeben habe. Kannſt du dir wohl vorſtellen, wie man zwey Vokale, ohne daß ſie in der Verſchmel-

zung verlohren gehn, und ein ganz verſchiedenes Gemiſchtes daraus wird, und doch in Einer Sylbe, hören läßt?

Deutſcher. Ganz und gar nicht.

Italiäner. Ich ſehr gut: Euro, lauro, mai, voi. In buono wird der letzte Vokal mehr gehört.

Grieche. Der Übergang des αι, ει, οι, in ᾳ, ῃ, ῳ, wäre bey deiner Ausſprache unerklärlich. Wenn aber das ι dem vorangehenden Vokal leiſer nachhallte, ſo mußte es bey ſeiner Verlängerung ganz verſchwinden. Auch die Verwandlung von αυ und ευ in ηυ, und von αυ in ωυ hätte dich auf den Argwohn bringen müſſen, daß dir hier etwas verborgen wäre.

Deutſcher. Aber wenn die Vokale in den Diphthongen ſchon abgeſondert gehört wurden, wozu die Trennungspunkte, wenn eure Dichter ſie in zwey Sylben auflöſten?

Grieche. Du vergißt immer, daß unſer Ohr auch feine Unterſchiede wahrnahm. Selbſt dieſer Umſtand konnte dir jene Vermuthung beſtätigen: denn wie hätten die Dichter trennen dürfen, was ſo, wie durch eure Ausſprache, vereinigt war?

Grammatik. Über das Zuſammentreffen der Vokale weichen die Urtheile ab. Einige Völker lieben es, andre halten es für weichlich oder hart, und vermeiden es, wo möglich, durch Herauswerfung.

Römer. Dieß thaten wir. Doch war uns die Weiſe der Griechen in ihrer Sprache nicht zuwider, und unſre Dichter ließen daher Griechiſche Namen ohne Eliſion auf einander folgen.

Italiäner. Wir ſind achtſamer auf den Wohlklang als ihr waret, und unſer Ohr ſtimmt hierin mit dem Griechiſchen überein.

Grieche. Die zuſammentreffenden Vokale müſſen aber nicht gleichſam gegen einander gähnen, ſondern mit Stetigkeit hinüberſchmelzen und dazu gehört unſre Biegſamkeit der Stimme.

Italiäner. Oder unſre.

Grammatik. Aber — ehe die Partheyen weiter fortfahren — iſt der Streit der Sprachen über den Wohlklang nicht vergeblich und nie auszugleichen? Sage mir, Poeſie, du biſt ja Kennerin des Schönen, giebt es dabey etwas allgemeines, und an ſich gültiges, oder hängt alles von der verſchiednen Organiſazion, Gewöhnung und Übereinkunft ab, und gilt auch hier das Sprichwort: jedem iſt ſeine Königin ſchön?

Engländer. Oder jedem Narren gefällt ſeine Kappe.

Italiäner. Du ſiehſt ja, Grammatik, daß ſich alle Nazionen Europa's vereinigen, unſre Sprache wohlklingend zu finden.

Franzoſe. Für den Geſang.

Italiäner. Was ſich gut ſingt, ſpricht ſich auch gut.

Poeſie. Hierin haſt du nicht Unrecht, Italiäner. Aber dein ſelbſtgefälliges Berufen auf jene Anerkennung war wenigſtens ſehr voreilig. Was iſt das heutige Europa gegen den Umfang des Menſchengeſchlechtes in den verſchiedenſten Himmelsſtrichen und Zeitaltern? Europäiſcher Geſchmack iſt nur ein erwei-

terter Nazionalgeſchmack. — So weit es ſich ohne geiſtige und körperliche Zergliederung thun läßt, Grammatik, will ich deinem Verlangen Genüge leiſten. Ich habe ja die Welt umwandert und umflogen: habe an den ſchönen Ufern des Ganges und des Ohio geweilt, die Wüſten Afrika's und die Steppen Sibiriens beſucht, und mich unter den Nebeln des Schottiſchen Hochlandes, wie unter dem ewig unbewölkten Himmel der Südſee-Hesperiden gelagert.

Franzoſe. Au qu'elle devient poetique!

Poeſie. Keinem Volke, wie roh und beſchränkt es ſeyn mochte, verſchmähte ich durch meine Töne die Mühen des Lebens zu lindern.

Franzoſe. Dieß wird zu arg. Sie ſchreibt nur nicht den Feuerländern bel esprit zu.

Poeſie. Ich kenne daher auch die unzähligen Sprachen, welche du niemals geordnet, noch ihnen zur Kenntniß ihrer ſelbſt geholfen haſt. Es giebt allerdings allgemeine Geſetze des Wohlklanges, auf die menſchliche Natur und das Weſen der Töne gegründet.

Deutſcher. Es iſt mir doch lieb, daß man auch darüber etwas a priori wiſſen kann.

Poeſie. Alles was den Sprachorganen leicht wird hervorzubringen, iſt dem Ohr angenehm zu vernehmen. Dieß iſt die nothwendige Wirkung einer ſinnlichen Sympathie. Indeſſen können die Organe durch Gewöhnung es auch in den gewaltſamſten und verworrenſten Bewegungen zu einer gewiſſen Leichtigkeit bringen, und deswegen ſcheinen ſogar die rauheſten Sprachen den Einheimiſchen, von ihnen ſelbſt ge-

ſprochen, ſehr leidlich. Erſt wenn Fremde dieſelben Laute mit Anſtrengung herauszwingen, wird ihr Ohr beleidigt. Auf der andern Seite kann den Organen bey einer ſolchen Gewöhnung das leichteſte ſchwer fallen: ſie werden durch harte Arbeit zu den ſanfteren Biegungen ungeſchickt; die Fauſt des Tagelöhners kann nicht auf Harmonikaglocken hingleiten. Doch das angegebne Geſetz betrift mehr die Vermeidung des Mißfälligen als die Hervorbringung deſſen, was ich in den Sprachen liebe und hervorhebe. Das Wohlklingende muß wie alles Schöne einen Gehalt haben, und dieſen bekommt es nur durch einen mannichfaltigen, tönenden und ausdrucksvollen Gebrauch der Stimme. Der Sitz der Stimme iſt, wo nach Homer die Seele wohnt, in der Bruſt. Was nicht aus ihr hervorgeht, iſt nicht Stimme; die Verrichtungen der Zunge, des Gaumens, der Lippen und Zähne beym Sprechen werden erſt durch ihre Begleitung recht hörbar, da ſie ſonſt ein unvernehmliches Geräuſch ſeyn würden. Die Alten haben daher die Selbſtlaute die Stimmigen, (φωνηεντα) wenn es ſolch ein Wort gäbe, oder ſchlechthin die Stimmen (voces) genannt.

Deutſcher. Jenes hat man ehedem durch „die Stimmer" zu verdeutſchen geſucht.

Poeſie. Die Mitlauter hingegen hießen den Griechen die Stimmloſen (αφωνα). Wenn nun in einer Sprache die ſtimmloſen Buchſtaben herrſchen, und von den Stimmen höchſtens nothdürftig begleitet werden, ſo entſteht nicht nur jenes, daß das Ohr die gehäuf-

ten und oft mit einander ſtreitenden Bewegungen der Organe ungern vernimmt, ſondern die Wirkung der Stimme wird auch durch das Geräuſch verdunkelt. Geräuſch hat gar nichts muſikaliſches an ſich, nur die Stimme kann ſich zum Geſange erheben; und derjenige Gebrauch der redenden iſt der ſchönſte, von welchem dieſer Übergang am leichteſten iſt. Alſo entſchiedne, reine, volle, nicht dumpfe noch ſchleichende Töne. Die natürliche Tonleiter der Vokale werde durch Akzente, durch einen belebten Wechſel der Höhe und Tiefe unterſtützt. Wo mehre unmittelbar folgen, wird es durch dieſe beyden Umſtände entſchieden, ob gefällige Stetigkeit dabey möglich iſt. Aber damit es gegliederte Rede bleibe, und nicht in ein ſingendes Auf- und Abſteigen der Stimme ausarte, müßen der Regel nach die Vokale durch Bewegungen der Sprachorgane getrennt, und doch auch wieder verknüpft werden: denn während derſelben geht die zur Hervorbringung eines andern Vokals nöthige Erweiterung oder Verengung des Mundes am unmerklichſten vor. Manche einfache Bewegungen vereinigen ſich ohne Schwierigkeit in zuſammengeſetzte; andre Verbindungen ſind widerſpänſtig, noch mehre ganz unmöglich. Das Ausdrucksvolle und Muſikaliſche der Stimme beruht auf der Freyheit, flüchtiger über die Töne hinzueilen, oder dabey auszuhalten und zu ſchweben; dieß erlauben die offene (rosa) am meiſten, weniger die gedehnten, (Lohn) am wenigſten die abgebrochnen, (halten) die daher auch für den Muſiker am wenigſten taugen. Alſo iſt die Anordnung, daß die ſtimm-

loſen Buchſtaben, und öfter einfache als verbundne, vor den Stimmen hergehn, die ſchönere; ſeltner ſey der Vokal an beyden Seiten mit Konſonanten eingefaßt, oder beſtehe die Sylbe bloß aus jenem. Die Mannichfaltigkeit erfordert jedoch Einmiſchung der weniger ſchönen Folgen und Anordnungen, damit das Ohr nicht durch Wohlklang überſättigt werde. Im Ganzen genommen ſey das Verhältniß der Vokale und Konſonanten ungefähr gleich. Überwiegen jene zu merklich, ſo geht der Karakter der Rede verloren; dieſe, ſo hemmt das Geräuſch nicht nur den Ausdruck der Stimme, ſondern zerſtört auch durch die entgegengeſetzten und ſich abſtoßenden Bewegungen der Sprachorgane die fließende Stetigkeit der Töne.

Grammatik. Und warum haben nur ſo wenige Völker ihre Sprachen nach dieſen Geſetzen gebildet?

Poeſie. Wie die Natur den Menſchen berührt, ſo giebt er es ihr zurück. Ein von ſelbſt ergiebiger Boden, eine warme Sonne machen ihm das Leben leicht. Seine Bruſt hebt ſich dem beſeelenden Odem der reinen Luft entgegen. Sein ganzes Weſen wird elaſtiſch und expanſiv. Das ſchöne Gemählde der Natur ſteigt in heitern leichten Farben vor ſeinen Blicken auf, und die Bewegungen des Lebens um ihn gleiten in vollen Melodien, nicht verworren oder ſchreyend, vor ſeinem innern Sinn vorüber. Sein Geiſt ſondert und ordnet die Gegenſtände ſchnell und mit Leichtigkeit; er darf nicht mühſelig ihre Merkmahle häufen, um ſie feſtzuhalten. Die Empfindung

behält daher den freyeſten Spielraum, und gaukelt unaufhörlich auf der Oberfläche ſeines Daſeyns.

Wende dich in Gedanken von dieſen glücklichen Gefilden weg, und durchſchneide wie jene kühnen Weltumſegler die Zonen bis gegen den Nordpol hin. So wie die Natur karger, der Himmel unfreundlicher wird, ſo weicht die fröhliche Hingegebenheit dem Ernſt und der Sorge. Die Bruſt verengt ſich. Die Sinne, nicht mehr dem Genuſſe offen, ſind nur zu Kampf und Arbeit geſchärft. Der langſamere Verſtand greift alles ſchwer und gewaltſam an. Der ſchlanke Leib badet ſich nicht mehr leicht bekleidet in der freyen Luft, die unförmlichere Geſtalt wird in Thierfelle eingewickelt, und endlich verkriecht ſich der innre Menſch wie der äußre in dumpfe Winterhöhlen.

Wenn nun die Sprache nie aufhört im Ganzen, obſchon nicht in den einzelnen Beſtandtheilen, das zu ſeyn, was ſie in ihrem Urſprunge war: Darſtellung der Gegenſtände, und Verkündigung des Eindrucks den ſie machen; wenn die Stimme aus der Bruſt mehr ausdrückende Gebährde, die Verrichtung der Sprachorgane mehr nachahmende Handlung iſt: ſo läßt ſich leicht einſehn, welchen Einfluß die umgebende Welt, außer dem unmittelbaren auf die Organiſazion des Ohres und der Werkzeuge der Rede, auf die Art haben muß, wie der Menſch ſeine Sprache bildet. Es kann eine ſo üppige und zerfloßne Sinnlichkeit geben, daß der Geiſt aller Spannung unfähig wird, und dann verſchwimmt auch die Sprache ohne Haltung in Vokalen, wie die der Otaheitier. Wo die

Beweglichkeit der anſchauenden Kräfte mit der Fülle der Empfänglichkeit in ſchönem Gleichgewichte ſteht, da geht dieß auch in die Sprachen über: ſie fügen ſich, tönend und geflügelt, den Geſetzen des Wohlklanges wie von ſelbſt. So ſind, ich nenne mit Fleiß keine der hier ſtreitenden Sprachen, die Arabiſche und Perſiſche, jene Zierden des Morgenlandes, gebildet, die mir ſo aromatiſche Blüthen zum Opfer bringen; ſo die zarte Sanſkrita oder die Vollendete, zu welcher die Gottheit ſelbſt die Schriftzüge erſann. Je verſchloßner und ungeſtümer die Natur wird, je mehr ſich ihr Bild entfärbt und umnebelt: deſto rauher, verworrner und mühſeliger wird auch die Bezeichnung der Gegenſtände durch ſtimmloſes Geräuſch, wozwiſchen ſich die Empfindung nur kleinlaut und misfällig vernehmen läßt. Sehr ſchön hat daher ein Weiſer die nordiſchen Sprachen Töchter der Noth, die ſüdlichen der Freude genannt.

Franzoſe. Es iſt Rouſſeau.

Deutſcher. Wenn es ſich ſo verhielte wie ſie ſagt, ſo ſtünde es ſchlimm um meine Sache. Doch ſie wird nur ein Stück Poeſie vorgebracht haben. Ich muß mir ein Herz faſſen.

Grammatik. Mich dünkt, Poeſie, es fänden ſich manche Ausnahmen von deiner allgemeinen Angabe.

Poeſie. Allerdings. Aber vergiß nicht die vielen Wanderungen der Völker. Eine ſchon fertige Sprache, die ſie unter einen andern Himmelſtrich mitbrachten, konnte zwar abgeändert werden, aber ſich

nicht gänzlich verwandeln. Auch haben die Grade der Bildung großen Einfluß.

Grammatik. Dieß weiß ich ſelbſt aus der Geſchichte der Sprachen. Die noch ungezähmte Leidenſchaftlichkeit des Barbaren äußert ſich tönend und laut, aber auf eine ungeſchlachte Art.

Deutſcher. So war das Deutſche vor Alters.

Grammatik. Ein Übermaaß der Verfeinerung kann das entgegengeſetzte Äußerſte hervorbringen und mit der flüchtigen Oberflächlichkeit der Empfindungen die Töne bis zum Unbedeutenden abſchleifen.

Franzoſe. Ich hoffe nicht, daß ſie auf uns zielt.

Grammatik. Vielleicht könnte man dem Karakter der Nazionen auch in der Art nachſpüren, wie ſie allmählig zu höherem Wohlklange zu gelangen geſtrebt. Einige ließen Konſonanten weg.

Franzoſe. Dieß thaten wir und die Provenzalen.

Grammatik. Andre ſetzten Vokale hinzu.

Italiäner. Dieß wir und die Spanier meiſtens, doch auch jenes nicht ſelten.

Grieche. Ich kann von dem Verfahren meines Volkes hiebey keine Rechenſchaft geben. In den älteſten Denkmählern finden wir das Helleniſche ſchon wohllautend; es war wohl urſprünglich ſo.

Deutſcher. Und die Pelasger?

Grammatik. Die größte Gefühlloſigkeit des Ohres beweiſt es aber, wenn man zum Beyſpiel bey Aufnahme fremder Wörter das ſchon vorhandne Ver-

hältniß zerſtört, die Konſonanten behält, und kaum nothdürftig Vokale übrig läßt.

Deütſcher. O weh! das ſind wir.

Grieche. Die Poeſie, Deutſcher, hat auch hier bewährt, daß ihr Weſen Wahrheit iſt. Sie hat, ohne es zu wollen, meine Sache geführt, und ich kann mich nun kurz faſſen. Klopſtock hat behauptet, der Klang des Griechiſchen arte nicht ſelten durch gehäufte Diphthongen und übelvereinte Konſonanten in Rauhigkeit, auf der andern Seite durch allzuviele Vokale in Weichheit aus.

Deutſcher. Richtig, und jenes habe unſre Sprache mit eurer gemein, von der letzten ſchlimmeren Ausartung ſey ſie frey.

Grieche. Von den Diphthongen habe ich ſchon genug geſagt. Die harten Zuſammenſtellungen der Konſonanten, die mir Klopſtock vorwirft, ſtehn zu Anfange der Sylben, wo ſie ſehr leidlich ſind, weil das Ohr bey dem darauf folgenden Vokale wieder ausruht.

Deutſcher. Dieß mildert nur, aber es hebt nicht auf.

Grieche. Überdieß ſind ſie gar nicht häufig. Jene Milderung gilt auch von den in der Mitte zweyer Sylben zuſammentreffenden Konſonanten: der vorangehende und der folgende theilen ſich in ſie. Und was ſind ſie gegen die bey euch vorkommenden? Finde doch im Griechiſchen Wörter wie Geſichtskreis.

Deutſcher. Ihr endigt auch oft das Wort mit mehren Konſonanten.

G r i e ch e. Niemals als vor dem ſchließenden ς mit den wenigen, die ſich leicht damit vereinigen laſſen: ἅλς, ἅψ, φάλαγξ. Klopſtock führt verſchiedne, unſtatthafte Beyſpiele von Wörtern an, die wir durch mehr als einen Mitlaut endigen ſollen: πάντ', βάσκ', ἄμφ'; der Apoſtroph hängt ſie ſo genau mit dem nächſten Worte zuſammen, daß ſie eigentlich gar nicht mehr ſchließen, und daß der letzte Konſonant mit dem anfangenden Vokal des nächſten Wortes ausgeſprochen wird.

D e u t ſch e r. „Wir ſchließen wie ihr am gewöhnlichſten mit dem ſanften N.“

G r i e ch e. Und werdet dadurch einförmig, weil ihr nicht ſo wie wir mancherley Vokale, ſondern immer das unbedeutende E vorangehn laßt. Doch wir reden jetzt nicht vom Tönenden ſondern vom Fließenden des Wohlklangs. Wir ſchließen außer dem ν, nur noch häufig mit dem ς, und ſelten mit κ und ρ. Ihr ſchließt mit dieſen und mit welchen nicht? Aber nicht nur mit allen einzelnen ſondern mit dreyen, vieren, fünfen: F u r ch t, ſ t ü r z t, H e r b ſ t, ſ t a m p f ſ t; auch nach Gelegenheit mit zweyen, die für ſechſe gelten können: K o p f.

D e u t ſ ch e r. „Dieſe endenden Mitlaute werden von einem Deutſchen ſehr ſchnell ausgeſprochen.“

G r i e ch e. Das iſt Sache der Noth: der vorhergehende Vokal würde ſonſt gänzlich verhallen, ehe man damit fertig wäre. Aber deſto ſchlimmer, denn je mehr ihr eilen müßt, um ſo mehr drängen ſich die ſtreitenden Bewegungen der Organe.

Deutſcher. „Die Ausſprache mildert dergleichen.“

Grieche. Sie kann das Unmögliche nicht. Und wie ſollte ſie es wollen, da ſie gar nicht einmal das Bedürfniß fühlt? Ihr glaubt zum Beyſpiel, ſanft ſey ein ſehr ſanftes Wort, da es doch einem Griechen unerträglich hart geſchienen hätte.

Grammatik. Ich kann es dir nicht verhehlen, Deutſcher, daß ſich die Sorgfalt der ſüdlichen Völker für den Wohlklang am meiſten auf Wegſchaffung der ſchließenden Konſonanten gewandt hat.

Römer. Wir waren hierin etwas weniger ekel als die Griechen; wir erlaubten: b, c, d, l, m, n, r, s, t, die beyden letzten noch mit andern vorhergehenden.

Italiäner. Wir haben nie zwey Konſonanten nacheinander am Ende und überhaupt nur folgende vier: l, m, n, r. Wir wählten alſo ungefähr gleich mit den Griechen, oder noch feiner.

Grieche. Ich wünſchte zu wiſſen, Deutſcher, was Deine Voreltern in dieſem Stück für die Verſchönerung ihrer Sprache gethan haben.

Italiäner. Sie haben die Schlußvokale, wo ſie vorhanden waren, weggenommen.

Deutſcher. Doch auch oft das mildernde E hinzugefügt. „Ihr vergeßt, daß der Wohlklang die Stärke liebt, welche aus gut vereinten Konſonanten entſteht. Wörter von ſtarker Bedeutung fodern den ſtarken Klang als Mitausdruck.“

Grieche. Die Darſtellung der Sprache ſollte, wie die des Dichters, wahr und doch verſchönernd

ſeyn; ſie bedarf alſo niemals das übelklingende. Glaubſt du, die Stärke beruhe mehr auf der Stimme oder auf dem Geräuſch? Bey den gehäuften Schlußkonſonanten hört man nur das letzte.

Franzoſe. Die Stärke einer Sprache in die Häufung und Rauhigkeit der Konſonanten zu ſetzen, kommt mir ſo vor als glaubte man, die Tapferkeit der alten Ritter hätte in ihrer raſſelnden Rüſtung geſteckt.

Italiäner. Wenn der Klang Mitausdruck iſt ſo hat ſich eure Sprach, ſo heißt es ja noch jetzt in einigen Mundarten, durch dieſe Benennung drollig genug charakteriſirt. Sp iſt die Bezeichnung des Beſtandes, der Feſtigkeit, der ruhenden Kraft; Str des angeſtrengten; Spr der plötzlichlosbrechenden, wie in Springen, Sprützen, Spreizen; alsdann kommt der gedehnte breite Vokal, und endlich ein rauher Hauch. Klopſtock leitet es ja auch ſelbſt von brechen durch das verſtärkende S ab.

Franzoſe. So daß es alſo ein wahres Losbrechen wäre.

Deutſcher. Eine ſo weichliche Sprache wie deine, Italiäner, darf gegen unſre männliche gar nicht den Mund öffnen.

Grieche. Gut, daß du des Weichlichen erwähnſt: dieſer Punkt blieb mir noch übrig. Die zuſammentreffenden Diphthongen ſollen bey mir Rauhigkeit, die Vokale in gleichem Falle Weichheit hervorbringen. Wie ſtimmt dieß zuſammen; wenn es nicht vor allem auf die Beſchaffenheit der ſich folgenden Vokale an-

kommt, ob ſie ſtark oder ſanft klingen? Ich denke niemand von euch findet Wörter wie ἄωτος oder ὄνατα weich.

Italiäner. Wegen des Weichlichen laß mich nur die Klage gegen ihn führen. Klopſtock iſt hierin mit niemanden übler umgegangen als mit meiner Sprache.

Deutſcher. „Sie zerfließt auch beynah, und iſt obendrein einförmig. Ihre Schlußſylben wechſeln meiſtens nur mit den vier Vokalen a, e, i, o.“

Italiäner. Wer fragt nach übelklingender Mannichfaltigkeit? Und haſt du ein Recht, mir dieſen Wechſel als Einförmigkeit vorzurücken, da du faſt keinen ſchließenden Vokal als E kennſt?

Deutſcher. „Dieſer Fehler wird durch die einförmige Sylbenzeit noch auffallender; denn deine Endungen ſind faſt immer weiblich.“

Italiäner. Durch die dreyerley Akzente (amò, amándo, amábile) werden die Schlußfälle der Wörter mannichfaltig genug. Den weiblichen hört man freylich am ofteſten, aber er fällt weniger auf, weil der Schlußvokal ſich ſo oft in den anfangenden des nächſten Worts verſchmelzt. Das Vorurtheil, als ob die Weichheit durchgängig in unſrer Sprache herrſchte, hat Rouſſeau ſchon wiederlegt, und man muß ſich wundern, dergleichen Behauptungen immer wieder gebracht zu ſehn. Wenn ich dir nun zeigte, daß meine Sprache das Starke der Gegenſtände weit beſſer als deine bezeichnet?

Deutſcher. Das wäre!

Italiäner. So hätte ich wohl mehr gethan, als du foderſt oder wünſcheſt. Ich führe dir Wörter an, nenne mir welche von ähnlichen Bedeutungen. Rauco, forte, fracaſso, rimbombo, orrore, squarciar, mugghiando, spaventoso.

Deutſcher. Heiſer, ſtark, Getöſe, Wiederhall, Schauer, zerreißen, brüllend, furchtbar.

Italiäner. Guai, crollo, zampa, selvaggio, alpestro, orgoglioso, torbido, abbajar, s'accapriccia, arronciglió.

Deutſcher. Wehklage, Erſchütterung, Tatze, wild, gebirgig, ſtolz, unruhig, bellen, ſträubt ſich, einhakte.

Franzoſe. Ich kann ihm auch dergleichen aufgeben: écraser, s'écrouler, gouffre, rage, flamboyant, sanglots, foudre, tonnerre.

Deutſcher. Zerſchmettern, einſtürzen, Abgrund, Wuth, flammend, Geſtöhn, Blitz, Donner. — Könnteſt du lange ſo fortfahren?

Franzoſe. Warum nicht? Torrent, effroyable, épouvante, frapper, rocailleux, gonflé.

Italiäner. Die Zufriedenheit des Deutſchen mit ſeinen meiſtens geräuſchigen aber dumpfen Wörtern ſollte einen auf den Gedanken bringen, die Einbildung und der Ton des Redenden müße bey der nachahmenden Bezeichnung das Beſte thun. Ihr glaubt Wunder, wie ſtark es in eurem Donner donnert. Laßt das r weg, und derſelbe Klang macht unſer Herz von den ſüßeſten Regungen hüpfen. Le donne!

Franzoſe. Wie ſagt ihr das?

Deutſcher. Ehedem die Frauenzimmer oder das Frauenzimmer, jetzt die Frauen, und wenn man auf Franzöſiſche Art über ſie philoſophiren will, die Weiber.

Franzoſe. Da habt ihr einen großen Schritt zur Kultur gethan, daß ihr nunmehr die Wohnung von der Perſon unterſcheiden könnt.

Italiäner. Die Frauen? Und ihr fürchtet euch nicht, wenn ihr das hört?

Franzoſe. Ich beſorge, Deutſcher, du haſt Wörter im Hinterhalt, womit du uns zuletzt aufs Haupt ſchlagen willſt.

Deutſcher. Wie ſo?

Franzoſe. Die ausdruckvollſten ſind doch die, welche die bezeichnete Sache ſelbſt hervorbringen, und es giebt ihrer in eurer Sprache: Kopfſchmerz macht Kopfſchmerz, wenn man es ausſpricht, und Pfropf propft einem den Mund zu.

Deutſcher. Auch der Name Liebe erregt was er nennt.

Franzoſe. Dieſes Wort mag ein weißer Rabe im Deutſchen ſeyn, ſonſt würdet ihr nicht ſo viel Aufhebens davon machen.

Italiäner. Was ſtreiten wir länger mit einzelnen Wörtern? Kannſt du Verſe wie folgende aufweiſen?

Sentesi un scoppio in un perpetuo suono,
Simile a un grande e spaventoso tuono.
Aspro concento, orribile armonia
D'alte querele, e d'ululi e di strida

De la miſere gente, che peria
Nel fondo per cagion de la ſua guida,
Iſtranamente concordar s'udia
Col fiero ſuon de la ſiamma omicida.

Deutſcher. Sogleich.

Poeſie. Ich rathe dir nicht, Deutſcher, dich auf dieſen Wettſtreit einzulaſſen. Du kannſt zwar leicht Stellen aus deinen Dichtern anführen, die einen weit ſtärkern rythmiſchen Ausdruck ähnlicher Gegenſtände haben, wiewohl auch darin die angeführten Zeilen ſehr ſchön ſind: allein hier gilt es bloß die Stärke des Klanges, worin deine Sprache wegen der Beſchaffenheit ihrer Vokale beſonders derer in den kurzen Sylben zu weit nachſteht.

Grieche. So iſt es. Es fehlt ihr nicht nur an dem rechten Verhältniß zwiſchen Vokalen und Konſonanten; ſie gebraucht von den letzten über anderthalb Mal mehr als das Griechiſche: ſondern ihre wenigeren Vokale ſind obendrein nicht die rechten. Man kann Verſe, ja ganze Strophen durchwandern, ohne auf ein einziges A zu ſtoßen, aber faſt nie einen, ohne zu oft von dem E heimgeſucht zu werden.

Deutſcher. Ich konnte es vorausſehn, daß ihr mich von Seiten der Euphomie angreifen würdet: von der weit wichtigeren Eurhythmie ſchweigt ihr, weil ihr hier meine Überlegenheit kennt. Jene iſt, wo der Klang nicht ausdrückt, nur das ſinnlich Angenehme; dieſe das eigentlich Schöne.

Grieche. Ich gebe dir dieß nicht ohne Einſchränkung zu: denn auch im Klange der Sylben und

Wörter ſind Verhältniſſe bemerkbar. Aber es ſey: das Sinnliche muß doch immer dem Schönen zur Unterlage dienen, und was hilft eine ſchöne Form an einem widrigen Stoffe?

Italiäner. Zum Beyſpiel eine vortreffliche Muſik auf einem verſtimmten, halb beſaiteten Klavier geſpielt. Man hört da nur die Taſten klappern.

Deutſcher. Weſſen Sprache gar keine beſtimmte Sylbenzeit hat, rede nicht mit. „Die begriffmäßige Beſtimmung der unſrigen, Grieche, hat große Vorzüge vor eurer bloß mechaniſchen.“

Grieche. Den Ausdruck mechaniſch muß ich verbitten. Mechaniſch nennt man die todten Kräfte. Der lebendige Hauch des Vortrags, der jedem Laute ſeine natürliche Dauer giebt, gehört doch wohl nicht zu dieſen? Sinnlich beſtimmt war bey uns die Sylbenzeit: und wird nicht etwas ſinnliches durch einen ſinnlichen Maßſtab am beſten gemeſſen?

Deutſcher. Auch bey uns iſt die Sylbenmeſſung ſinnlich, aber ſie ſteht unter einem höhern Geſetze und erhält dadurch Bedeutung. So wie der Verſtand über die größere und geringere Wichtigkeit der Begriffe entſchieden hat, ſo vernimmt nun auch das Ohr die Längen und Kürzen.

Grieche. Meine Landsleute hätten bey euern Längen Verſtärkung und Höhe der Stimme, weil ja bey euch der Akzent immer auf die Länge fällt, wahrgenommen; aber ſchwerlich das Verhältniß der Dauer zwiſchen unſern Längen und Kürzen. Die Länge war bey uns gleichzeitig mit zwey Kürzen.

Deutſcher. „Das war nun ſo ein Einfall eurer Theoriſten.“

Grieche. Gleichwohl waren dieſem Einfalle gemäß alle unſre Sylbenmaße erfunden worden, ehe es noch Theoriſten gab. Wie ſollen wir uns verſtehn, wenn du ſolche Sätze nachſprichſt? Fühlſt du nicht, was der wagt, der in einer Sache, wo alles auf die ſinnliche Anſchauung ankommt, die ihm fehlt, den Kunſtverſtändigen, welche ſie hatten, entſcheidend widerſpricht? Klopſtock mußte bey noch ſo tiefem Studium die alte Metrik durchaus verkennen, weil er ſich über den ungültigen Geſichtspunkt ſeiner eignen Sprache nicht erheben konnte. Er ſcheint nicht ſelten zu vergeſſen, was er doch alles ſehr gut weiß, daß unſre überhaupt weit leichter und flüchtiger forteilte, daß ſie weit ſtärkere muſikaliſche Akzente hatte; daß ihr Vortrag weit geſungner und in Verſen weit abgemeſſener war; daß Metrik und Muſik urſprünglich eins waren, und immer einig blieben; daß in allen Dichtarten die Kunſt ſchon verfiel, ſobald an die Stelle des Geſanges Deklamazion trat; daß ſelbſt dieſe Deklamazion —

Poeſie. Du ereiferſt dich; ſtreitet ruhig. Führe du die Vorzüge der begriffmäßig beſtimmten Sylbenzeit an.

Deutſcher. Sie laſſen ſich unter wenige Hauptpunkte bringen, die aber von erſtaunlichem Umfange ſind. „Unſre Sylbenzeit legt den Nachdruck der Länge niemals an die unrechte Stelle, ſondern immer dahin, wo er hin gehört.“

Grieche. Und wo gehört er hin?

Deutſcher. Bey einſylbigen Wörtern auf die bedeutenderen Redetheile: das Nennwort, Zeitwort, Beywort, Umſtandswort, manchmal das Fürwort; bey mehrſylbigen auf die Stammſylben. Die Ableitungs- und Biegungsſylben ſind meiſtens kurz.

Grieche. Sage mir, wirken die Wörter als Ganze oder Theilweiſe?

Deutſcher. Wie verſtehſt du das?

Grieche. Ich meyne, wenn du etwa das Wort Begleitung hörſt, ob du dir erſt bey der Sylbe Be die Anwendung auf einen Gegenſtand, dann bey gleit den allgemeinen Begriff von geleiten, endlich bey ung eine Handlung denkſt, und ſo aus dieſen Stücken die vollſtändige Vorſtellung von Begleitung zuſammen lieſeſt; oder ob ſie auf einmal, ſobald du das Wort zu Ende gehört haſt, in deine Seele tritt?

Deutſcher. Doch wohl das letzte. Nur ein Sprachkundiger könnte jenes. Die wenigſten Menſchen ſind mit der Übung ihres Abſonderungsvermögens und mit ihrem Nachdenken über die Sprache weit genug dazu gekommen.

Grieche. Denkt ſich denn etwa der Sprachkundige bey dem Worte leider erſt den Begriff von leid und dann den Begriff von er?

Deutſcher. Schwerlich, denn die Bedeutung der Ableitungsſylbe iſt hier, wenigſtens ohne etymologiſche Unterſuchungen, dunkel. Allein die zuſammengeſetzten Wörter löſet man doch in die einfachen Begriffe auf.

Grieche. Freylich müſſen die, welche man ſich nur zu bilden erlaubt, ohne Schwierigkeit aufgelöſt werden können, um verſtändlich zu ſeyn. Aber ſetze mir doch aus dem Umſtande Bey und dem allgemeinen Begriff von Spiel das Beyſpiel zuſammen. — Die weitere Anwendung wirſt du ſelbſt machen. Wenn der Hörer alſo die Wörter nicht zerſtückt, ſo iſt es für ihn gleichviel, ob der proſodiſche Werth ihrer Beſtandtheile mit dem grammatiſchen übereinſtimmt; denn um dieſe Übereinſtimmung zu bemerken, müßte er jeden der Beſtandtheile beſonders denken.

Deutſcher. Sie kann auf ihn wirken, ohne daß er ſich ihrer bewußt wird. Seine Aufmerſamkeit fällt nun von ſelbſt auf das wichtigere.

Grieche. Da das Wort nach ſeinem unmittelbaren Eindruck ein untheilbares Ganzes iſt, ſo findet in dieſer Rückſicht auch in der Wichtigkeit ſeiner Theile gar keine Unterordnung ſtatt.

Deutſcher. „Iſt es nicht im höchſten Grade verſtimmte Sylbenzeit, wenn man zum Beyſpiel in φιληθησοιμην nach der kurzen Stammſylbe vier lange Veränderungsſylben anhören muß?“

Grieche. Man hört die Stammſylbe ja doch hinlänglich mit der Kürze. Seyd ihr ſo ſchwer zu verſtändigen, oder ſo unaufmerkſam, daß ihr ſie nicht unterſcheiden könnt, wenn ihr nicht insbeſondre mit den Ohren darauf geſtoßen werdet?

Deutſcher. „Wenn die Theile ſelbſt des dem Inhalte des Wortes angemeſſenſten Fußes in Anſehung ihrer Länge oder Kürze den Begriffen wider-

ſprechen, ſo bekommt jener dadurch etwas welches nun nicht mehr ſo recht übereinſtimmt, kurz der Eindruck des einen wird durch den des andern geſchwächt.“

Grieche. Du ſetzeſt bey dieſem Eindruck außer der ſchon widerlegten Zergliederung des Wortes in ſeine Theilbegriffe, auch das voraus, worüber geſtritten wird, ob nämlich dieſe Eigenheit eurer Sprache ein allgemeingültiges Geſetz zum Grunde hat? ob wichtigere oder unwichtigere Theilbegriffe eines Wortes in einem natürlichen Verhältniſſe zu Längen und Kürzen ſtehn? Dieß ſcheint mir nun gar nicht ſo, ich finde da gar keinen Übergang. Wenn noch von kurzen und langen Begriffen die Rede wäre! Aber da möchten die Nebenbeſtimmungen oft die weitläuftigſte Erörterung verlangen. Vielleicht leuchtet dir das willkührliche der Regel mehr ein, wenn ich dir ein Beyſpiel aus deiner Sprache anführe, wo ſie nicht beobachtet iſt.

Deutſcher. Es giebt deren nur wenige.

Grieche. Ihr ſagt lĕbēndĭg: würde das Wort nun deutlicher, nachdrücklicher, ſchöner werden, wenn ihr lēbĕndĭg ſagtet?

Deutſcher. Es iſt überhaupt nicht gut abgeleitet; ein Deutſcher muß bey näherer Betrachtung etwas unſchickliches darin wahrnehmen.

Grieche. Weil es Ausnahme macht. Sonſt, denke ich, könnte eure Sprache aus lauter Wörtern beſtehn, die auf dieſe Art die Länge von den Stammſylben wegverlegten, und ſich ſehr wohl dabey befinden. Es verſteht ſich, daß ſie darnach organiſirt

ſeyn, und die Wörter tönend und vielſylbig verändern müßte.

Deutſcher. Dadurch würde ſie ganz aus ihrem Karakter herausgehn.

Grieche. Allerdings, dieſer Umſtand greift in den innerſten Bau der Sprachen ein. Er hat einen unüberſehbaren Einfluß auf die Wortſtellung, und worauf nicht alles?

Deutſcher. Wir ſind zu ruhig um einen unverhältnißmäßigen Nachdruck auf das Unwichtigere zu legen, und lieben die Kürze zu ſehr, um es weitläuftig zu bezeichnen.

Römer. Wir waren lakoniſcher als ihr, und hatten doch Ableitungen und Biegungen von mehren und zum Theil langen Sylben.

Grieche. Was iſt das wichtigere an einem Begriffe? Das nackte Allgemeine, oder die näheren Beſtimmungen, die beſondern Beziehungen, worin man ihn jetzt grade denkt?

Deutſcher. Unſtreitig jenes, weil alles andre ſich daran knüpft.

Grieche. Für den kalten Verſtand, ja; aber auch für die rege Fantaſie, für das beſchäftigte Gemüth des Redenden? Wenn Völker von lebhaftem Geiſt vielſylbig und tönend ableiten, biegen, ſteigern und umwenden, ſo ſiehſt du, was man aus eurer kurzen, karglauten und nur nicht ſtummen Art es zu thun, ſchließen muß. Sie hängt mit der begriffmäßigen Sylbenzeit ſo zuſammen, daß man nicht weiß, was Urſache und Wirkung iſt. Sollten die Stamm-

ſylben Ton und Länge behalten, ſo durften ſich die hinzugeſetzten freylich nicht ſehr laut machen; aber wären dieſe häufiger ſtark ins Ohr gefallen; ſo hätten jene vielleicht beydes verlohren. Ihr ſagt ŭnـdankbāre, da es doch nach der Regel ŭndānkbārĕ heißen ſollte.

Deutſcher. Es komme woher es will, ſo bleibt es ein großer Vorzug, daß bey uns die Bewegung der Worte mit ihrem Inhalte immer übereinſtimmt.

Grieche. Mit ihrem Inhalte! Du redeſt wirklich, als ob die proſodiſche Beſchaffenheit des Wortes das Bild und die Empfindung ausdrückte, die es mittheilen ſoll. Hat nicht ſteigen und fallen denſelben Fuß? Und pfeilſchnell den ſchweren Spondeen, Verzug den muntern Jamben? Führe dieß durch unzählige Fälle hindurch. Der Inhalt, welcher die begriffmäßige Sylbenzeit bezeichnet, iſt nicht einmal die logiſche, ſondern nur ungefähr die grammatiſche Form, das Verhältniß des Urſprünglichen und Abgeleiteten. Was kann mit Bezeichnung derſelben für die Darſtellung des Dichters gewonnen ſeyn?

Deutſcher. „Ihr habt Hauptwörter, die ganz unſchicklich aus lauter kurzen Sylben beſtehn.“

Grieche. Der Akzent hob ſie hinlänglich. Doch ihr könnt euch die Muſik einer Sprache gar nicht vorſtellen, deren ſtarke Akzente von der Quantität getrennt und unabhängig ſind.

Deutſcher. „Ihr laßt oft lange Reihen von Kürzen und Längen ununterbrochen auf einander folgen, was bey unſrer Beſtimmung der Sylbenzeit niemals der Fall ſeyn kann.“

Grieche. Jn der Poeſie wird dieß ſchon durch die Regel des Sylbenmaßes beſchränkt; in der Proſa giebt die freyere Wortfolge und der Reichthum an Synonymen Mittel genug an die Hand, es zu vermeiden.

Deutſcher. „Jhr habt einen Überreichthum an Spondeen.“

Grieche. Unſre Längen waren weniger lang als eure. Jhr Übergewicht konnte alſo nicht ſchaden, ſondern diente vielmehr dazu die allzugroße Flüchtigkeit unſrer Sprache aufzuhalten. Jhr habt dagegen viel zu wenig Spondeen: Klopſtock hat ja ſelbſt dieſen Mangel durch ſein liebliches Klagelied an Sponda verewigt.

Deutſcher. Er hat nachher ſeine Geſinnung verändert, und fragt nicht mehr ſo viel nach den Spondeen.

Grieche. Sponda hat andre Liebhaber gefunden, die der etwas ſtarkgegliederten Schönen ihre Gunſt abzwingen, wenn ſie ſie nicht freywillig erhalten. Es iſt eine große Unbequemlichkeit bey eurer Beſtimmung der Sylbenzeit, daß mit dem logiſchen Verhältniſſe der Haupt- und Nebenbegriffe auch das Verhältniß der Längen und Kürzen ſo feſtgeſetzt iſt, daß es nur innerhalb ſehr enger Gränzen wechſeln kann.

Deutſcher. Wir haben doch verſchiedne lyriſche Gedichte, wo ungewöhnlich viel Längen oder Kürzen zuſammengeſtellt ſind.

Grieche. Dafür iſt denn auch die am Sinn

und an der Sprache verübte Gewaltthätigkeit ſehr ſichtbar.

Poeſie. Ich will es dir nicht verſchweigen, Deutſcher, daß einige von euch, die ſich zu meiner Religion bekennen, manchmal in die Abgötterey des Rhythmusdienſtes verfallen.

Grieche. Und die Opfer, die bey dieſem Dienſte gebracht werden, ſind Holokauſte: niemand kann ſie genießen.

Deutſcher. Wenn dergleichen Verſuche auch mißlingen, ſo ſtellen ſie doch die proſodiſche Beſchaffenheit unſrer Sprache ins Licht, und bringen unſre Verskunſt weiter. Warum hältſt du dich bey dieſen Nebenſachen auf? „Es iſt doch, däucht mich, ſo etwas in der epiſchen Versart, der ſchönſten unter allen, die Griechen zu übertreffen.“

Grieche. Der ſchönſten? Das kann ich dir nicht zugeben.

Deutſcher. Deine eignen Landsleute ſagen es ja.

Grieche. Spätere Grammatiker. Könnteſt du ein ſolches Urtheil aus der Zeit anführen, wo lyriſche und dramatiſche Kunſt blühten? Der Hexameter war vollkommen für ſeine Beſtimmung, der tragiſche Trimeter war es eben ſo ſehr für ſeine noch würdigere. Und welch ein Reichthum von muſikaliſchem Zauber liegt in den lyriſchen Sylbenmaßen und Chören! Ich finde überhaupt bey Klopſtock die Anſicht den Hexameter für den Gipfel der Griechiſchen Metrik zu halten, da er doch nur ihre allereinfachſte Grundlage war.

Deutſcher. „Der Homeriſche Hexameter iſt wenigſtens der vorzüglichſte unter allen.“

Grieche. Inſofern der Hexameter damals die natürliche Blüthe der Sprache war, konnte kein Späterer dieſe leichte Fülle wieder erreichen, auch bey dem größten Aufwande von Feinheiten der Kunſt, welche Homer noch nicht kannte.

Deutſcher. „Und dennoch iſt an Homers Versbau noch viel zu tadeln. Er übt oft Sylbenzwang aus.“

Grieche. Etwas ganz eignes, daß jemand, der einen Sänger nie gehört hat, ihn nach drey Jahrtauſenden hören lehren will. Klopſtock hat den Homer fleißig geleſen; aber Homer, weißt du, beſtimmte ſeine Rhapſodien eben nicht für den Druck. — Wiſſen wir, wie ſehr ſich die Ausſprache des Griechiſchen in dem, zwiſchen der Entſtehung der Homeriſchen Geſänge und ihrer Aufzeichnung verfloſſenen, Zeitraume verändert hat? Vermuthlich hatte zu jener erſten Zeit der Akzent noch einen Einfluß auf die Länge, den er nachher verlohr. Endlich mußte in einem Zeitalter, wo die ſchriftliche Bezeichnung noch gar nicht, oder ſehr wenig in Gebrauch war, das Ohr ohne alle Regeln über die Sylbenmeſſung entſcheiden: und man wundert ſich, daß es auch bey der größten Zartheit nicht immer mit grammatiſcher Genauigkeit entſchied? Es fehlt ſo viel, daß „die andern Dichter auch in der Beobachtung der Sylbenzeit unter Homeren“ geweſen wären, daß man vielmehr viele Freyheiten ganz allein bey ihm findet.

Deutſcher. „Homers Hexameter keucht manchmal unter der Spondeenlaſt, und kann kaum fort.“

Grieche. Du beurtheilſt den Griechiſchen Spondeen nach dem Deutſchen. Ich gab dir ſchon vorhin den Grund an, warum unſre Sprache mehr Längen verträgt als eure. Ein Vers von zwölf Sylben, wovon meiſtens acht, häufig neun lang wären, würde im Deutſchen unfehlbar ſchwerfällig ſcheinen. Und doch iſt der Trimeter des Aeſchylus ſo beſchaffen und verdankt ſeine Größe hauptſächlich dem öfteren Gebrauch der Spondeen.

Deutſcher. „Homers Verſe gehen nicht ſelten ihren Weg für ſich, und laſſen den Inhalt den ſeinigen gehn, oder ſie gehn gar gerade zu gegen den Inhalt an.“

Grieche. Wenn nun Homer gar nirgends die Abſicht gehabt hätte, den beſondern Inhalt durch den Gang des Verſes auszudrücken? Wenn dieſer Gedanke ganz außerhalb ſeines Kreiſes lag?

Deutſcher. So hätte er ja Weſen und Zweck des Sylbenmaßes verkannt. „Sylbenmaß iſt Mitausdruck durch Bewegung.“

Grieche. Sage mir nur, wie der Deutſche Hexameter ſich vom Griechiſchen unterſcheidet, und was er dabey gewinnt. Das wird uns auf die Prüfung dieſes Satzes führen.

Deutſcher. „Unſer Hexameter hat den Trochäen zum dritten künſtlichen Fuße angenommen, und verlangt ſogar dieſen merklich öfter als den Spondeen. Er wird dadurch mannichfaltiger, und bekommt faſt

den vierten Theil mehr metriſchen Ausdruck. Der Griechiſche hat nur ſiebzehn verſchiedne Wortfüße; der Deutſche, die fünf- und mehrſylbigen nicht mitgerechnet, zwey und zwanzig.“

Grieche. Alſo Mannichfaltigkeit und Ausdruck. Hältſt du Mannichfaltigkeit für etwas unbedingt Gutes?

Deutſcher. Nun freylich, ſie gefällt an ſich.

Grieche. Wäre Mannichfaltigkeit ohne Einſchränkung gut, ſo wäre jedes Sylbenmaß fehlerhaft: denn jedes ſchränkt die Mannichfaltigkeit der rhythmiſchen Bewegungen ein. Ferner: ſoll der Ausdruck auf die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung, oder auf das Allgemeine gehen?

Deutſcher. Unſtreitig auf jene.

Grieche. Aber kehren die einzelnen Gegenſtände der Darſtellung in dem Gedicht wieder?

Deutſcher. Nein, ſie ziehen vorbey und es kommen andre und andre.

Grieche. Allein das Sylbenmaß iſt ein Geſetz der Wiederkehr: du ſiehſt alſo der „Mitausdruck durch Bewegung,“ auf dieſe Art ausgelegt, würde niemals darauf führen.

Deutſcher. Was verſtehſt du aber unter dem Allgemeinen, und wie ſoll es der Dichter metriſch ausdrücken?

Grieche. Weiß etwa einer unter euch Repräſentanten der Sprachen, was epiſch iſt?

Franzoſe. Epique? Poëme épique? Das ſollten wir nicht wiſſen?

Deutſcher. Unſre Theoretiker lehren es umſtändlich. Vor allem ſind die Epopeen epiſch.

Grieche. Die nun grade am wenigſten. Dir, Deutſcher, ſollte durch Nachbildungen der Homeriſchen Erzählungsweiſe, die ihr ſeit kurzem erhalten habt, ſchon ein Licht über das bisherige Nichtwiſſen angezündet ſeyn. Was für Gegenſtände weiſt Klopſtock dem metriſchen Ausdrucke an?

Deutſcher. „Erſt die ſinnlichen; hauptſächlich aber gewiſſe Beſchaffenheiten der Empfindung und Leidenſchaft.“

Grieche. Der Empfindung und Leidenſchaft weſſen? Des Dichters, oder der von ihm dargeſtellten Perſonen?

Deutſcher. Beydes fällt in eins: der Dichter nimmt an ſeinen Perſonen den innigſten Antheil.

Grieche. Wenn nun der epiſche Dichter Herrſchaft genug über ſich ſelbſt beſäße, um von dieſem Antheile nichts zu äußern?

Franzoſe. Das müßte ein entſetzlich harter Menſch ſeyn.

Grieche. Und wenn eben dieſe über die Darſtellung verbreitete Ruhe der Grundkarakter des epiſchen Gedichts wäre?

Deutſcher. Wie kann es dann gut ſeyn? „In guten Gedichten herrſcht die Leidenſchaft.“

Grieche. Wer das ſagte, dachte wohl nur an lyriſche. — Das Sylbenmaß ſoll durch das Geſetz ſeiner Wiederkehr den Geiſt der Dichtart ausdrücken; die in dieſen Gränzen freygelaßne Abwechſelung ge-

ſtattet dem Dichter ſich auch dem Einzelnen durch metriſchen Ausdruck zu nähern. Der Geiſt des Epos iſt der unbeſtimmteſte, umfaſſendſte, ruhigſte: das Geſetz der Wiederkehr durfte alſo ſehr einfach, und der freygelaſſene Spielraum ſehr groß ſeyn. Die ganz individuell beſtimmte Richtung des lyriſchen Gedichts hingegen, die das Einzelne unumſchränkt beherrſcht, erfordert oft ein ſehr komplizirtes Geſetz der Wiederkehr, Strophen, auch wohl Antiſtrophen und Epoden, und hebt die Freyheit der Abwechſelung faſt gänzlich auf. Du wirſt dieß weiter anwenden: die Sache iſt zu weitläuftig, um ſie hier auszuführen. Es könnte doch wohl ſeyn, daß eben die Veränderung, welche eurem Hexameter mehr Mannichfaltigkeit und alſo Fähigkeit, das Einzelne auszudrücken, gab, ihn zum Ausdruck der Hauptſache, nämlich des Epiſchen, weniger geſchickt gemacht hätte.

Deutſcher. „Der Trochäe vertritt ja den Spondeen beynahe. Er beſchützte euch vor den übermäßigen Längenreihen, wenn ihr ihn ebenfalls aufnahmt.“

Grieche. Mit der Gleichzeitigkeit der beyden Hälften jedes Fußes, wäre der ruhige, ebenmäßige Rhythmus des Hexameters zerſtört worden.

Deutſcher. Das beruht wieder auf dem Einfall mit der doppelten Dauer der Länge.

Grieche. Nennſt du es auch einen Einfall wenn jemand Dreyachteltakte zwiſchen Zweyvierteltakte einmiſchen wollte, und ein Muſiker ſagte ihm, das ginge nicht?

Deutſcher. Verſe und Muſik ſind auch ſehr verſchieden.

Grieche. Bey euch freylich, unſre Hexameter wurden geſungen. Dieß vergißt Klopſtock auch, wenn er ſeinen, für den Vorleſer ganz richtigen, Unterſchied zwiſchen künſtlichen und Wortfüßen auf uns anwendet, und daraus folgert. Wie die Poeſie überhaupt bey uns weit mehr Gewalt über die Sprache hatte, ſo vermehrte ſie auch ihre ſo ſchon große Stetigkeit, und was ein Abſchnitt des Verſes in ſich ſchloß, wurde gleichſam zu einem einzigen poetiſchen Worte.

Deutſcher. Du verwirfſt alſo unſern Hexameter gänzlich?

Grieche. Nicht doch, ich kann nur nicht zugeben, daß er unſerm vorgezogen werde. Eben weil der Deutſche nur zum Vorleſen beſtimmt iſt, darf ſein Geſetz weniger ſtreng ſeyn. Überdieß hat ja Klopſtock, wo er wollte, und mehre eurer Dichter haben gezeigt, daß man im Deutſchen Hexameter machen kann, die in Anſehung des Rhythmiſchen, von der Euphonie iſt hier nicht die Rede, unſern ſehr nahe kommen.

Deutſcher. Ich bin zufrieden: du räumſt mir immer noch mehr ein, als alle meine neueren Gegner von ihren Sprachen rühmen können.

Italiäner. O wir haben auch Hexameter aufzuweiſen.

Franzoſe. Wir auch.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. „Ihr habt euch alle bemüht welche zu machen, aber es iſt euch mißlungen.“

Italiäner. Mißlungen? Ich denke, unſere Hexameter könnten den alten wohl ähnlicher werden als eure. Man hat nur keinen Geſchmack daran gefunden.

Poeſie. Ein erſter Verſuch gelingt nie ganz. Wenn die Sachen gleich ſtehen ſollten, ſo müßte in einer gleich günſtigen Epoche der Bildung jener Sprachen ein eben ſo hoher Dichtergeiſt ſeinen Ruhm an die Einführung der alten Sylbenmaße gewagt haben. Mir ſcheint Klopſtock allzubeſcheiden ſein eignes Verdienſt der Sprache zuzurechnen.

Deutſcher. Die andern haben ja gar nicht einmal eine beſtimmte Sylbenzeit.

Poeſie. Kannte man die eurige als ſolche, ſo lange ihr bey den gereimten Sylbenmaßen verharrtet? Hat nicht Klopſtock ſelbſt ihre Geſetze nur allmälig entdeckt? Hat nicht Hagedorn ſich in einem Briefe an Ebert wegen einer ihm zweifelhaften Quantität erkundigt, über die ihn jetzt jeder Schüler der Proſodie zurechtweiſen kann?

Deutſcher. Es bleibt doch ein Verdienſt der Deutſchen, daß ſie die alten Sylbenmaße ſo willig aufgenommen.

Poeſie. Du vergißt, welche ſaure Mienen ihr Geſchmack gemacht, ehe er ſich dieſe Medizin hat eingehn laſſen. Die vom Zaune gebrochnen Einwendungen rechne ich mit zu den ſauren Mienen. Es gehörte wirklich Klopſtocks feſte Männlichkeit dazu, um die Sache durchzuſetzen. Über ein halbes Jahrhundert iſt es nun her, ſeit der Anfang gemacht wurde;

Klopſtock hat gleich damals, und beſonders in den neueſten Zeiten von großen Dichtern fleißige Nachfolge gefunden: und wie weit iſt es denn nun mit der Popularität der alten Sylbenmaße?

Deutſcher. So weit, daß es nie wieder rückwärts gehen kann. Auch deswegen nicht, weil wir ein Bedürfniß haben, die Alten in ihrer ächten Geſtalt zu leſen, und uns in eignen Werken an ihre große Formen anzuſchließen.

Poeſie. Über die anfängliche Abneigung gegen die antiken Sylbenmaße darf man ſich indeſſen nicht wundern: ihre Verſchiedenheit von den modernen liegt nicht auf der Oberfläche, ſondern iſt in dem weſentlich verſchiednen Karakter der Bildung gegründet. Laß bey den andern Nazionen den Sinn für das Antike einmal erwachen, ſo werden ſie in ihren Sprachen die Fähigkeit zu den alten Sylbenmaßen ſchon hervorzurufen wiſſen, und deine verliert ihr Monopol damit.

Deutſcher. Es ſoll mir lieb ſeyn, wenn das geſchieht: Klopſtocks Name wird immer zuerſt dabey genannt werden.

Römer. Zur Vergeltung dafür, daß er die Römer ohne Umſtände Meiſterer genannt hat, weil ſie die Freyheiten des Griechiſchen Versbaues aus Gründen, die in der Natur ihrer Sprache lagen, enger einſchränkten, mache ich ihm den Ruhm der Erfindung ſtreitig.

Deutſcher. Es kann ihm nur in ſo fern daran liegen, als er es zuerſt auf die rechte Art angefangen und die Erfindung behauptet hat.

Römer. Dem ſey wie ihm wolle, es ſind ſchon vor mehr als ſiebzehnhundert Jahren Deutſche Hexameter gemacht. Ihr wundert euch? Ich hörte ja erſt, die Geten wären ein Deutſches Volk geweſen.

Deutſcher. Ganz richtig.

Römer. Ovid lebte in der Verbannung unter den Geten und machte aus Langerweile, oder weil er es gar nicht laſſen konnte, Getiſche Verſe:

Ach, ich ſchäme mich deß! ich ſchrieb auch ein Getiſches Büchlein,
Fügte barbariſche Wort' unſeren Weiſen gemäß.

Alſo in Römiſchen Sylbenmaßen. Daß es Hexameter waren, läßt der Inhalt des Gedichtes, das Lob des Imperators, nicht zweifeln. Er fand auch Beyfall damit:

Und ich gefiel, ja wünſche mir Glück, und es fängt bey den wilden
Geten mein Dichterruhm ſchon zu erheben ſich an . .
Als ich das Werk durchleſen der nicht mir heimiſchen Muſe,
Als mir das ſchließende Blatt nieder zum Finger gelangt:
Haben ſie alle das Haupt und die vollen Köcher geſchüttelt,
Während von Getiſchem Mund langes Gemurmel erſcholl.

Deutſcher. Die Geten waren alſo ſchon klüger als die neueren Europäer, die nichts von den alten Sylbenmaßen wiſſen wollten.

Grieche. Ich komme auf die Kürze. Klopſtock hat ſich beſonders bemüht zu zeigen, ſeine Sprache übertreffe hierin die beyden alten.

Deutſcher. Es iſt ihm auch gelungen. Er hat eine Menge Stellen alter Dichter in der Überſetzung verkürzt, ohne ihnen etwas zu nehmen.

Grieche. Sollen wir die Kürze mit der Elle meſſen, oder nach der Uhr berechnen?

Deutſcher. Wozu dieſe ſpöttiſche Frage?

Grieche. Die Kürze iſt ja etwas ſinnliches: ſie wird alſo im Raume oder in der Zeit wahrzunehmen ſeyn.

Deutſcher. Allerdings in beyden. Du ſiehſt ja, Klopſtocks Verdeutſchungen haben immer weniger Verſe als das Original.

Grieche. Das wäre denn doch eine Art von ſinnlichem Maßſtabe. Aber er iſt mir nicht genau genug: welch ein Unterſchied zwiſchen Vers und Vers! Daß ein Deutſcher Hexameter auf dem Papiere länger iſt als ein Griechiſcher, fällt in die Augen, und wenn du noch zweifelſt, ſo befrage den Setzer. Um jenen Maßſtab nach der Zeit näher zu prüfen, müßte der Originaldichter und der Dollmetſcher, jeder ſo geſchwind er könnte, die angeblich verkürzte Stelle herſagen, und man ſähe dann, wer am erſten fertig wäre.

Engländer. Schön, da giebt es Verse-races. Ich will gleich eine Wette anſtellen.

Franzoſe. Auf dieſe Art werde ich den Deutſchen auch leicht in der Kürze beſiegen, denn drey

von ſeinen Sylben dauern oft länger als ſechs von meinen. Irritabilité, Reizbarkeit.

Deutſcher. Wie kannſt du ſo lächerliche Vorſchläge thun? Je kürzer der Ausdruck, deſto mehr Würde, Nachdruck und alſo auch Langſamkeit erfodert der Vortrag.

Grieche. So geht ja der ganze Vortheil der Kürze, das bischen erſparte Zeit, wieder verlohren.

Deutſcher. Du redeſt unmöglich im Ernſt, denn du weißt ſo gut, wie ich, daß „die Kürze wenige Theile durch Worte von ſtarker Bedeutung zuſammenfaſſet und gleich einer großen Lichtmaſſe auf einem Gemählde leuchtet.“

Grieche. Vortrefflich! Das hat ein Meiſter geſagt. Ich wollte dich nur zu dem Geſtändniß bringen, daß man die Kürze nicht um ihrer ſelbſt willen, ſondern wegen einer gewiſſen hervorzubringenden Wirkung ſucht, und daß ſie nicht überall in gleichem Grade hingehört.

Deutſcher. „Sie begünſtigt doch überall das ſchnellere Denken; und der ſchnellere Gedanke iſt lebendiger, hat mehr Kraft!“

Grieche. Schnell und langſam ſind Verhältnißbegriffe, wobey es auf Gewöhnung ankommt. Ihre großen Streiche thut die Kürze nur durch das Ungewöhnliche. Der beſtändige Lakonismus mag eine große ſittliche oder politiſche Eigenthümlichkeit ſeyn, aber er iſt weder etwas dichteriſches noch redneriſches.

Deutſcher. Iſt es nicht erhaben, wenn die Spartaniſche Mutter den Schild übergiebt: Den oder auf dem.

Grieche. Weil es das ſchlichte und entſchiedne einer erhabnen Geſinnung ausdrückt. Aber gewiß fiel dieß den Athenern, eben weil ſie vom Morgen bis in den Abend zu plaudern pflegten, ſtärker auf, als den halb ſtummen Spartanern ſelbſt. Der geſellige Menſch liebt zu reden, der Dichter iſt der geſelligſte aller Menſchen. Wenn er nun immer mit den Worten und Sylben geizte, ſo wäre ſeine Freude ja gleich zu Ende.

Deutſcher. Er iſt ſo reich, daß er viel in wenigem geben kann, ohne ſich zu erſchöpfen.

Grieche. Seine Erhebung über die Wirklichkeit fodert eben ſo oft Entfaltung als Zuſammendrängung von ihm. Der angeſtellte Wettſtreit bewieſe nichts, wenn die überſetzten Stellen auch noch viel beträchtlicher in einer Dollmetſchungsmühle zuſammengeſtampft würden. Die alten Dichter wollten ja nicht kürzer ſeyn, als ſie waren. Man müßte ſie nun erſt wieder erwecken, und ihnen geſtatten, aus ihren Verſen Kunſtſtücke der Kürze zu machen.

Deutſcher. Es iſt die Frage, ob ſie daſſelbe kürzer ausdrücken konnten.

Grieche. Nach der Wahl der aus dem Griechiſchen überſetzten Stellen kann es Klopſtocken unmöglich rechter Ernſt damit geweſen ſeyn. Aus dem Homer, und immer aus dem Homer! Homer kennt keine andre Kürze als die der Einfalt, und ihm iſt auch ihre ganze Weitläuftigkeit eigen. Überdieß iſt ſchöner Überfluß der Hauptkarakter ſeines Styls. Galt es bey dem Wettſtreite wirklich eine Entſcheidung: warum wurden nicht Stellen des tragiſchen

Dialogs gewählt, wo die Gedanken mit jeder Zeile wie Geſchoſſe hin und wieder fliegen? Oder von jenen Verſen des Aeſchylus, wovon zwey in die Wage gelegt, den ganzen Euripides mit Weib, Kindern, Kephiſophon und Büchern aufwiegen konnten? Oder von jenen gewaltigen Sprüchen des Pindar, womit er ſeiner über ihre Ufer brauſenden Rede auf einmal einen Damm entgegenſetzt? Oder wenigſtens vonden gediegnen Sittenſprüchen des Menander?

Römer. Auch die aus dem Römiſchen gewählten Stellen ſind meiſtens Virgiliſche, mit einer gewiſſen Fülle geſchmückte. Und vollends aus dem geſchwätzigen Ovid!

Deutſcher. Doch auch aus Horazens Oden.

Römer. Das bedeutet ſchon mehr. Man muß, denke ich, froh ſeyn, ihn ohne Verkürzung überhaupt nur gut überſetzen zu können.

Deutſcher Kurz und gut.

Römer. Es möchte kurz und ſchlecht daraus werden. Dieß wäre der Fall, wenn an die Stelle der Anmuth und Leichtigkeit, die ſich beym Horaz mit dem ſinnreichen Nachdruck der Kürze paart, Härte und Dunkelheit träte.

Deutſcher. Klopſtock hat deine Sprache durch die Bedingung des Wettſtreits genug geehrt, Römer. Die Vereinung ſoll ja Siegerin ſeyn, wenn ſie auch die überſetzten Stellen ein wenig verlängern müßte.

Römer. Sie thut es nur einmal, und wo es nicht nöthig war, bey dieſen Zeilen Virgils:

Ille caput quaſſans: Non me tua fervida terrent
Verba, ferox, dI me terrent, et Juppiter hoſtis.

Turnus ſchüttelt ſein Haupt: nicht deine flammenden Worte
Schrecken, wütender, mich, mich ſchrecken die Götter und der mir
Zürnet, Jupiter!

Warum nicht:

Jener ſchüttelnd das Haupt: Nicht deine brauſenden Worte
Schrecken mich, Wilder, mich ſchrecken die Götter und Jupiters Zürnen.

Du ſiehſt, die einzelnen Fälle beweiſen weder für noch wider die größere Kürze einer Sprache; es miſcht ſich da zu viel Zufälliges hinein. Man muß auf ihren Bau zurückgehn.

Deutſcher. „Gut, die meinige hat kürzere Worte."

Engländer. Wenn es darauf ankommt, ſo nehmt es einmal mit mir auf.

Römer. Soll die Sprachkürze dichteriſchen Werth haben, ſo muß ſie der Schönheit nicht Eintrag thun. Das thut aber die Einſylbigkeit. Zur Würde gehört ein gewiſſer Umfang der Worte. Die Schönheit liebt tönende und durch den Wohlklang beflügelte Vielſylbigkeit. Alles beruht darauf, daß eine Sprache die Theile der Gedanken in große Maſſen zuſammenfaſſe, und daß ſie kühn auslaſſen dürfe.

Deutſcher. Dieß hat Klopſtock ſelbſt dadurch angedeutet, daß er die Vereinung mit Harmoſis und dann mit Ellipſis den Wettſtreit der Kürze halten läßt.

Römer. In beyden Stücken kann es die Deutſche Sprache den alten und beſonders meiner nicht gleich thun. Dieſe iſt noch kürzer als die Griechiſche, weil ſie keinen Artikel und keine Partikeln hat.

Grieche. Die Partikeln verlängern die Sprache wenig, weil ſie ſich ganz an die größern Wortmaſſen anfügen. Der Artikel iſt erſt ſpäter in unſre Sprache gekommen: Homer hat ihn noch nicht, und unſre Dichter waren daher überhaupt nicht ſo ſehr an ihn gebunden.

Römer. Und weil ſie vieles durch Umendungen der Nennwörter anzeigt, wozu die Griechiſche Beziehungswörter braucht. Das Deutſche hat nun obendrein die unvollſtändige Biegung der Zeitwörter, welche ihm oft doppelte Hülfswörter, und die beſtändige Wiederhohlung der perſönlichen Fürwörter nöthig macht. Redensarten wie: oſtendite bellum, pacem habebitis, mögt ihr in der Sylbenzahl kürzen; in wie viele Wörter und Wörtchen müßt ihr ſie zerſtücken! Eben die vollſtändige Beſtimmtheit, womit wir die Nebenbegriffe und Verhältniſſe an den Hauptwörtern bezeichnen, macht auch, daß wir viel auslaſſen dürfen, ohne, wie ihr, Zweydeutigkeit und Verworrenheit zu befürchten. Dazu kommen nun noch jene zuſammendrängenden Wendungen: der bey euch ſo ſehr beſchränkte Gebrauch des Partizips, der abſolute Ablativ u. ſ. w.

Deutſcher. Wir können mehre Hauptbegriffe zu einem Worte vereinigen.

Römer. Das iſt etwas. Unſre Sprache hat

ſich hierin freylich ſehr eingeſchränkt. Aber du ſiehſt, daß es bey weitem nicht entſcheidet: denn ſonſt könnten wir nicht kürzer als die Griechen ſeyn, die ebenfalls viel zuſammenſetzen.

Franzoſe. Hört endlich auf, ſo langweilig über die Kürze zu ſeyn. Ihr beweiſt, daß es damit weit mehr an dem Menſchen als an den Sprachen liegt. Unſre zum Beyſpiel iſt kurz, weil es uns natürlich iſt, uns kurz zu faſſen.

Deutſcher. Oder wenigſtens ſchnell überhin zu gehn.

Franzoſe. Die eurige hingegen iſt lang, weil ihr bedächtig, langſam und ſchwerfällig mit näheren Beſtimmungen, Einſchränkungen, und Gegeneinſchränkungen, Erläuterungen, Einſchaltungen, Bevorwortungen etwaniger Mißverſtändniſſe und halben Zurücknehmungen gar nicht fertig werden könnt. Über die Heiligerömiſchereichdeutſchernazionsperioden hat ſich ja euer Fürſprecher ſelbſt luſtig gemacht. Hier laßt ihr euch doch öffentlich als Nazion vernehmen. Vergleicht nur einen einzigen Reichstagsſchluß mit einer ganzen Konſtituzion von uns.

Deutſcher. Deswegen habt ihr auch beynah ſo viel Konſtituzionen nöthig, als wir Reichstagsſchlüße.

Italiäner. Warum wird denn mir Weitſchweiſigkeit vorgeworfen? Giebt es einen Deutſchen Dichter, der ſo ſehr Meiſter in der Kürze wäre als Dante? Wir haben auch eine vollſtändigere Biegung der Zeitwörter, und knüpfen oft mehre Fürwörter an ſie an.

Deutſcher. O ja, ihr ſeyd beſonders in der Proſa allerbewundernswürdigſt kurz! Maravigliosiſsimamente!

Italiäner. Das iſt nun wieder Sache des Geſchmacks. Wir lieben den Superlativ.

Poeſie. Da Klopſtock einen ſo ungemeinen Werth auf die Kürze legt, warum hat er nicht neben der Bildſamkeit, Bedeutſamkeit und ſo manchen ähnlichen auch die Schweigſamkeit aufgeführt?

Grammatik. Sie konnte ja nicht mitreden, ohne ihren Karakter zu verläugnen.

Poeſie. So hätte ſie wenigſtens, wie die Niobe des Aeſchylus, mit verhülltem Antlitz unter den Streitenden geſeſſen und Ehrfurcht geboten.

Grammatik. Klopſtock ſpielt ſelbſt die Rolle der Schweigſamkeit in dem ganzen Buche. Kaum giebt er Winke, wo man befriedigende Belehrung von ihm wünſcht.

Franzoſe. In den grammatiſchen Geſprächen wird ein Wettſtreit zwiſchen den Sprachen angekündigt, worin ihnen der Vorrang nach der Geſchicklichkeit im Überſetzen zuerkannt werden ſoll. Ich proteſtire hiegegen im Namen der meinigen. Es iſt ein bloß nazionaler Kanon, denn die Deutſchen ſind ja Allerweltsüberſetzer. Wir überſetzen entweder gar nicht, oder nach unſerm eignen Geſchmack.

Deutſcher. Das heißt, ihr paraphraſirt und traveſtirt.

Franzoſe. Wir betrachten einen ausländiſchen Schriftſteller, wie einen Fremden in der Geſellſchaft,

der ſich nach unſrer Sitte kleiden und betragen muß, wenn er gefallen ſoll.

Deutſcher. Welche Beſchränktheit iſt es, ſich nur einheimiſches gefallen zu laſſen!

Franzoſe. Die Wirkung der Eigenthümlichkeit und der Bildung. Helleniſirten die Griechen nicht auch alles?

Deutſcher. Bey euch eine Wirkung einſeitiger Eigenthümlichkeit und konvenzioneller Bildung. Uns iſt eben Bildſamkeit eigenthümlich.

Poeſie. Hüte dich, Deutſcher, dieſe ſchöne Eigenſchaft zu übertreiben. Gränzenloſe Bildſamkeit wäre Karakterloſigkeit.

Grieche. Was ihr im Überſetzen leiſten könnt, weiß ich. Indeſſen wollte ich euch doch in wenigen Zeilen allerley zu rathen geben, und ſehr lebhaft daran erinnern, daß unſre Sprache ihre ganz unnachahmlichen Reize hat. Es verſteht ſich, daß nur das mit gleicher oder beynah gleicher Würde, Kraft und Anmuth nachgebildete überſetzt heißen kann.

Deutſcher. Ich erwarte deine Aufträge.

Grieche. Hier ein paar Verſe des Sophokles:

Ὅτε Μοῖρ᾽ ἀνυμέναιος,
ἄλυρος, ἄχορος, ανεπέφηνε.

Und folgendes Diſtichan des Hermeſianax:

Μίμνερμος δὲ τὸν ᾽ηδὺν ὅς εὕρετο, πολλὸν ἀνατλὰς,
Ἦχον, καὶ μαλακοῦ πνεῦμ᾽ ἀπὸ πενταμέτρου.

Es iſt nur eine kleine Probe.

Italiäner. Laß mich auch eine hinzufügen, es ſollen nur einzelne Verſe ſeyn. Von Dante aus der Jugendgeſchichte der Seele:

L'anima ſemplicetta, che ſa nulla;

und vom Arioſt auf den großen Buonarroti:

Michel, più che mortal, Angel divino.

Deutſcher. Nach dieſem Spiel fürchte ich, daß mir der Römer Semibovemque virum ſemivirumque bovem aufgiebt.

Römer. Sey unbeſorgt, ich habe beſſeres zu wählen. Hier iſt eine Schilderung des Hylas an der Quelle:

Et circumdigro ſurgebant lilia prato
Candida purpureis miſta papaveribus.
Quae modo decerpens tenero pueriliter ungui,
Propoſito florem praetulit officio.
Et modo formoſis incumbens neſcius undis
Errorem blandis tardat imaginibus.

Du haſt die Bedingung, mit faſt gleicher Anmuth, nicht vergeſſen.

Deutſcher. Ich werde die Aufgaben aus den Alten Klopſtocken und Voſſen vorlegen. Wir können freylich keine ſolchen Pentameter machen. Dann ſchließe ich auch aus eurer Wahl, daß ihr einen mir unmöglichen Fehler mit übertragen wünſcht.

Grieche. Welchen Fehler?

Deutſcher. Die Abtrennung der Beywörter von ihren Hauptwörtern, und überhaupt „eure verworfne Wortfolge.“

Grieche. Die Freyheit der Wortfolge, die ſchönſte Frucht von dem vollkommnen Bau unſrer Sprachen, ſoll ein Fehler ſeyn?

Deutſcher. Gut, ich will mit beybehaltner Wortſtellung aus euren Dichtern überſetzen.

Römer. Ich weiß wohl, daß Klopſtock, um die Unſchicklichkeit unſrer Wortfolge zu beweiſen, dieſe Probe an einer ſchönen Stelle des Horaz gemacht hat. Aber was beweiſt ſie? Zuerſt wird in jeder Sprache vieles für natürlich gehalten, was bloß auf der Gewöhnung beruht. Es iſt eben ſo, als wenn jemand aus einer fremden Sprache mit beybehaltnem Geſchlecht der Hauptwörter überſetzte, etwa argenteus Luna und aurea ſol ſagte, und ſich dann über die Wunderlichkeit jener wunderte. Ferner iſt die Sache durch die Übertragung ins Deutſche durchaus verändert. So wie ihr die Wörter aus den erlaubten Stellen wegrückt, entſteht Zweydeutigkeit und Verworrenheit, weil bey euren unvollſtändigen Biegungen die Stellung zu Hülfe kommen muß, um die Verhältniſſe der Wörter zu erkennen, die bey uns auf das deutlichſte an ihnen ſelbſt bezeichnet ſind.

Deutſcher. „Die Wirkung wird geſchwächt, während man die Worte, die hie und da getrennt herum taumeln, mit Zeitverluſte zuſammen ſuchen muß.“

Grieche. Und wer mußte das? Die Einheimiſchen, die es von Jugend auf ſo gewohnt waren? Überdieß fallen unſre tönenden und vielſylbigen Biegungen, du erinnerſt dich deſſen, was ich vorhin von ihrem vielfachem Einfluſſe ſagte, ſtark ins Ohr; das durch die Bedeutung verknüpfte ordnet ſich von ſelbſt auch ſinnlich zuſammen. Eine ſo ängſtliche Wortfolge zu beobachten, wie in eurer und andern neueren Sprachen, wäre bey uns übermäßige Deutlichkeit geweſen, und dieſe iſt für eine ſchnelle Faſſungskraft läſtig und beleidigend.

Deutſcher. Gleichwohl ſcheint ihr ſelbſt das Fehlerhafte gefühlt zu haben. „Ihr Griechen gingt in der Verwerfung der Worte nicht ſo weit als die Römer, und Homer war unter euren Dichtern der enthaltſamſte.“

Grieche. Das brachte die Einfalt ſeines Zeitalters und der Geiſt der Gattung mit ſich. Auf dieſe Art würfeſt du aber der Sprache vor, was die Dichter verſehen hätten. Eine Freyheit iſt ja niemals ein Übel. Man kann ſich ihrer bedienen, oder auch nicht.

Deutſcher. „Eure verworfne Wortfolge war eine Sache der Noth. Sie iſt vermuthlich bloß daher entſtanden, daß ihr aus lauter Längen oder Kürzen beſtehende Wörter habt, daß alſo die natürliche Ordnung zu viel lange oder kurze Sylben zuſammenbrachte, die des Sylbenmaßes und in Proſa des Numerus wegen getrennt werden mußten.“

Grieche. Du ſiehſt das als einen Nothbehelf an, was die durchgängige Unabhängigkeit unſrer Poeſie vom Bedürfniſſe auf das ſchönſte beurkundet. Du kennſt doch die orientaliſche Weiſe, mit Blumen Briefe zu ſchreiben? Nimm nun an, die Bedeutung jeder Blume ſey beſtimmt, und ihre Verhältniſſe zu einander ebenfalls; möchteſt du dann den Kranz daraus lieber ſo geflochten ſehen, daß die gleichartigen Blumen beyſammen blieben, oder daß ſie ſich mannichfaltig durchſchlängen? Unſre Strophen, unſre Diſtichen ſind ſolche Kränze; eben durch die Stellung werden ſie zu Ganzen, wo nichts herausgeriſſen werden kann, ohne ſie zu zerſtören. Das Bild, der Gedanke wirkt nun als eine untheilbare, innig vereinigte Maſſe.

Franzoſe. In dem Verdienſt einer natürlichen, dem Verſtande gemäßen, ordentlichen Wortfolge ſind wir dir überlegen, Deutſcher.

Engländer. Wir auch.

Deutſcher. Ihr müßt wohl: man verſtände euch ſonſt gar nicht, da ihr keine Umendungen der Haupt- und Beywörter habt.

Franzoſe. Du führſt eben das gegen uns an, was der Grieche gegen dich. Überhebe dich alſo nicht deiner etwas weniger kargen Wortändrung.

Engländer. Deine Sprache iſt auf halben Wege ſtehn geblieben. Meine hat nicht nur die Umendungen, ſondern auch die unnützen Geſchlechtsunterſchiede der Haupt- und Beywörter abgeſchafft; ja ſie konjugirt nur eben zwiſchen den Zähnen. Sie iſt eine Philoſophin.

Deutſcher. Auch eine Dichterin?

Engländer. Sie iſt ſehr kühn und frey, ſo oft ſie will.

Franzoſe. Welches iſt das Geſetz der Deutſchen Wortfolge?

Deutſcher. Sie läßt gewöhnlich das Unbeſtimmtere vorangehen.

Grieche. Damit leiſtet ſie der Einbildungskraft einen ſchlechten Dienſt.

Deutſcher. „Überhaupt liebt ſie es, Erwartungen zu erregen: ſie ſetzt daher das Beywort vor die Benennung, und die Modifikazion vor das Modifizirte.“

Franzoſe. Deswegen trennt ſie auch das un-

mittelbar zuſammen gehörige: das perſönliche Fürwort und Hülfswort vom Zeitworte, dieſes von der Konjunkzion wodurch es regiert wird; die trennbaren Präpoſizionen von den Zeitwörtern, womit ſie zuſammengeſetzt ſind u. ſ. w. Das eine ſtellt ſie zu Anfange, das andre zu Ende des Satzes. Kurz, eure Wortfügung gleicht, beſonders in den langen proſaiſchen Perioden, einer Krebsſchere die ſich langſam und bedächtig öffnet, und dann auf einmal zuſchnappt.

Deutſcher. Du haſt keine Urſache zu ſpotten. Wie gebunden iſt deine poetiſche Wortfolge gegen meine!

Italiäner. Und wiederum die Deutſche gegen meine!

Franzoſe. Ihr könnt nicht einmal wie wir das Beywort vor oder hinter das Hauptwort ſetzen.

Deutſcher. Wir thun jetzt auch das letzte mit Hülfe des wiederhohlten Artikels.

Poeſie. Man kann einer Sprache eigentlich das nicht anrechnen, wozu nur die Kühnheit einiger Männer von Anſehn ſie allmählig nicht ohne Widerſetzlichkeit gebracht hat. Erinnre dich, Deutſcher, wie gar weniges von poetiſcher Wortſtellung ihr hattet, ehe Klopſtock dichtete.

Engländer. Jetzt habe ich eine beſondre Klage gegen ihn vorzubringen. Er beſchuldigt mich der barbariſchen Sprachmiſcherey: ich nehme Lateiniſche Wörter aus dem eiſernen Zeitalter auf, und ſelbſt aus dem bleyernen der Mönche.

Deutſcher. Es liegt ja am Tage. Er hat auch durch Überſetzung einer Stelle Miltons, worin er die Fran-

Digitized by Google

Franzöſiſchen und Lateiniſchen Ausdrücke im Deutſchen beybehält, gezeigt, welchen Eindruck das machen muß.

Engländer. Freylich iſt unſre Sprache aus fremdartigen Beſtandtheilen erwachſen, aber ſie ſind ſo amalgamirt, daß man den verſchiednen Urſprung derſelben gar nicht einmal bemerkt.

Deutſcher. „Das thut nichts, dadurch wird dem Unedlen der Miſchung nicht abgeholfen."

Engländer. Hältſt du entkörpern für ein edles Wort?

Deutſcher. Allerdings.

Engländer. Wenn nun jemand, wo es in einem eurer Dichter vorkommt, entkorporiren ſetzte? Oder gar ſtatt, „der Lorbeer krönt ihn," der Laurusbeer koronirt ihn? Würde dadurch nicht die ganze Sache verändert? Dennoch hat es mit jener Überſetzung aus Milton ungefähr dieſe Bewandtniß.

Deutſcher. Die ſpäteren verwerflichen Einmiſchungen der Gelehrten und Weltleute abgerechnet, enthält das Deutſche wenig fremde Wörter. Es iſt eine urſprüngliche und reine Sprache.

Grieche. Das Urſprüngliche iſt mehr, als ich von der Helleniſchen zu rühmen wage.

Römer. Und was das Reine betrifft, ſo weiß ich beſſern Beſcheid zu geben.

Deutſcher. Nun ja, die Ausdrücke, welche auf den Religionsdienſt Bezug haben, brachten freylich die Lateiniſchen Prieſter mit.

Römer. Nicht doch! Ihr könnt ohne unſre

Hülfe keine Verſe machen; ihr habt nicht einmal eine einheimiſche Natur.

Grieche. Ich befürchte, Deutſcher, deine Landsleute werden die Ausdrücke aus den fremden, beſonders aus den alten Sprachen nicht los, bis ſie es einmal wie die Kaunier machen.

Deutſcher. Was thaten die Kaunier?

Grieche. Man richtete Tempel fremder Götter bey ihnen auf, gegen die ſie eine Abneigung hatten. Sie bewaffneten ſich alſo einſt ſämmtlich, ſchlugen mit ihren Speeren in die Luft, und zogen ſo bis an die Gränze, indem ſie dabey ſagten, ſie trieben die fremden Götter aus.

Franzoſe. Der unwiderſtehliche Hang, der ſich in einer Sprache äußert, aus einer andern zu entlehnen, deutet auf höhere Bildung dieſer. Die Minneſinger borgten ſchon von unſern Provenzalen, und noch jetzt —

Deutſcher. Die wiſſenſchaftlichen Ausdrücke nehmen wir meiſtens von den Römern und Griechen; mit den Namen der geſellſchaftlichen Thorheiten verſehen uns unſre Nachbarn.

Franzoſe. Die feineren Thorheiten und ihre Beobachtung zeugen auch von Bildung: ſie machen das Leben liebenswürdig. Doch nun iſt die Reihe an mir, über die ausgezeichnete Feindſeligkeit zu klagen, daß in den grammatiſchen Geſprächen aus einer einzelnen Grille meiner Sprache eine eigne Perſon, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, gemacht wird —

Grammatik. Was erhebt ſich draußen für ein Geräuſch?

Poeſie. Da tritt eine ſeltſame Figur herein. Wer biſt du?

Grille. Eine mächtige Fee. Ich nenne mich, wie es mir einfällt und es euch beliebt. Oft herrſche ich über dich, Grammatik, und nicht ſelten auch über dich, Poeſie.

Grammatik. Daß wir nicht wüßten.

Grille. Ich komme jetzt nur um euch zu melden, welch ein Unglück bevorſteht, wenn ihr nicht ſchleunigſt dieſe Verſammlung trennt. Die Deutſchheit, entrüſtet über die ihr widerfahrne üble Begegnung, hat Himmel und Erde in Bewegung geſetzt, und das Gerücht von dem, was hier vorgeht, überall verbreitet. Nun ſind alle in den grammatiſchen Geſprächen vorkommende Perſonen und noch andre rege geworden; ſie wollen anklagen, vertheidigen, oder wenigſtens als Zeugen auftreten. Sie ſind zum Theil heftig unter einander entzweyt, und wenn ihr nicht ſchnell aufbrecht, ſo werdet ihr dieſen friedlichen Ort zum Schauplatze des allgemeinen Krieges werden ſehn. Der Verſtand und die Vernunft lagen einander in den Haaren: jener behauptete, er ſey einerley mit der Vernunft, ſie würden nur in der Kantiſchen Philoſophie unterſchieden. Die Kunſtwörterey, die ſich für die Philoſophie ausgab, trat hinzu und wollte ſich den Ausſpruch darüber anmaßen. Das Gemüth weinte, Klopſtock habe es für ein ſchlechtes nichts ſagendes Wort erklärt. Dieſe Entſcheidung ſey ihm gewiß nicht aus dem Gemüthe gekommen. Die Einbildungskraft foderte das Urtheil auf, das Buch in

Schutz zu nehmen, worin ſie beyde eine ſo artige Rolle ſpielten. Das Urtheil war verdrießlich, weil es nur ſchlechthin ſo heißen ſolle, und nicht Urtheilskraft; da doch Klopſtock ſelbſt Einbildungskraft ſage. Es kümmre ſich nicht darum, ob bey dem ganzen Handel Urtheil oder Einbildung mehr Kraft beweiſen würde. Ein berühmter Grammatiker hatte einen Sturm gegen die grammatiſchen Geſpräche vor, und ſetzte ſich dazu ritterlich auf den Rücken des Sprachgebrauchs. Da der Grammatiker aber etwas ſtark beleibt war, ſo konnte der Sprachgebrauch nicht einmal aufrecht ſtehen, geſchweige denn traben, ſondern er kroch auf allen Vieren. Der Purismus wollte als Vertheidiger auftreten. Die Ausländerey warf ihm vor, er ſey ein Siebenſchläfer, der nur alle halbe Jahrhunderte wach werde: zur Zeit der fruchtbringenden Geſellſchaft, unter Gottſched, und jetzt. Klopſtock halte es gar nicht mit ihm: das beweiſe die Gelehrtenrepublik, die Fragmente über Sprache und Dichtkunſt, endlich die grammatiſchen Geſpräche. Der Purismus erwiederte, man könne es in dergleichen Dingen nicht ſo genau nehmen; ſein Geſchäft werde ihm ſehr ſauer gemacht, er habe ſelbſt noch nicht zu einem Deutſchen Namen gelangen können. Hierauf fragte ihn die Ausländerey, ob er Reinigkeitsengel oder Reinigkeitsteufel heißen wollte? Ihr könnt denken, wie er ergrimmte, nicht ſowohl wegen der Schimpflichkeit des einen Namens, als weil man geglaubt hatte, er wiſſe nicht, daß Engel und Teufel Griechiſch wären. Der Reim war außer ſich über die Verunglimpfun-

gen von Eintönigkeit, von Klinglern, u. ſ. w. Er pflege ſonſt auf dergleichen nur zu antworten: ich gefalle, thu mir was! Allein jetzt wolle er in einer tiefſinnigen Schutzrede zeigen, wie innig ſein Weſen in die ganze Natur verwebt ſey; reimen ſey vergleichen, und im Vergleichen beſtehe ja alle Poeſie. Der göttliche Prophet Mahomed habe ſeinen Offenbarungen durch ihn Eingang verſchafft. Auch bey den Griechen ſey die Rhetorik auf ihn gebaut geweſen; ja ſelbſt in Gedichten habe ihn der Pentameter eher geſucht als verſchmäht. Die Rivarolade, die Paliſſotie, die Wasiſtdaswasdasiſtwashaftigkeit, und wie ſoll ich ſie alle nennen? ſie kommen mit Macht angezogen. Eilt, ſonſt überraſchen ſie euch!

Grammatik. Um die vielen vorgebrachten Klagen zu prüfen, bedürfen wir ruhigerer Muße. Aber wollen wir nicht ſogleich noch erklären, Poeſie, daß ſich Klopſtock durch Anregung ſo vernachläßigter Unterſuchungen um uns beyde verdient gemacht hat?

Poeſie. Von ganzem Herzen.

Grille Ich ſage euch nochmals, brecht auf!

Grieche. So endigt alſo dieſes grammatiſche Geſpräch wie eine Tragödie des Euripides mit einer langen Erzählung.

Deutſcher. Oder wie ein Ritterſchauſpiel mit Aufruhr und Waffengeklirr.

Grille. Sie haben ſich wirklich ſchrecken laſſen, und mein Zweck iſt erreicht, dieſe Zuſammenkunft zu trennen, wobey ich, ohne daß ſie es wußten, den Vorſitz führte.

II. Blüthenſtaub.

Freunde, der Boden iſt arm, wir müßen reichlichen Samen
Ausſtreun, daß uns doch nur mäßige Erndten gedeihn.

Wir ſuchen überall das Unbedingte, und finden immer nur Dinge.

Die Bezeichnung durch Töne und Striche iſt eine bewundernswürdige Abſtrakzion. Vier Buchſtaben bezeichnen mir Gott; einige Striche eine Million Dinge. Wie leicht wird hier die Handhabung des Univerſums, wie anſchaulich die Konzentrizität der Geiſterwelt! Die Sprachlehre iſt die Dynamik des Geiſterreichs. Ein Kommandowort bewegt Armeen; das Wort Freyheit Nazionen.

Der Weltſtaat iſt der Körper, den die ſchöne Welt, die geſellige Welt, beſeelt. Er iſt ihr nothwendiges Organ.

Digitized by Google

Lehrjahre ſind für den poetiſchen, akademiſche Jahre für den philoſophiſchen Jünger. Akademie ſollte ein durchaus philoſophiſches Inſtitut ſeyn: nur Eine Facultät; die ganze Einrichtung zur Erregung und zweckmäßigen Übung der Denkkraft organiſirt.

Lehrjahre im vorzüglichen Sinn ſind die Lehrjahre der Kunſt zu leben. Durch planmäßig geordnete Verſuche lernt man ihre Grundſätze kennen und erhält die Fertigkeit nach ihnen beliebig zu verfahren.

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr, als begreifen.

Gewiſſe Hemmungen gleichen den Griffen eines Flötenſpielers, der um verſchiedene Töne hervorzubringen, bald dieſe bald jene Öffnung zuhält, und willkührliche Verkettungen ſtummer und tönender Öffnungen zu machen ſcheint.

Der Unterſchied zwiſchen Wahn und Wahrheit liegt in der Differenz ihrer Lebensfunkzionen. Der Wahn lebt von der Wahrheit; die Wahrheit lebt ihr Leben in ſich. Man vernichtet den Wahn, wie man Krankheiten vernichtet, und der Wahn iſt alſo nichts, als logiſche Entzündung oder Verlöſchung, Schwärmerey oder Philiſterey. Jene hinterläßt gewöhnlich einen ſcheinbaren Mangel an Denkkraft, der durch nichts zu heben iſt, als eine abnehmende Reihe von Inzitamenten, Zwangsmitteln. Dieſe geht oft in eine

trägliche Lebhaftigkeit über, deren gefährliche Revoluzionsſymptome nur durch eine zunehmende Reihe gewaltſamer Mittel vertrieben werden können. Beyde Dispoſizionen können nur durch chroniſche, ſtreng befolgte Kuren verändert werden.

Unſer ſämtliches Wahrnehmungsvermögen gleicht dem Auge. Die Objekte müßen durch entgegengeſetzte Media durch, um richtig auf der Pupille zu erſcheinen.

Die Erfahrung iſt die Probe des Razionalen, und ſo umgekehrt. Die Unzulänglichkeit der bloßen Theorie in der Anwendung, über die der Praktiker oft kommentirt, findet ſich gegenſeitig in der razionalen Anwendung der bloßen Erfahrung, und wird von den ächten Philoſophen, jedoch mit Selbſtbeſcheidung der Nothwendigkeit dieſes Erfolgs, vernehmlich genug bemerkt. Der Praktiker verwirft deshalb die bloße Theorie ganz, ohne zu ahnden, wie problematiſch die Beantwortung der Frage seyn dürfte: „Ob die Theorie für die Anwendung, oder die Anwendung um der Theorie willen ſey?“

Das Höchſte iſt das Verſtändlichſte, das Nächſte, das Unentbehrlichſte.

Wunder ſtehn mit naturgeſetzlichen Wirkungen in Wechſel: ſie beſchränken einander gegenſeitig, und machen zuſammen ein Ganzes aus. Sie ſind vereinigt,

indem ſie ſich gegenſeitig aufheben. Kein Wunder ohne Naturbegebenheit und umgekehrt.

Die Natur iſt Feindin ewiger Beſitzungen. Sie zerſtört nach feſten Geſetzen alle Zeichen des Eigenthums, vertilgt alle Merkmale der Formazion. Allen Geſchlechtern gehört die Erde; jeder hat Anſpruch auf alles. Die Frühern dürfen dieſem Primogeniturzufalle keinen Vorzug verdanken. — Das Eigenthumsrecht erliſcht zu beſtimmten Zeiten. Die Amelioration und Deteriorazion ſteht unter unabänderlichen Bedingungen. Wenn aber der Körper ein Eigenthum iſt, wodurch ich nur die Rechte eines aktiven Erdenbürgers erwerbe, ſo kann ich durch den Verluſt dieſes Eigenthums nicht mich ſelbſt einbüßen. Ich verliere nichts, als die Stelle in dieſer Fürſtenſchule, und trete in eine höhere Korporazion, wohin mir meine geliebten Mitſchüler nachfolgen.

Leben iſt der Anfang des Todes. Das Leben iſt um des Todes willen. Der Tod iſt Endigung und Anfang zugleich, Scheidung und nähere Selbſtverbindung zugleich. Durch den Tod wird die Reduktion vollendet.

Auch die Philoſophie hat ihre Blüthen. Das ſind die Gedanken, von denen man immer nicht weiß, ob man ſie ſchön oder witzig nennen ſoll.

Die Fantaſie ſetzt die künftige Welt entweder in die Höhe, oder in die Tiefe, oder in der Metempſychoſe zu uns. Wir träumen von Reiſen durch das Weltall: iſt denn das Weltall nicht in uns? Die Tiefen unſers Geiſtes kennen wir nicht. — Nach Innen geht der geheimnißvolle Weg. In uns, oder nirgends iſt die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt iſt die Schattenwelt, ſie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt ſcheint es uns freylich innerlich ſo dunkel, einſam, geſtaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn dieſe Verfinſterung vorbey, und der Schattenkörper hinweggerückt iſt. Wir werden mehr genießen als je, denn unſer Geiſt hat entbehrt.

Darwin macht die Bemerkung, daß wir weniger vom Lichte beym Erwachen geblendet werden, wenn wir von ſichtbaren Gegenſtänden geträumt haben. Wohl alſo denen, die hier ſchon von Sehen träumten! Sie werden früher die Glorie jener Welt ertragen können.

Wie kann ein Menſch Sinn für etwas haben, wenn er nicht den Keim davon in ſich hat? Was ich verſtehn ſoll, muß ſich in mir organiſch entwickeln; und was ich zu lernen ſcheine, iſt nur Nahrung, Inzitament des Organismus.

Der Sitz der Seele iſt da, wo ſich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo ſie ſich durchdringen, iſt er in jedem Punkte der Durchdringung.

Wenn man in der Mittheilung der Gedanken zwiſchen abſolutem Verſtehen und abſolutem Nichtverſtehen abwechſelt, ſo darf das ſchon eine philoſophiſche Freundſchaft genannt werden. Geht es uns doch mit uns ſelbſt nicht beſſer. Und iſt das Leben eines denkenden Menſchen wohl etwas andres als eine ſtete innere Symphiloſophie?

Genie iſt das Vermögen von eingebildeten Gegenſtänden, wie von wirklichen zu handeln, und ſie auch wie dieſe zu behandeln. Das Talent darzuſtellen, genau zu beobachten, zweckmäßig die Beobachtung zu beſchreiben, iſt alſo vom Genie verſchieden. Ohne dieſes Talent ſieht man nur halb, und iſt nur ein halbes Genie; man kann genialiſche Anlage haben, die in Ermangelung jenes Talents nie zur Entwickelung kommt.

Das willkührlichſte Vorurtheil iſt, daß dem Menſchen das Vermögen außer ſich zu ſeyn, mit Bewußtſeyn jenſeits der Sinne zu ſeyn, verſagt ſey. Der Menſch vermag in jedem Augenblicke ein überſinnliches Weſen zu ſeyn. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Thier. Freylich iſt die Beſonnenheit, Sichſelbſtfindung, in dieſem Zuſtande ſehr ſchwer, da er ſo unaufhörlich, ſo nothwendig mit dem Wechſel unſrer übrigen Zuſtände verbunden iſt. Je mehr wir uns aber dieſes Zuſtandes bewußt zu ſeyn vermögen, deſto lebendiger, mächtiger, genügender iſt die Überzeugung, die daraus entſteht; der Glaube an

ächte Offenbarungen des Geiſtes. Es iſt kein Schauen, Hören, Fühlen; es iſt aus allen dreyen zuſammengeſetzt, mehr als alles Dreyes: eine Empfindung unmittelbarer Gewißheit, eine Anſicht meines wahrhafteſten, eigenſten Lebens. Die Gedanken verwandeln ſich in Geſetze, die Wünſche in Erfüllungen. Für den Schwachen iſt das Faktum dieſes Moments ein Glaubensartikel. Auffallend wird die Erſcheinung beſonders beym Anblick mancher menſchlichen Geſtalten und Geſichter, vorzüglich bey der Erblickung mancher Augen, mancher Minen, mancher Bewegungen, beym Hören gewiſſer Worte, beym Leſen gewiſſer Stellen, bey gewiſſen Hinſichten auf Leben, Welt und Schickſal. Sehr viele Zufälle, manche Naturereigniſſe, beſonders Jahrs- und Tageszeiten, liefern uns ſolche Erfahrungen. Gewiſſe Stimmungen ſind vorzüglich ſolchen Offenbarungen günſtig. Die meiſten ſind augenblicklich, wenige verweilend, die wenigſten bleibend. Hier iſt viel Unterſchied zwiſchen den Menſchen. Einer hat mehr Offenbarungsfähigkeit, als der andere. Einer hat mehr Sinn, der andere mehr Verſtand für dieſelbe. Der letzte wird immer in ihrem ſanften Lichte bleiben, wenn der erſte nur abwechſelnde Erleuchtungen, aber hellere und mannichfaltigere hat. Dieſes Vermögen iſt ebenfalls Krankheitsfähig, die entweder Überfluß an Sinn und Mangel an Verſtand, oder Überfluß an Verſtand und Mangel an Sinn bezeichnet.

Scham iſt wohl ein Gefühl der Profanazion. Freundſchaft, Liebe und Pietät ſollten geheimnißvoll behandelt werden. Man ſollte nur in ſeltnen, vertrauten Momenten davon reden, ſich ſtillſchweigend darüber einverſtehen. Vieles iſt zu zart um gedacht, noch mehres um beſprochen zu werden.

Selbſtentäußerung iſt die Quelle aller Erniedrigung, ſo wie im Gegentheil der Grund aller ächten Erhebung. Der erſte Schritt wird Blick nach Innen, abſondernde Beſchauung unſers Selbſt. Wer hier ſtehn bleibt, geräth nur halb. Der zweyte Schritt muß wirkſamer Blick nach Außen, ſelbſtthätige, gehaltne Beobachtung der Außenwelt ſeyn.

Derjenige wird nie als Darſteller etwas vorzügliches leiſten, der nichts weiter darſtellen mag, als ſeine Erfahrungen, ſeine Lieblingsgegenſtände, der es nicht über ſich gewinnen kann, auch einen ganz fremden, ihm ganz unintereſſanten Gegenſtand, mit Fleiß zu ſtudiren und mit Muße darzuſtellen. Der Darſteller muß alles darſtellen können und wollen. Dadurch entſteht der große Styl der Darſtellung, den man mit Recht an Goethe ſo ſehr bewundert.

Hat man nun einmal die Liebhaberey fürs Abſolute und kann nicht davon laſſen: ſo bleibt einem kein Ausweg, als ſich ſelbſt immer zu widerſprechen, und entgegengeſetzte Extreme zu verbinden. Um den Satz des Widerſpruchs iſt es doch unvermeidlich ge-

ſchehen, und man hat nur die Wahl, ob man ſich dabey leidend verhalten will, oder ob man die Nothwendigkeit durch Anerkennung zur freyen Handlung adeln will.

Eine merkwürdige Eigenheit Goethe's bemerkt man in ſeinen Verknüpfungen kleiner, unbedeutender Vorfälle mit wichtigern Begebenheiten. Er ſcheint keine andre Abſicht dabey zu hegen, als die Einbildungskraft auf eine poetiſche Weiſe mit einem myſteriöſen Spiel zu beſchäftigen. Auch hier iſt der ſonderbare Genius der Natur auf die Spur gekommen, und hat ihr einen artigen Kunſtgriff abgemerkt. Das gewöhnliche Leben iſt voll ähnlicher Zufälle. Sie machen ein Spiel aus, das wie alles Spiel auf Überraſchung und Täuſchung hinausläuft.

Mehre Sagen des gemeinen Lebens beruhn auf einer Bemerkung dieſes verkehrten Zuſammenhangs. So z. B. bedeuten böſe Träume Glück; todtſagen langes Leben; ein Haſe, der über'n Weg läuft, Unglück. Faſt der ganze Aberglaube des gemeinen Volks beruht auf Deutungen dieſes Spiels.

Die höchſte Aufgabe der Bildung iſt, ſich ſeines tranſcendentalen Selbſt zu bemächtigen, das Ich ſeines Ich's zugleich zu ſeyn. Um ſo weniger befremdlich iſt der Mangel an vollſtändigem Sinn und Verſtand für Andre. Ohne vollendetes Selbſtverſtändniß wird man nie andere wahrhaft verſtehn lernen.

Humor iſt eine willkührlich angenommene Manier. Das Willkührliche iſt das Pikante daran: Humor iſt Reſultat einer freyen Vermiſchung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigenthümlich Bedingte allgemein intereſſant, und erhält objektiven Werth. Wo Fantaſie und Urtheilskraft ſich berühren, entſteht Witz; wo ſich Vernunft und Willkühr paaren, Humor. Perſifflage gehört zum Humor, iſt aber um einen Grad geringer: es iſt nicht mehr rein artiſtiſch, und viel beſchränkter. Was Fr. Schlegel als Ironie karakteriſirt, iſt meinem Bedünken nach nichts anders als die Folge, der Karakter der Beſonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geiſtes. Schlegels Ironie ſcheint mir ächter Humor zu ſeyn. Mehre Nahmen ſind einer Idee vortheilhaft.

Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungeſittete, wird durch Witz allein Geſellſchaftfähig. Es iſt gleichſam nur um des Witzes willen: ſeine Zweckbeſtimmung iſt der Witz.

Um das Gemeine, wenn man nicht ſelbſt gemein iſt, mit der Kraft und mit der Leichtigkeit zu behandeln, aus der die Anmuth entſpringt, muß man nichts ſonderbarer finden als das Gemeine, und Sinn fürs Sonderbare haben, viel darin ſuchen und ahnden. Auf die Art kann auch wohl ein Menſch, der in ganz andern Sphären lebt, gewöhnliche Naturen ſo befriedigen, daß ſie gar kein Arg aus ihm haben, und

ihn für nichts weiter halten, als was ſie unter ſich liebenswürdig nennen.

Wir ſind auf einer Mißion: zur Bildung der Erde ſind wir berufen.

Wenn uns ein Geiſt erſchiene, ſo würden wir uns ſogleich unſrer eignen Geiſtigkeit bemächtigen: wir würden inſpirirt ſeyn durch uns und den Geiſt zugleich. Ohne Inſpirazion keine Geiſtererſcheinung. Inſpirazion iſt Erſcheinung und Gegenerſcheinung, Zueignung und Mittheilung zugleich.

Der Menſch lebt, wirkt nur in der Idee fort, durch die Erinnerung an ſein Daſeyn. Vor der Hand giebts kein anderes Mittel der Geiſterwirkungen auf dieſer Welt. Daher iſt es Pflicht an die Verſtorbenen zu denken. Es iſt der einzige Weg in Gemeinſchaft mit ihnen zu bleiben. Gott ſelbſt iſt auf keine andere Weiſe bey uns wirkſam als durch den Glauben.

Intereſſe iſt Theilnahme an dem Leiden und der Thätigkeit eines Weſens. Mich intereſſirt etwas, wenn es mich zur Theilnahme zu erregen weiß. Kein Intereſſe iſt intereſſanter, als was man an ſich ſelbſt nimmt; ſo wie der Grund einer merkwürdigen Freundſchaft und Liebe die Theilnahme iſt, zu der mich ein Menſch reizt, der mit ſich ſelbſt beſchäftigt iſt, der mich durch ſeine Mittheilung gleichſam einladet, an ſeinem Geſchäfte Theil zu nehmen.

Wer den Witz erfunden haben mag? Jede zur Beſinnung gebrachte Eigenſchaft, Handlungsweiſe unſers Geiſtes iſt im eigentlichſten Sinn eine neuentdeckte Welt.

Der Geiſt erſcheint immer nur in fremder, luftiger Geſtalt.

Jetzt regt ſich nur hie und da Geiſt: wann wird der Geiſt ſich im Ganzen regen? wann wird die Menſchheit in Maſſe ſich ſelbſt zu beſinnen anfangen?

Der Menſch beſteht in der Wahrheit. Giebt er die Wahrheit preis, ſo giebt er ſich ſelbſt preis. Wer die Wahrheit verräth, verräth ſich ſelbſt. Es iſt hier nicht die Rede vom Lügen, ſondern vom Handeln gegen Überzeugung.

In heitern Seelen giebts keinen Witz. Witz zeigt ein geſtörtes Gleichgewicht an: er iſt die Folge der Störung und zugleich das Mittel der Herſtellung. Den ſtärkſten Witz hat die Leidenſchaft. Der Zuſtand der Auflöſung aller Verhältniſſe, die Verzweiflung oder das geiſtige Sterben iſt am fürchterlichſten witzig.

Von einem liebenswerthen Gegenſtande können wir nicht genug hören, nicht genug ſprechen. Wir freuen uns über jedes neue, treffende, verherrlichende Wort. Es liegt nicht an uns, daß er nicht Gegenſtand aller Gegenſtände wird.

Wir halten einen lebloſen Stoff wegen ſeiner Beziehungen, ſeiner Formen feſt. Wir lieben den Stoff, in ſo fern er zu einem geliebten Weſen gehört, ſeine Spur trägt, oder Ähnlichkeit mit ihm hat.

Ein ächter Klub iſt eine Miſchung von Inſtitut und Geſellſchaft. Er hat einen Zweck, wie das Inſtitut; aber keinen beſtimmten, ſondern einen unbeſtimmten, freyen: Humanität überhaupt. Aller Zweck iſt ernſthaft; die Geſellſchaft iſt durchaus fröhlich.

Die Gegenſtände der geſellſchaftlichen Unterhaltung ſind nichts, als Mittel der Belebung. Dieß beſtimmt ihre Wahl, ihren Wechſel, ihre Behandlung. Die Geſellſchaft iſt nichts, als gemeinſchaftliches Leben: eine untheilbare denkende und fühlende Perſon. Jeder Menſch iſt eine kleine Geſellſchaft.

In ſich zurückgehn, bedeutet bey uns, von der Außenwelt abſtrahiren. Bey den Geiſtern heißt analogiſch, das irdiſche Leben eine innere Betrachtung, ein in ſich Hineingehn, ein immanentes Wirken. So entſpringt das irdiſche Leben aus einer urſprünglichen Reflexion, einem primitiven Hineingehn, Sammeln in ſich ſelbſt, das ſo frey iſt, als unſre Reflexion. Umgekehrt entſpringt das geiſtige Leben in dieſer Welt aus einem Durchbrechen jener primitiven Reflexion. Der Geiſt entfaltet ſich wiederum, geht aus ſich ſelbſt wieder heraus, hebt zum Theil jene Reflexion wieder auf, und in dieſem Moment ſagt er zum erſtenmal

Ich. Man ſieht hier, wie relativ das Herausgehn und Hineingehn iſt. Was wir Hineingehn nennen, iſt eigentlich Herausgehn, eine Wiederannahme der anfänglichen Geſtalt.

Ob ſich nicht etwas für die neuerdings ſo ſehr gemißhandelten Alltagsmenſchen ſagen ließe? Gehört nicht zur beharrlichen Mittelmäßigkeit die meiſte Kraft? und ſoll der Menſch mehr als einer aus dem Popolo ſeyn?

Wo ächter Hang zum Nachdenken, nicht bloß zum Denken dieſes oder jenes Gedankens, herrſchend iſt, da iſt auch Progreßivität. Sehr viele Gelehrte beſitzen dieſen Hang nicht. Sie haben ſchließen und folgern gelernt, wie ein Schuſter das Schuhmachen, ohne je auf den Einfall zu gerathen, oder ſich zu bemühen, den Grund der Gedanken zu finden. Dennoch liegt das Heil auf keinem andern Wege. Bey vielen währt dieſer Hang nur eine Zeitlang. Er wächſt und nimmt ab, ſehr oft mit den Jahren, oft mit dem Fund eines Syſtems, das ſie nur ſuchten, um der Mühe des Nachdenkens ferner überhoben zu ſeyn.

Irrthum und Vorurtheil ſind Laſten, indirekt reizende Mittel für den Selbſtthätigen, jeder Laſt gewachſenen. Für den Schwachen ſind ſie poſitiv ſchwächende Mittel.

Das Volk iſt eine Idee. Wir ſollen ein Volk

werden. Ein vollkommener Menſch iſt ein kleines Volk. Ächte Popularität iſt das höchſte Ziel des Menſchen.

Jede Stufe der Bildung fängt mit Kindheit an. Daher iſt der am meiſten gebildete, irdiſche Menſch dem Kinde ſo ähnlich.

Jeder geliebte Gegenſtand iſt der Mittelpunkt eines Paradieſes.

Das Intereſſante iſt, was mich, nicht um mein ſelbſt willen, ſondern nur als Mittel, als Glied, in Bewegung ſetzt. Das Klaſſiſche ſtört mich gar nicht; es afficirt mich nur indirect durch mich ſelbſt. Es iſt nicht für mich da, als klaſſiſch, wenn ich es nicht ſetze, als ein ſolches, das mich nicht afficiren würde, wenn ich mich nicht ſelbſt zur Hervorbringung deſſelben für mich, beſtimmte, anregte; wenn ich nicht ein Stück von mir ſelbſt losriſſe, und dieſen Keim ſich auf eine eigenthümliche Weiſe vor meinen Augen entwickeln ließe. Eine Entwickelung, die oft nur einen Moment bedarf, und mit der ſinnlichen Wahrnehmung des Objects zuſammen fällt, ſo daß ich ein Object vor mir ſehe, in welchem das gemeine Object und das Ideal, wechſelſeitig durchdrungen, nur Ein wunderbares Individuum bilden.

Formeln für Kunſtindividuen finden, durch die ſie im eigentlichſten Sinn erſt verſtanden werden, macht

das Geſchäft des artiſtiſchen Kritikers aus, deſſen Arbeiten die Geſchichte der Kunſt vorbereiten.

Je verworrener ein Menſch iſt, man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe, deſto mehr kann durch fleißiges Selbſtſtudium aus ihm werden; dahingegen die geordneten Köpfe trachten müſſen, wahre Gelehrte, gründliche Encyklopädiſten zu werden. Die Verworrnen haben im Anfang mit mächtigen Hinderniſſen zu kämpfen, ſie dringen nur langſam ein, ſie lernen mit Mühe arbeiten: dann aber ſind ſie auch Herrn und Meiſter auf immer. Der Geordnete kommt geſchwind hinein, aber auch geſchwind heraus. Er erreicht bald die zweyte Stufe: aber da bleibt er auch gewöhnlich ſtehn. Ihm werden die letzten Schritte beſchwerlich, und ſelten kann er es über ſich gewinnen, ſchon bey einem gewiſſen Grade von Meiſterſchaft ſich wieder in den Zuſtand eines Anfängers zu verſetzen. Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft und Vermögen, aber mangelhafte Verhältniſſe; Beſtimmtheit, auf richtige Verhältniſſe, aber ſparſames Vermögen und Kraft. Daher iſt der Verworrne ſo progreſſiv, ſo perfektibel, dahingegen der Ordentliche ſo früh als Philiſter aufhört. Ordnung und Beſtimmtheit allein iſt nicht Deutlichkeit. Durch Selbſtbearbeitung kommt der Verworrene zu jener himmliſchen Durchſichtigkeit, zu jener Selbſterleuchtung, die der Geordnete ſo ſelten erreicht. Das wahre Genie verbindet dieſe Extreme. Es theilt die Geſchwindigkeit mit dem letzten und die Fülle mit dem erſten.

Das Individuum intereſſirt nur, daher iſt alles Klaſſiſche nicht individuell.

Der wahre Brief iſt ſeiner Natur nach poetiſch.

Witz, als Prinzip der Verwandtſchaften iſt zugleich das menstruum universale. Witzige Vermiſchungen ſind z. B. Jude und Kosmopolit, Kindheit und Weisheit, Räuberey und Edelmuth, Tugend und Hetärie, Ueberfluß und Mangel an Urtheilskraft in der Naivetät und ſo fort ins Unendliche.

Der Menſch erſcheint am würdigſten, wenn ſein erſter Eindruck der Eindruck eines abſolut witzigen Einfalls iſt: nemlich Geiſt und beſtimmtes Individuum zugleich zu ſeyn. Einen jeden vorzüglichen Menſchen muß gleichſam ein Geiſt zu durchſchweben ſcheinen, der die ſichtbare Erſcheinung idealiſch parodirt. Bey manchen Menſchen iſt es als ob dieſer Geiſt der ſichtbaren Erſcheinung ein Geſicht ſchnitte.

Geſellſchaftstrieb iſt Organiſationstrieb. Durch dieſe geiſtige Aſſimilazion entſteht oft aus gemeinen Beſtandtheilen eine gute Geſellſchaft um einen geiſtvollen Menſchen her.

Das Intereſſante iſt die Materie, die ſich um die Schönheit bewegt. Wo Geiſt und Schönheit iſt,

häuft ſich in konzentriſchen Schwingungen das Beſte aller Naturen.

Der Deutſche iſt lange das Hänschen geweſen. Er dürfte aber wohl bald der Hans aller Hänſe werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehn ſoll: er wird leben und klug ſeyn, wenn ſeine frühklugen Geſchwiſter längſt vermodert ſind, und er nun allein Herr im Hauſe iſt.

Das beſte an den Wiſſenſchaften iſt ihr philoſophiſches Ingrediens, wie das Leben am organiſchen Körper. Man dephiloſophire die Wiſſenſchaften: was bleibt übrig? Erde, Luft und Waſſer.

Menſchheit iſt eine humoriſtiſche Rolle.

Unſere alte Nazionalität, war, wie mich dünkt, ächt römiſch. Natürlich, weil wir auf eben dem Wege wie die Römer entſtanden; und ſo wäre der Name, römiſches Reich, warlich ein artiger, ſinnreicher Zufall. Deutſchland iſt Rom, als Land. Ein Land iſt ein großer Ort mit ſeinen Gärten. Das Kapitol ließe ſich vielleicht nach dem Gänſegeſchrey vor den Galliern beſtimmen. Die inſtinktartige Univerſalpolitik und Tendenz der Römer liegt auch im Deutſchen Volk. Das Beſte, was die Franzoſen in der Revoluzion gewonnen haben, iſt eine Porzion Deutſchheit.

Gerichtshöfe, Theater, Hof, Kirche, Regierung, öffentliche Zuſammenkünfte, Akademieen, Kollegien u. ſ. w. ſind gleichſam die ſpeciellen, innern Organe des myſtiſchen Staatsindividuums.

Alle Zufälle unſers Lebens ſind Materialien, aus denen wir machen können, was wir wollen. Wer viel Geiſt hat, macht viel aus ſeinem Leben. Jede Bekanntſchaft, jeder Vorfall, wäre für den durchaus Geiſtigen erſtes Glied einer unendlichen Reihe, Anfang eines unendlichen Romans.

Der edle Kaufmannsgeiſt, der ächte Großhandel, hat nur im Mittelalter und beſonders zur Zeit der deutſchen Hanſe geblüht. Die Medicis, die Fugger waren Kaufleute, wie ſie ſeyn ſollten. Unſere Kaufleute im Ganzen, die größten nicht ausgenommen, ſind nichts als Krämer.

Eine Überſetzung iſt entweder grammatiſch, oder verändernd, oder mythiſch. Mythiſche Überſetzungen ſind Überſetzungen im höchſten Styl. Sie ſtellen den reinen, vollendeten Karakter des individuellen Kunſtwerks dar. Sie geben uns nicht das wirkliche Kunſtwerk, ſondern das Ideal deſſelben. Noch exiſtirt wie ich glaube, kein ganzes Muſter derſelben. Im Geiſt mancher Kritiken und Beſchreibungen von Kunſtwerken trifft man aber helle Spuren davon. Es gehört ein Kopf dazu, in dem ſich poetiſcher Geiſt und philoſophiſcher Geiſt in ihrer ganzen Fülle durchdrungen ha-

ben. Die griechiſche Mythologie iſt zum Theil eine ſolche Überſetzung einer Nazionalreligion. Auch die moderne Madonna iſt ein ſolcher Mythus.

Grammatiſche Überſetzungen ſind die Überſetzungen im gewöhnlichen Sinn. Sie erfordern ſehr viel Gelehrſamkeit, aber nur diskurſive Fähigkeiten.

Zu den verändernden Überſetzungen gehört, wenn ſie ächt ſeyn ſollen, der höchſte poetiſche Geiſt. Sie fallen leicht ins Traveſtiren, wie Bürgers Homer in Jamben, Popens Homer, die Franzöſiſchen Überſetzungen insgeſamt. Der wahre Überſetzer dieſer Art muß in der That der Künſtler ſelbſt ſeyn, und die Idee des Ganzen beliebig ſo oder ſo geben können. Er muß der Dichter des Dichters ſeyn und ihn alſo nach ſeiner und des Dichters eigner Idee zugleich reden laſſen können. In einem ähnlichen Verhältniſſe ſteht der Genius der Menſchheit mit jedem einzelnen Menſchen.

Nicht bloß Bücher, alles kann auf dieſe drey Arten überſetzt werden.

Im höchſten Schmerz tritt zuweilen eine Paralyſis der Empfindſamkeit ein. Die Seele zerſetzt ſich. Daher der tödtliche Froſt, die freye Denkkraft, der ſchmetternde unaufhörliche Witz dieſer Art von Verzweiflung. Keine Neigung iſt mehr vorhanden; der Menſch ſteht wie eine verderbliche Macht allein. Unverbunden mit der übrigen Welt verzehrt er ſich allmählig ſelbſt, und iſt ſeinem Princip nach Miſanthrop und Miſotheos.

Unſere Sprache iſt entweder mechaniſch, atomiſtiſch, oder dynamiſch. Die ächt poetiſche Sprache ſoll aber organiſch, lebendig ſeyn. Wie oft fühlt man die Armuth an Worten, um mehre Ideen mit Einem Schlage zu treffen.

Dichter und Prieſter waren im Anfang Eins, und nur ſpätere Zeiten haben ſie getrennt. Der ächte Dichter iſt aber immer Prieſter, ſo wie der ächte Prieſter immer Dichter geblieben. Und ſollte nicht die Zukunft den alten Zuſtand der Dinge wieder herbeyführen?

Schriften ſind die Gedanken des Staats, die Archive ſein Gedächtniß.

Je mehr ſich unſere Sinne verfeinern, deſto fähiger werden ſie zur Unterſcheidung der Individuen. Der höchſte Sinn wäre die höchſte Empfänglichkeit für eigenthümliche Natur. Ihm entſpräche das Talent der Fixirung des Individuums, deſſen Fertigkeit und Energie relativ iſt. Wenn der Wille ſich in Beziehung auf dieſen Sinn äußert, ſo entſtehn die Leidenſchaften für oder gegen Individualitäten: Liebe und Haß. Die Meiſterſchaft im Spiel ſeiner eignen Rolle verdankt man der Richtung dieſes Sinns auf ſich ſelbſt bey herrſchender Vernunft.

Nichts iſt zur wahren Religioſität unentbehrlicher als ein Mittelglied, das uns mit der Gottheit ver-

bindet. Unmittelbar kann der Menſch ſchlechterdings nicht mit derſelben in Verhältniß ſtehn. In der Wahl dieſes Mittelglieds muß der Menſch durchaus frey ſeyn. Der mindeſte Zwang hierin ſchadet ſeiner Religion. Die Wahl iſt karakteriſtiſch, und es werden mithin die gebildeten Menſchen ziemlich gleiche Mittelglieder wählen, dahingegen der Ungebildete gewöhnlich durch Zufall hier beſtimmt werden wird. Da aber ſo wenig Menſchen einer freyen Wahl überhaupt fähig ſind, ſo werden manche Mittelglieder allgemeiner werden; ſey es durch Zufall, durch Aſſociazion, oder ihre beſondre Schicklichkeit dazu. Auf dieſe Art entſtehn Landesreligionen. Je ſelbſtändiger der Menſch wird, deſto mehr vermindert ſich die Quantität des Mittelglieds, die Qualität verfeinert ſich, und ſeine Verhältniſſe zu demſelben werden mannichfaltiger und gebildeter: Fetiſche, Geſtirne, Thiere, Helden, Götzen, Götter, Ein Gottmenſch. Man ſieht bald, wie relativ dieſe Wahlen ſind, und wird unvermerkt auf die Idee getrieben, daß das Weſen der Religion wohl nicht von der Beſchaffenheit des Mittlers abhange, ſondern lediglich in der Anſicht deſſelben, in den Verhältniſſen zu ihm beſtehe.

Es iſt ein Götzendienſt im weitern Sinn, wenn ich dieſen Mittler in der That für Gott ſelbſt anſehe. Es iſt Irreligion, wenn ich gar keinen Mittler annehme; und in ſo fern iſt Aberglaube und Götzendienſt, und Unglaube oder Theismus, den man auch ältern Judaism nennen kann, beydes Irreligion. Hingegen iſt Atheism nur Negazion aller Religion über-

haupt, und hat alſo gar nichts mit der Religion zu ſchaffen. Wahre Religion iſt, die jenen Mittler als Mittler annimmt, ihn gleichſam für das Organ der Gottheit hält, für ihre ſinnliche Erſcheinung. In dieſer Hinſicht erhielten die Jüden zur Zeit der Babyloniſchen Gefangenſchaft eine ächt religiöſe Tendenz, eine religiöſe Hoffnung, einen Glauben an eine künftige Religion, der ſie auf eine wunderbare Weiſe von Grund aus umwandelte, und ſie in der merkwürdigſten Beſtändigkeit bis auf unſre Zeiten erhielt.

Die wahre Religion ſcheint aber bei einer nähern Betrachtung abermals antinomiſch getheilt in Pantheismus und Monotheismus. Ich bediene mich hier einer Licenz, indem ich Pantheism nicht im gewöhnlichen Sinn nehme, ſondern darunter die Idee verſtehe, daß alles Organ der Gottheit, Mittler ſeyn könne, indem ich es dazu erhebe: ſo wie Monotheism im Gegentheil den Glauben bezeichnet, daß es nur Ein ſolches Organ in der Welt für uns gebe, das allein der Idee eines Mittlers angemeſſen ſey, und wodurch Gott allein ſich vernehmen laſſe, welches ich alſo zu wählen durch mich ſelbſt genöthigt werde: denn ohnedem würde der Monotheism nicht wahre Religion ſeyn.

So unverträglich auch beyde zu ſeyn ſcheinen, ſo läßt ſich doch ihre Vereinigung bewerkſtelligen, wenn man den monotheiſtiſchen Mittler zum Mittler der Mittelwelt des Pantheism macht, und dieſe gleichſam durch ihn centrirt, ſo daß beyde einander jedoch auf verſchiedene Weiſe nothwendig machen.

Das Gebet, oder der religiöſe Gedanke beſteht alſo aus einer dreyfach aufſteigenden, untheilbaren Abſtrakzion oder Setzung. Jeder Gegenſtand kann dem Religiöſen ein Tempel im Sinn der Auguren seyn. Der Geiſt dieſes Tempels iſt der allgegenwärtige Hoheprieſter, der monotheiſtiſche Mittler, welcher allein im unmittelbaren Verhältniſſe mit der Gottheit ſteht.

Die Baſis aller ewigen Verbindung iſt eine abſolute Tendenz nach allen Richtungen. Darauf beruht die Macht der Hierarchie, der ächten Maçonnerie, und des unſichtbaren Bundes ächter Denker. Hierin liegt die Möglichkeit einer Univerſalrepublik, welche die Römer bis zu den Kaiſern zu realiſiren begonnen hatten. Zuerſt verließ Auguſt dieſe Baſis, und Hadrian zerſtörte ſie ganz.

Faſt immer hat man den Anführer, den erſten Beamten des Staats, mit dem Repräſentanten des Genius der Menſchheit vermengt, der zur Einheit der Geſellſchaft oder des Volks gehört. Im Staat iſt alles Schauhandlung, das Leben des Volks iſt Schauſpiel; mithin muß auch der Geiſt des Volks ſichtbar ſeyn. Dieſer ſichtbare Geiſt kommt entweder, wie im tauſendjährigen Reiche, ohne unſer Zuthun, oder er wird einſtimmig durch ein lautes oder ſtilles Einverſtändniß gewählt.

Es iſt eine unwiderſprechliche Thatſache, daß die meiſten Fürſten nicht eigentlich Fürſten, ſondern gewöhnlich mehr oder minder eine Art von Repräſen-

tanten des Genius ihrer Zeit waren, und die Regierung mehrentheils, wie billig, in ſubalternen Händen ſich befand.

Ein vollkommner Repräſentant des Genius der Menſchheit dürfte leicht der ächte Prieſter und der Dichter κατ' ἐξοχην ſeyn.

Unſer Alltagsleben beſteht aus lauter erhaltenden, immer wiederkehrenden Verrichtungen. Dieſer Zirkel von Gewohnheiten iſt nur Mittel zu einem Hauptmittel, unſerm irdiſchen Daſeyn überhaupt, das aus mannichfaltigen Arten zu exiſtiren gemiſcht iſt.

Philiſter leben nur ein Alltagsleben. Das Hauptmittel ſcheint ihr einziger Zweck zu ſeyn. Sie thun das alles, um des irdiſchen Lebens willen; wie es ſcheint und nach ihren eignen Äußerungen ſcheinen muß. Poeſie miſchen ſie nur zur Nothdurft unter, weil ſie nun einmal an eine gewiſſe Unterbrechung ihres täglichen Laufs gewöhnt ſind. In der Regel erfolgt dieſe Unterbrechung alle ſieben Tage, und könnte ein poetiſches Septanfieber heißen. Sonntags ruht die Arbeit, ſie leben ein bißchen beſſer als gewöhnlich und dieſer Sonntagsrauſch endigt ſich mit einem etwas tiefern Schlafe als ſonſt; daher auch Montags alles noch einen raſchern Gang hat. Ihre parties de plaisir müſſen konvenzionell, gewöhnlich, modiſch ſeyn, aber auch ihr Vergnügen verarbeiten ſie, wie alles, mühſam und förmlich.

Den höchſten Grad ſeines poetiſchen Daſeyns erreicht der Philiſter bey einer Reiſe, Hochzeit, Kind-

taufe, und in der Kirche. Hier werden ſeine kühnſten Wünſche befriedigt, und oft übertroffen.

Ihre ſogenannte Religion wirkt blos, wie ein Opiat: reizend, betäubend, Schmerzen aus Schwäche ſtillend. Ihre Früh- und Abendgebete ſind ihnen, wie Frühſtück und Abendbrot, nothwendig. Sie können's nicht mehr laſſen. Der derbe Philiſter ſtellt ſich die Freuden des Himmels unter dem Bilde einer Kirmeß, einer Hochzeit, einer Reiſe oder eines Balls vor: der ſublimirte macht aus dem Himmel eine prächtige Kirche mit ſchöner Muſik, vielem Gepränge, mit Stühlen für das gemeine Volk parterre, und Kapellen und Emporkirchen für die Vornehmern.

Die ſchlechteſten unter ihnen ſind die revoluzionairen Philiſter, wozu auch der Hefen der fortgehenden Köpfe, die habſüchtige Race gehört.

Grober Eigennutz iſt das nothwendige Reſultat armſeliger Beſchränktheit. Die gegenwärtige Senſazion iſt die lebhafteſte, die höchſte eines Jämmerlings. Über dieſe kennt er nichts höheres. Kein Wunder, daß der durch die äußern Verhältniſſe par force dreſſirte Verſtand nur der liſtige Sklav eines ſolchen ſtumpfen Herrn iſt, und nur für deſſen Lüſte ſinnt und ſorgt.

In den erſten Zeiten der Entdeckung der Urtheilskraft war jedes neue Urtheil ein Fund. Der Werth dieſes Fundes ſtieg, je anwendbarer, je fruchtbarer dieſes Urtheil war. Zu Sentenzen, die uns jetzt ſehr gemein vorkommen, gehörte damals noch ein unge-

wöhnlicher Grad von Leben des Verſtandes. Man mußte Genie und Scharfſinn aufbieten, um mittelſt des neuen Werkzeugs neue Verhältniſſe zu finden. Die Anwendung deſſelben auf die eigenthümlichſten, intereſſanteſten und allgemeinſten Seiten der Menſchheit mußte vorzügliche Bewunderung erregen und die Aufmerkſamkeit aller guten Köpfe auf ſich ziehn. So entſtanden die gnomiſchen Maſſen, die man zu allen Zeiten und bey allen Völkern ſo hoch geſchätzt hat. Es wäre leicht möglich, daß unſere jetzigen genialiſchen Entdeckungen im Laufe der Zeiten ein ähnliches Schickſal träfe. Es könnte leicht eine Zeit kommen, wo das alles ſo gemein wäre, wie jetzt Sittenſprüche, und neue, erhabenere Entdeckungen den raſtloſen Geiſt der Menſchen beſchäftigten.

Ein Geſetz iſt ſeinem Begriffe nach, wirkſam. Ein unwirkſames Geſetz iſt kein Geſetz. Geſetz iſt ein kauſaler Begriff, Miſchung von Kraft und Gedanken. Daher iſt man ſich nie eines Geſetzes, als ſolchen, bewußt. In ſo fern man an ein Geſetz denkt, iſt es nur ein Satz d. h. ein Gedanke mit einem Vermögen verbunden. Ein widerſtehender, ein beharrlicher Gedanke, iſt ein ſtrebender Gedanke und vermittelt das Geſetz und den bloßen Gedanken.

Eine allzugroße Dienſtfertigkeit der Organe würde dem irdiſchen Daſeyn gefährlich ſeyn. Der Geiſt in ſeinem jetzigen Zuſtande würde eine zerſtörende Anwendung davon machen. Eine gewiſſe Schwere des

Organs hindert ihn an allzuwillkührlicher Thätigkeit, und reizt ihn zu einer regelmäßigen Mitwirkung, wie ſie ſich für die irdiſche Welt ſchickt. Es iſt unvollkommener Zuſtand deſſelben, daß ihn dieſe Mitwirkung ſo ausſchließlich an dieſe Welt bindet. Daher iſt ſie ihrem Prinzip nach terminirt.

Die Rechtslehre entſpricht der Phyſiologie, die Moral der Pſychologie. Die Vernunftgeſetze der Rechts- und Sittenlehre in Naturgeſetze verwandelt, geben die Grundſätze der Phyſiologie und Pſychologie.

Flucht des Gemeingeiſtes iſt Tod.

In den meiſten Religionsſyſtemen werden wir als Glieder der Gottheit betrachtet, die, wenn ſie nicht den Impulſionen des Ganzen gehorchen wenn ſie auch nicht abſichtlich gegen die Geſetze des Ganzen agiren, ſondern nur ihren eignen Gang gehn und nicht Glieder ſeyn wollen, von der Gottheit ärztlich behandelt, und entweder ſchmerzhaft geheilt, oder gar abgeſchnitten werden.

Jede ſpezifiſche Inzitazion verräth einen ſpezifiſchen Sinn. Je neuer ſie iſt, deſto plumper, aber deſto ſtärker; je beſtimmter, je ausgebildeter, mannichfacher ſie wird, deſto ſchwächer. So erregte der erſte Gedanke an Gott eine gewaltſame Emotion im ganzen Individuum; ſo die erſte Idee von Philoſophie, von Menſchheit, Weltall, u. ſ. w.

Innigſte Gemeinſchaft aller Kenntniſſe, ſcientifiſche Republik, iſt der hohe Zweck der Gelehrten.

Sollte nicht die Diſtanz einer beſondern Wiſſenſchaft von der allgemeinen, und ſo der Rang der Wiſſenſchaften untereinander, nach der Zahl ihrer Grundſätze zu rechnen ſeyn? Je weniger Grundſätze, deſto höher die Wiſſenſchaft.

Man verſteht das Künſtliche gewöhnlich beſſer, als das Natürliche. Es gehört mehr Geiſt zum Einfachen, als zum Complizirten, aber weniger Talent.

Werkzeuge armiren den Menſchen. Man kann wohl ſagen, der Menſch verſteht eine Welt hervorzubringen, es mangelt ihm nur am gehörigen Apparat, an der verhältnißmäßigen Armatur ſeiner Sinneswerkzeuge. Der Anfang iſt da. So liegt das Prinzip eines Kriegsſchiffes in der Idee des Schiffbaumeiſters, der durch Menſchenhaufen und gehörige Werkzeuge und Materialien dieſen Gedanken zu verkörpern vermag, indem er durch alles dieſes ſich gleichſam zu einer ungeheuren Maſchine macht. So erforderte die Idee eines Augenblicks oft ungeheure Organe, ungeheure Maſſen von Materien, und der Menſch iſt alſo, wo nicht actu, doch potentia Schöpfer.

In jeder Berührung entſteht eine Subſtanz, deren Wirkung ſo lange, als die Berührung dauert.

Dies iſt der Grund aller ſynthetiſchen Modifikazionen des Individuums. Es giebt aber einſeitige und wechſelſeitige Berührungen. Jene begründen dieſe.

Je unwiſſender man von Natur iſt, deſto mehr Kapazität für das Wiſſen. Jede neue Erkenntniß macht einen viel tiefern, lebendigern Eindruck. Man bemerkt dieſes deutlich beym Eintritt in eine Wiſſenſchaft. Daher verliert man durch zu vieles Studiren an Kapazität. Es iſt eine der erſten Unwiſſenheit entgegengeſetzte Unwiſſenheit. Jene iſt Unwiſſenheit aus Mangel, dieſe aus Überfluß der Erkenntniſſe. Letztere pflegt die Symptome des Skeptizismus zu haben. Es iſt aber ein unächter Skeptizismus, aus indirekter Schwäche unſers Erkenntnißvermögens. Man iſt nicht im Stande die Maſſe zu durchdringen, und ſie in beſtimmter Geſtalt vollkommen zu beleben: die plaſtiſche Kraft reicht nicht zu. So wird der Erfindungsgeiſt junger Köpfe und der Schwärmer, ſo wie der glückliche Griff des geiſtvollen Anfängers oder Layen leicht erklärbar.

Welten bauen genügt dem tiefer dringenden Sinn nicht:
Aber ein liebendes Herz ſättigt den ſtrebenden Geiſt.

Wir ſtehen in Verhältniſſen mit allen Theilen des Univerſums, ſo wie mit Zukunft und Vorzeit. Es hängt nur von der Richtung und Dauer unſrer

Aufmerkſamkeit ab, welches Verhältniß wir vorzüglich ausbilden wollen, welches für uns vorzüglich wichtig, und wirkſam werden ſoll. Eine ächte Methodik dieſes Verfahrens dürfte nichts weniger, als jene längſtgewünſchte Erfindungskunſt ſeyn; es dürfte wohl mehr noch, als dieſe ſeyn. Der Menſch verfährt ſtündlich nach ihren Geſetzen und die Möglichkeit dieſelben durch genialiſche Selbſtbeobachtung zu finden iſt unzweifelhaft.

Der Geſchichtſchreiber organiſirt hiſtoriſche Weſen. Die Data der Geſchichte ſind die Maſſe, der der Geſchichtſchreiber Form giebt, durch Belebung. Mithin ſteht auch die Geſchichte unter den Grundſätzen der Belebung und Organiſazion überhaupt, und bevor nicht dieſe Grundſätze da ſind, giebt es auch keine ächten hiſtoriſchen Kunſtgebilde, ſondern nichts als hie und da Spuren zufälliger Belebungen, wo unwillkührliches Genie gewaltet hat.

Beynah alles Genie war bisher einſeitig, Reſultat einer krankhaften Konſtituzion. Die eine Klaſſe hatte zu viel äußern, die andere zu viel innern Sinn. Selten gelang der Natur ein Gleichgewicht zwiſchen beiden, eine vollendete genialiſche Konſtituzion. Durch Zufälle entſtand oft eine vollkommene Proporzion, aber nie konnte dieſe von Dauer ſeyn, weil ſie nicht durch den Geiſt aufgefaßt und fixirt ward: es blieb bey glücklichen Augenblicken. Das erſte Genie, das ſich ſelbſt durchdrang, fand hier den typiſchen Keim einer unermeßlichen Welt; es machte eine Entdeckung,

die die merkwürdigſte in der Weltgeſchichte ſeyn mußte, denn es beginnt damit eine ganz neue Epoche der Menſchheit, und auf dieſer Stufe wird erſt wahre Geſchichte aller Art möglich: denn der Weg, der bisher zurückgelegt wurde, macht nun ein eignes, durchaus erklärbares Ganzes aus. Jene Stelle außer der Welt iſt gegeben, und Archimedes kann nun ſein Verſprechen erfüllen.

Vor der Abſtrakzion iſt alles eins, aber eins wie Chaos; nach der Abſtrakzion iſt wieder alles vereinigt, aber dieſe Vereinigung iſt eine freye Verbindung ſelbſtändiger, ſelbſtbeſtimmter Weſen. Aus einem Haufen iſt eine Geſellſchaft geworden, das Chaos iſt in eine mannichfaltige Welt verwandelt.

Wenn die Welt gleichſam ein Niederſchlag aus der Menſchennatur iſt, ſo iſt die Götterwelt eine Sublimazion derſelben. Beyde geſchehen uno actu. Keine Präzipitazion ohne Sublimazion. Was dort an Agilität verloren geht, wird hier gewonnen.

Wo Kinder ſind, da iſt ein goldnes Zeitalter.

Sicherheit vor ſich ſelbſt und den unſichtbaren Mächten, war die Baſis der bisherigen geiſtlichen Staaten.

Der Gang der Approximazion iſt aus zunehmenden Progreſſen und Regreſſen zuſammengeſetzt. Beide

retardiren, beyde beſchleunigen, beyde führen zum Ziel. So ſcheint ſich im Roman der Dichter bald dem Spiel zu nähern, bald wieder zu entfernen, und nie iſt es näher, als wenn es am entfernteſten zu ſeyn ſcheint.

Ein Verbrecher kann ſich über Unrecht nicht beklagen, wenn man ihn hart und unmenſchlich behandelt. Sein Verbrechen war ein Eintritt ins Reich der Gewalt, der Tyranney. Maß und Proporzion giebt es nicht in dieſer Welt, daher darf ihn die Unverhältnißmäßigkeit der Gegenwirkung nicht befremden.

Die Fabellehre enthält die Geſchichte der urbildlichen Welt, ſie begreift Vorzeit, Gegenwart und Zukunft.

Wenn der Geiſt heiligt, ſo iſt jedes ächte Buch Bibel. Aber nur ſelten wird ein Buch um des Buchs willen geſchrieben, und wenn Geiſt gleich edlem Metall iſt, ſo ſind die meiſten Bücher Ephraimiten. Freylich muß jedes nützliche Buch wenigſtens ſtark legirt ſeyn. Rein iſt das edle Metall in Handel und Wandel nicht zu gebrauchen. Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland. Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte.

Manche Bücher ſind länger als ſie ſcheinen. Sie haben in der That kein Ende. Die Langeweile die ſie erregen, iſt wahrhaft abſolut und unendlich. Muſter-

hafte Beyſpiele dieſer Art haben die Herren Heydenreich, Jacob, Abicht und Pölitz aufgeſtellt. Hier iſt ein Stock, den jeder mit ſeinen Bekannten der Art vergrößern kann.

Es ſind viele antirevoluzionäre Bücher für die Revoluzion geſchrieben worden. Burke hat aber ein revoluzionäres Buch gegen die Revoluzion geſchrieben.

Die meiſten Beobachter der Revoluzion, beſonders die Klugen und Vornehmen, haben ſie für eine lebensgefährliche und anſteckende Krankheit erklärt. Sie ſind bey den Symptomen ſtehn geblieben und haben dieſe auf eine mannichfaltige Weiſe unter einander geworfen und ausgelegt. Manche haben es für ein bloß lokales Übel gehalten. Die genievollſten Gegner drangen auf Kaſtrazion. Sie merkten wohl, daß dieſe angebliche Krankheit nichts als Kriſe der eintretenden Pubertät ſey.

Wie wünſchenswerth iſt es nicht, Zeitgenoß eines wahrhaft großen Mannes zu ſeyn! Die jetzige Majorität der kultivirten Deutſchen iſt dieſer Meynung nicht. Sie iſt fein genug, um alles Große wegzuläugnen, und befolgt das Planirungsſyſtem. Wenn das Kopernikaniſche Syſtem nur nicht ſo feſt ſtände, ſo würde es ihnen ſehr bequem ſeyn, Sonne und Geſtirn wieder zu Irwiſchen und die Erde zum Univerſum zu machen. Daher wird Goethe, der jetzt der wahre Statthalter des poetiſchen Geiſtes auf Erden

iſt, ſo gemein als möglich behandelt und ſchnöde angeſehn, wenn er die Erwartungen des gewöhnlichen Zeitvertreibs nicht befriedigt, und ſie einen Augenblick in Verlegenheit gegen ſich ſelbſt ſetzt. Ein intereſſantes Symptom dieſer direkten Schwäche der Seele iſt die Aufnahme, welche Herrmann und Dorothea im Allgemeinen gefunden hat.

Die Geognoſten glauben, daß der phyſiſche Schwerpunkt unter Fetz und Marocco liege. Goethe als Anthropognoſt meynt im Meiſter, der intellektuelle Schwerpunkt liege unter der Deutſchen Nazion.

Menſchen zu beſchreiben iſt deswegen bis jetzt unmöglich geweſen, weil man nicht gewußt hat, was ein Menſch iſt. Wenn man erſt wiſſen wird, was ein Menſch iſt, ſo wird man auch Individuen wahrhaft genetiſch beſchreiben können.

Nichts iſt poetiſcher, als Erinnerung und Ahndung oder Vorſtellung der Zukunft. Die Vorſtellungen der Vorzeit ziehn uns zum Sterben, zum Verfliegen an. Die Vorſtellungen der Zukunft treiben uns zum Beleben, zum Verkürzen, zur aſſimilirenden Wirkſamkeit. Daher iſt alle Erinnerung wehmüthig, alle Ahndung freudig. Jene mäßigt die allzugroße Lebhaftigkeit, dieſe erhebt ein zu ſchwaches Leben. Die gewöhnliche Gegenwart verknüpft Vergangenheit und Zukunft durch Beſchränkung. Es entſteht Kontiguität, durch Erſtarrung Kryſtalliſazion. Es giebt aber

eine geiſtige Gegenwart, die beyde durch Aufloͤſung identifizirt, und dieſe Miſchung iſt das Element, die Atmosphaͤre des Dichters.

Die Menſchenwelt iſt das gemeinſchaftliche Organ der Goͤtter. Poeſie vereinigt ſie, wie uns.

Schlechthin ruhig erſcheint, was in Ruͤckſicht der Außenwelt ſchlechthin unbeweglich iſt. So mannichfach es ſich auch veraͤndern mag, ſo bleibt es doch in Beziehung auf die Außenwelt immer in Ruhe. Dieſer Satz bezieht ſich auf alle Selbſtmodifikazionen. Daher erſcheint das Schoͤne ſo ruhig. Alles Schoͤne iſt ein ſelbſterleuchtetes, vollendetes Individuum.

Jede Menſchengeſtalt belebt einen individuellen Keim im Betrachtenden. Dadurch wird dieſe Anſchauung unendlich, ſie iſt mit dem Gefuͤhl einer unerſchoͤpflichen Kraft verbunden, und darum ſo abſolut belebend. Indem wir uns ſelbſt betrachten, beleben wir uns ſelbſt.

Ohne dieſe ſichtbare und fuͤhlbare Unſterblichkeit wuͤrden wir nicht wahrhaft denken koͤnnen.

Dieſe wahrnehmbare Unzulaͤnglichkeit des irdiſchen Koͤrpergebildes zum Ausdruck und Organ des inwohnenden Geiſtes, iſt der unbeſtimmte, treibende Gedanke, der die Baſis aller aͤchten Gedanken wird, der Anlaß zur Evoluzion der Intelligenz, dasjenige, was uns zur Annahme einer intelligiblen Welt und einer unendlichen Reihe von Ausdruͤcken und Orga-

nen jedes Geiſtes, deren Exponent oder Wurzel ſeine Individualität iſt, nöthigt.

Je bornirter ein Syſtem iſt, deſto mehr wird es den Weltklugen gefallen. So hat das Syſtem der Materialiſten, die Lehre des Helvetius und auch Locke den meiſten Beyfall unter dieſer Klaſſe erhalten. So wird Kant jetzt noch immer mehr Anhänger als Fichte finden.

Die Kunſt Bücher zu ſchreiben iſt noch nicht erfunden. Sie iſt aber auf dem Punkt erfunden zu werden. Fragmente dieſer Art ſind litterariſche Sämereyen. Es mag freylich manches taube Körnchen darunter ſeyn: indeſſen, wenn nur einiges aufgeht!

III. Elegien aus dem Griechiſchen.

Viele Gattungen der alten Poeſie ſind in dem Zeitalter, auf der Stelle, wo ſie ſich bildeten und blühten, auch auf ewig verblüht. Ihr Geiſt hat ſich nach den Naturgeſetzen der Metempſychoſe, welche auch im Reiche der Kunſt gilt, in andre Geſtalten verlohren, oder er iſt der Erde gen Olymp entflohen, wie einſt die Scham und die Gerechtigkeit vor den wachſenden Greueln des eiſernen Geſchlechts. Andern Gebilden der Kunſt ward mehr als eine Woge in der ewigen Fluth und Ebbe des Lebens zu Theil. Sie durchlebten mehr als einen Sommer der Bildung, und oft entſproßte dem Stamm, der ſchon verdorrt ſchien, ein neues Gewächs, dem alten ähnlich, ja gleich, und doch verwandelt.

Nächſt dem Epos hat ſich dieſe Metamorphoſe der ſich ſelbſt verjüngenden Poeſie nirgends ſchöner offenbart und bewährt als in der Elegie. So groß war die Lebenskraft oder die Bildſamkeit dieſer vielgeſtalteten Dichtart, daß ſie ſeit ihrem Entſtehen faſt nie aufgehört hat zu blühen, und daß ſie auch noch,

nachdem ſo viele andre Dichtarten untergegangen, oder in Mißbildung entartet waren, den Geiſt der feinſten und edelſten Bildung athmete, und das Schönſte und Reizendſte was das Leben und die Kunſt dieſes Zeitalters noch hatte und haben konnte, in zierlichen Formen für die Nachwelt bewahrte. Auch die Prieſter andrer Dichtarten huldigten ihr nicht ſelten, und eine Geſchichte der Griechiſchen Elegie würde nur wenige der großen Stifter und Heroen der Poeſie nicht nennen dürfen.

Ja ſo allgemein iſt ihr Karakter, ſo weltbürgerlich ihre Geſinnung, daß ſie es ungeachtet ihrer zarten Weichheit doch nicht verſchmähte, die härtere Sprache des großen Roms zu reden, ja ſogar aus dem ſüdlichen Mutterlande nach Norden zu wandern. Die Römer glaubten in dieſer Kunſtart den Griechen näher gekommen zu ſeyn, und ſind ihren Vorbildern hier wenigſtens treuer geblieben als in vielen andern Fächern. Unter den Deutſchen der jetzigen Zeit hat man das klaſſiſche Metrum derſelben nachgebildet, und ein Dichter, von dem es nie entſchieden werden kann, ob er größer oder liebenswürdiger ſey, hat zu ſeinen frühern unverwelklichen Lorbern auch den Namen eines Wiederherſtellers der alten Elegie geſellt.

Sie iſt nun nicht mehr bloß eine ſchöne Antiquität: ſie iſt hier einheimiſch, und lebt unter uns. Wer mag, dieſes Wunder vor Augen, misbilligen, wenn jemand glaubte, keine Beſtimmung ſey der Elegie zu groß, und ſich in Vermuthungen über alle die Metamorphoſen verlöhre, welche ihr auch die Zukunft wohl

bereitet? Wenn aber gleich Ahndungen der Art die Kunſtgeſchichte umſchweben dürfen und müſſen, ſo iſts doch gefahrloſer und ſchöner, ſich vorzüglich an dieſe zu halten, und die Geſtalt gleichſam vor unſern Augen werden und wachſen zu ſehen. Auch iſt es dem Gegenſtande gemäßer: denn die Elegie umarmt die Gegenwart, aber ſie blickt gern in die Vergangenheit, lieber als in die Zukunft. Die natürliche Stimmung der Kunſtgeſchichte ähnelt bey dieſer Dichtart der Stimmung des Künſtlers ſelbſt. Man möchte ſagen, es ſey etwas Elegiſches, bey den Bruchſtücken der alten Poeſie mit ſtiller Liebe zu verweilen, die gleich Blättern wechſelnden Geſchlechter der Poeſie mit heiterm Ernſt zu betrachten, wie ſie entſtehen und vergehen; die zarte Anmuth der Vorwelt nachzubilden, was man dabey fühlt oder denkt, zu ſagen, ſie zu uns und uns zu ihr zu verſetzen.

Es iſt wohlthätig, nach der großen Ausſicht auf das unermeßliche Weltall der alten Poeſie, nun auch den Blick wieder auf eine Gattung zu beſchränken, ſich ihr inniger zu nähern, und mit der Theilnahme eines Freundes oder Liebenden in alle Einzelnheiten ihrer Natur und ihrer Geſchichte zu folgen, bald nur zu genießen, und bald das Gefühl durch Nachdenken zu erhöhen; und wenn die Art ſelbſt ſo mannichfaltig und umfaſſend iſt, wie dieſe, ſo kann ſie den, welcher ſie noch nicht genoſſen, zu jener Ausſicht vorbereiten, durch die auch der nicht beſchränkte Geiſt ſich weit über ſich ſelbſt erhoben fühlt.

Da die Natur der Elegie ſo hiſtoriſch, und da Goethe dem Propertius ſo ähnlich iſt, ſcheint es beynah überflüßig, vor dem irrigen Sprachgebrauch der Neuern, und den damit verknüpften Vorurtheilen, wie vor allen nicht geſchichtlichen Begriffen von der Elegie zu warnen. Jener Sprachgebrauch ſcheint das Weſen der Elegie in klagende Empfindſamkeit zu ſetzen, welche in dem großen Gebiet der alten nur eine ſehr kleine Stelle einnimmt. Zwar redet auch im Mimnermos und Solon eine ſchöne Trauer über die Nichtigkeit des flüchtigen Lebens; und zur Zeit des Simonides, Pindaros, Euripides und Antimachos verſtand man unter Elegie oft vorzugsweiſe Klaggeſänge, beſonders über verſtorbene Geliebte. Aber wie vieles umfaßte nicht ſelbſt die alte und mittlere Elegie der Griechen, was außerhalb der Gränzen jenes Begriffs liegt? Schlachtgeſänge voll befehlender Würde und geflügelter Kraft, wie die von Kallinos und Tyrtaeos, ſinnreiche Bemerkungen und Einfälle über die Natur ſittlicher und über die ſittlichen Verhältniſſe natürlicher Dinge, wie die von Theognis und viele von Solon und Mimnermos. Und die Muſe der ſpätern Elegie, welche die ſonſt das Aeltere gern vorziehenden Griechen am höchſten ſchätzten, und die Römer mit Bewunderung nachbildeten, iſt die befriedigte Sehnſucht, die glückliche Liebe (voti sententia compos). Sie iſt ganz der Anmuth geweiht, und der Leidenſchaft. Nachläßig und reizbar wie ſie iſt, liebt ſie erotiſche Tändeleyen und verirrt auch wohl in priapejiſche Gemählde.

Die Bruchſtücke dieſes Zeitalters, in welchem die elegiſche Kunſt nach dem Urtheile der Alten ihren Gipfel erreichte, zuerſt zu überſetzen und zu erklären, ſchien auch darum das ſchicklichſte, weil dieſe der vollſtändiger erhaltenen und uns bekanntern römiſchen Elegie näher liegen, und doch von dieſem Standpunkt aus die Ausſicht auf die ältere Griechiſche Elegie nicht mehr ſo ganz entfernt iſt. Auch ſind die Bruchſtücke glücklicherweiſe von der Art, daß ſie viel Stoff und Veranlaſſung zum Nachdenken über die eigentliche Natur der Elegie geben können, die hier ſchon auf Nebenwegen zu luſtwandeln ſcheint; und doch, wenn erotiſche Anmuth und Bildung die Seele der ſpätern Griechiſchen Elegie ſind, kann wohl nichts elegiſcher gefunden werden, als das köſtliche Bruchſtück des Hermeſianax.

I. Bruchſtück von Phanokles.

Das Werk, zu welchem dieſe Stelle von der Liebe des Orpheus zum Kalais gehörte, hieß die Schönen oder die Eroten; eine mythiſche Elegie von den berühmten Knaben und Jünglingen der Vorzeit und von der Liebe der Götter und Helden zu ihnen; eine erotiſche Sagenlehre oder Archaeologie. Die Richtung dieſer Liebe aufs männliche Geſchlecht kann derjenige, welcher es nicht anerkennt, daß Schönheit das einzige Geſetz und die wahre Sittlichkeit der Empfindungen iſt, daß der freye Menſch unnatürlich ſeyn

darf, und daß manches, was an ſich Verirrung iſt, für eine beſtimmte Zeit und Stufe der Entwicklung nothwendig und alſo auch gut ſeyn kann, am beſten für bloße Poeſie halten, ohne dabey länger zu verweilen, als um ſich zu erinnern, daß Apollo und Hyakinthos Trotz jenes Fehlers doch wohl natürlicher und geſitteter ſeyn könnten, als alle, die dagegen reden.

Oder wie einſt, von Oeagros erzeugt, der Thrakier Orpheus,
Kalais aus dem Gemüth liebte, des Boreas Sohn.
Oftmals ſaß er nunmehr in den ſchattigen Hainen, beſingend
Sein Verlangen, und nie war ihm der Buſen in Ruh.
Sondern im Geiſte geheim ſchlafloſe Bekümmerniß immer
Härmt' ihn, er ſchaute nur an Kalais blüh'nde Geſtalt.
Aber die Biſtoniden, umdrängend, tödteten jenen,
Grauſame, welche für ihn ſchneidende Schwerter gewetzt,

Biſtoniden, Thrakierinnen.

Weil er im Thrakiſchen Volke zuerſt die männliche Liebe,
  Hatte gelehrt, und nicht weibliches Sehnen erfüllt.
Und ſie hieben ſein Haupt mit dem Erz ab, warfen alsbald es
  In die Thrakiſche See hin mit der Laute zugleich,
Feſt mit dem Nagel daran es heftend, daß in dem Meere
  Beyde zuſammen genetzt ſchwommen von bläulicher Flut.
An die heilige Lesbos nun ſpülte ſie dunkel das Meer an.
  Da ſich der Leyer Getön über die Wellen erhob
An die Inſeln und Küſten, die ſalzbeſchäumten, begruben
  Männer das hell vordem tönenden Orphiſche Haupt;
Legten die Laut' ins Grab, die klingende, welche die ſtummen
  Felſen, des Phorkos ſogar grauſe Gewäſſer beſiegt.
Seitdem waltet Geſang und der Saiten gefällige Kunſt dort,
  Unter den Inſeln iſt keine ſo liederbegabt.
Als die ſtreitbaren Thraker der Frau'n feindſelige Thaten
  Hörten, und alle darum ſchrecklicher Kummer befiel:

Phorkos, ſonſt Phorkyn, ein Meergott.

Zeichnete jeder die Gattin, damit ſie, die ſchwärzlichen Punkte
Tragend am Leibe, hinfort dächten des grauſenden Mords.
Alſo zahlen dem Orpheus bis jetzt, dem erſchlagnen, die Weiber
Bußen für jene Gräu'l, welchen an ihm ſie verübt.

Die ſchöne Einfachheit, welche dieſes Bruchſtück unterſcheidet, und ihm Anſprüche auf ein verhältnißmäßig höheres Alterthum zu geben ſcheint, gefällt auch in dem noch erhaltenen Diſtichon deſſelben Dichters:

Aber der Mören Geſpinnſt iſt unauflöslich, und niemand
Kann ihm entgehn, ſo viel unſer die Erde nur nährt.

Zwar kann die Zeit, wenn Phanokles lebte und blühte, nicht mit Genauigkeit beſtimmt werden. Wenn es aber auch gar keine Winke darüber gäbe, ſo würde ihm doch ſchon der in dem Bruchſtücke vom Orpheus ſichtbare Hang, alte Sitten ſinnreich durch alte ſeiner Abſicht gemäß ausgebildete und der Gegenwart angeſchmiegte Sagen zu erklären, ſeine Stelle in der Periode der elegiſchen Kunſt anweiſen, wo die Dichter zugleich auch Gelehrte, Liebhaber und Kenner des ſchönen Alterthums, waren, und wo die erotiſche Poe-

ſie, nicht zufrieden, die lieblichen Freuden der Gegenwart, die zarte Leidenſchaft des Dichters ſelbſt, durch eine gebildete Darſtellung zu verewigen, auch die Vergangenheit nach ihrer eigenthümlichen Anſicht verwandelte, und die Geſtalten der Vorwelt mit dem Geiſt der reizendſten Sinnlichkeit neu beſeelte.

II. Bruchſtück des Hermeſianax.

Die Griechiſche Poeſie hat einen entſchiedenen und urſprünglichen Hang, die Vergangenheit und die Gegenwart zu verweben und zu verſchmelzen. Auch wenn ſie, um ſich zu vervielfältigen, ſich in beſtimmte Arten theilt, und nur auf ein Stück ihrer vollſtändigen Beſtimmung beſchränkt, weiß ſie durch Abſchweifungen, die doch immer wieder auf den Hauptzweck zurückführen, ihren Sinn für das Weltall zu offenbaren. Sie ſpielt wenigſtens in Bildern, Beziehungen, Gleichniſſen und Beyſpielen in die angränzenden Gebiete hinüber, und erhebt ſich über die Schranken ihrer Gattung ins Unendliche, ohne doch dem Geſetz ihrer einmal angenommenen Eigenthümlichkeit im mindeſten untreu zu werden, weil ſie ſich das Fremdartigſte zu verähnlichen weiß und die Welt umzubilden und anzueignen ſtrebt.

So liebt das alterthümliche Epos Beſchreibungen und Gleichniſſe aus der lebendigſten Gegenwart der Natur; und ſo liebt die leidenſchaftliche Elegie mythiſche Beyſpiele auszuwählen, und in ſchöne Kränze zu

flechten. Sie ſpart die Blumen nicht und liebt auch hier den geſchwätzigen Überfluß, wie die weiche Empfindung ſelbſt, deren ſchöner Ausdruck ſie ſeyn will. Alles was dazu mitwirken kann, mag es ſich noch ſo ſorglos im Luſtwandeln zu verirren ſcheinen, geht doch grade zum Ziel und kann in ihr nicht eigentlich Epiſode genannt werden.

Auf dieſem Wege hatte ſich auch die klagende und tröſtende Elegie des Antimachos über den Tod ſeiner geliebten Lyde zu einem Werke von weitem Umfang entfaltet: und nach einigen Bruchſtücken zu urtheilen enthielt auch die größte Elegie des Mimnermos auf ſeine geliebte Nanno viel alte Sage.

Auf eine ähnliche Weiſe führt Hermeſianax in dem merkwürdigſten aller elegiſchen Bruchſtücke ſeiner Freundin Leontion, nach welcher eine Sammlung ſeiner Elegien in drey Büchern benannt ward, das Beyſpiel der größten Dichter und Denker in der einfachſten Ordnung an, indem er das Schönſte und Eigenthümlichſte von dem, was die Poeſie oder die Geſchichte über die berühmteſten Leidenſchaften erzählte und darbot, mit leichter Hand hervorhebt, und bedeutſam und zierlich ausbildet; mit einer Fülle von Geiſt und Dichtung, die gedrängt iſt, und doch leicht, zart und flüchtig.

So anziehend das koſtbare Stück dem Liebhaber der Poeſie und des Schönen durch ſeine unbeſchreibliche Anmuth, und dem Freund der alten Geſchichte durch die Menge intereſſanter Anſpielungen und Andeutungen iſt, ſo merkwürdig iſt es denen, welche die

Kunſt üben, die ſchriftlichen Denkmahle und Bruchſtücke des klaſſiſchen Alterthums zu ergänzen und zu reinigen, durch ſeine Verdorbenheit. Nachdem es durch Ruhnkenius zuerſt gerettet worden war, hat es Ilgen durch ſeine unermüdlichen Bemühungen vollſtändiger lesbar gemacht, mehre von jenem unberührt gelaſſene Schäden mit leichter und glücklicher Hand geheilt, hie und da auch die alte Leſeart durch eine beſſere Auslegung gerettet. Dieſen iſt der Überſetzer größtentheils gefolgt, doch hat er einige Male die alte von Beyden verworfne Leſeart anders erklärt und beybehalten. Lücken in der Überſetzung zu laſſen, wo die Vermuthungen nicht ganz ſicher wären, ſchien ihm durchaus zweckwidrig. Man mag noch ſo ſehr gegen das Ergänzen alter Statuen ſeyn, ſo müſſen doch die abgeſtoßnen Naſenzipfel angeſetzt werden, weil die Geſichter ſonſt gar zu verſchimpft ausſehn. Das Emendiren iſt überdem eine Ergänzung, die ohne Schaden der Statue wieder abgenommen werden kann, und der Überſetzer verrichtet es nun vollends an einen Gipsabguß. Es kommt weniger darauf an, welche unter zwey doch nicht ganz unähnlichen Beſchaffenheiten dieſer oder jener Stelle die richtige iſt, als auf den Geiſt und Karakter des Gedichts im Ganzen.

Gleichwie Agriope'n auch der geliebte Sohn des Oeagros,
Heim, mit der Cither bewehrt, führte, dem Thrakiſchen Spiel,
Aus dem Hades; und ſchifft' an unerbittlicher Stätte,
Dort wo Charon drängt in das gemeinſame Boot
Seelen der Abgeſchiednen, und wo fernhallend der See tobt.
Wie er die Flut hinwälzt durch das gewaltige Schilf.
Aber es wagt' an den Wogen die Cither einſam zu ſpielen
Orpheus, und lenkte den Sinn nächtlicher Götter beredt.
Auch den Kokytos beſtand er, den unter den Brauen unſelig
Lächelnden und das Geſicht jenes entſetzlichen Hunds,
Dem entflammt die gellende Stimm', und entflammt iſt das Auge,
Wild, mit welchem der Kopf, dreyfachgetheilet, erſchreckt.
Dort nun Geſang anhebend, erweicht' er die hohen Gebieter,
Das Agriope Hauch liebliches Lebens empfing,

Agriope, ſonſt bey allen Alten Eurydike.

Auch der Mene Sohn ließ unverherrlicht im Liede
Nimmer Muſaeos, der Huld Liebling, Antiope ſeyn,
Die, an Eleuſis Fuß, der gefeyerten Mutter und Tochter
An mit geheimem Sinn ſtimmte das Jubelgeſchrey,
Wann ſie Demetern dienend, der Rhariſchen, feſtliches Klanges,
Orgien hielt: ſie iſt ſelbſt noch im Hades berühmt.
Ferner ſag' ich, ſein väterlich Haus um die Fremde verlaſſend,
Habe Heſiodos ſich reichlich mit Wiſſen geziert,
Gern gewandt nach Aſkraea, dem Helikoniſchen Flecken.
Um Eoea bemüht, um die Aſkraeerin dort,
Duldet' er viel, und ſchrieb der Heldinnen ſämtliche Bücher,
Wo mit des Mädchens Preis jeglicher Hymnus beginnt.

Mene, Selene, Luna. Antiope, ſonſt unbekannt, Prieſterin der Ceres. Mutter und Tochter, Ceres und Proſerpina. Rhariſchen, von dem der Sage nach zuerſt beſäeten Felde Rharion ſo benannt. Gern, nicht, wie er ſelbſt erzählt, von Noth gedrungen. Eoea, ein ſcherzhaft erdichteter Name, aus der Wendung gemacht, womit Heſiodus jede ſeiner Heldinnen einführete: "H οἵη, „Oder wie."

Jener Sänger ſogar, den Zeus Verhängniß beſchirmet,
Aller, die Muſendienſt üben, geliebteſter Gott,
Strebte zum ärmlichen Ithaka hin, der große Homeros,
Mit Geſängen, zu lieb, kluge Penelope, dir.
Viel ausſtehend um ſie, betrat er das kleinere Eiland,
Ließ ſein Geburtsland fern, räumig an Fluren, zurück.
Alſo weinet' er Ikaros Stamm, und das Volk des Amyklas,
Sparta auch, und gedacht' eigenes Kummers dabey.
Aber Mimnermos ferner, der dieſen lieblichen Ton einſt,
Vieles duldend, erfand, lindes Pentameters Hauch,
Brannte für Nanno: und oft, erſchöpft von den vielen Gefechten,
Wandelt' er kraftlos ſchon, mit zu dem Schmauſe geſellt.
Doch Hermobios haßt' er, den läſtigen; und dem Pherekles,
Zürnend wie ſeinem Feind, ſandt' er ein ſolches Gedicht.

Ikaros Stamm, Penelope. Amyklas, Spartaniſcher Heros. Das Volk des Amyklas und Sparta, ſtatt Helena. Eigenes Kummers, Anſpielung auf Ilias XIX, 301. 302. Hermobios, Pherekles, unbekannt; wahrſcheinlich Nebenbuhler.

Auch Antimachos hat, von der Liebe zum Lydiſchen Mädchen
Lyde verwundet, des Stroms Flut, des Paktolos, berührt.
Als er die Urne der Todten verwahrt in trockenem Boden
Mit Wehklag' und Geſtöhn, kam er, verlaſſend das Land,
Hin zu Kolophons Höhe, und erfüllte mit Trauer die Bücher,
Ihr geweiht: ihm gab Linderung jegliches Leid.
Auch wie viel Alkaeos, der Lesbier, Weiſen gelehrt hat,
Sappho tönend, der Bruſt lieblich erregte Begier,
Weißt du: es liebte der Sänger die Nachtigall, oft mit des Liedes
Klug geordnetem Sinn ängſtend den Tejiſchen Mann.
Denn es geſellte zu ihr der ſüße Anakreon auch ſich,
Wann ſie geſchmückt in der Schaar Lesbierinnen erſchien.
Samos verlaſſend nun wandert er oft, und oft der Geburtsſtadt
Traubenbegabte Flur, unter dem Speere gebeugt,

Jegliches Leid, fremde ähnliche Unfälle, die er in dem Gedichte Lyde ſammelte. Geburtsſtadt, Tejos, damals von Harpagos erobert.

Zur weinblühenden Lesbos: es ſah von drüben ihn oftmals
    Lektons Vorgebirg auf dem Aeoliſchen Meer.
So die Attiſche Biene, vom hügelreichen Kolonos
    Kommend, wann ſie den Reihn führte des tragiſchen Chors,
Sang den Bakchos und Eros; es weckte Theoris Geſtalt erſt
    Anmuth, welche von Zeus Sophokles eigen bekam.
Auch von jenem ſag' ich, dem ſtets ſich bewachenden Manne,
    Welcher von Jugend auf hegend den Haß, an den Frau'n
Alles an allen verfolgte: verletzt von dem krummen Geſchoſſe
    Hab' er nicht zu entfliehn nächtlichen Qualen vermocht.
Er durchirrte die Au'n Makedoniens, viel um Aegino,
    Die als Schaffnerin dort dient' Archelaos, bemüht.
Bis dann endlich ein Gott dem Euripides ſandte Verderben,
    Da er in Todesnoth grimmigen Hunden gewehrt.

Kolonos, Attiſcher Flecken, des Sophokles Geburtsort. Archelaos, König von Makedonien, Freund des Euripides.

Aber der Mann aus Kythere, von pflegenden Muſen erzogen,
Der, von ihnen gelehrt, treueſter Ordner dem Spiel
Bakchos war und der Flöte, Philoxenos: wie er von Klagen
Abgehärmt, einmal reiſte durch unſere Stadt,
Weißt du ja; du vernahmſt die Sehnſucht nach Galatea,
Die er der Heerden ſogar zartem Geſchlechte geliehn.
Kennſt du den Sänger doch auch, den Eurypylos Bürger, die Koer,
Schön aufſtellten aus Erz, unter des Platanus Laub:
Wie er die flüchtige Bittis beſang, Philetas; mit Schmachten
Alle Worte, den Fluß alles Gekoſes erfüllt.
Nicht auch jene ſogar, ſo viel der Menſchen das ſtrenge
Leben geſtiftet, und ernſt klügelnde Weisheit erforſcht,
Die ſchwerlaſtend mit Schlüſſen beſtrickt ihr eigener Tiefſinn,
Und die Tugend, des Ruhms würdig, die harte, geſchätzt:

Dem Spiel Bakchos und der Flöte, der dithyrambiſchen Poeſie. Unſere Stadt, Kolophon. Eurypylos, Sohn des Herkules, König von Kos.

Selbſt nicht dieſe entgingen den ſchrecklichen Kämpfen des Eros,
Unter des ſchrecklichen Gotts lenkende Zügel gebracht.
Gleichwie Pythagoras einſt, den Samier, Liebesbethörung
Band an Theano; der klug Räthſel der Geometrie,
Linien ſchlingend, erdacht, und ſo weit der Äther den Kreis wölbt
Wohl nachahmend geformt alles an winzigem Ball.
Oder wie Kypris, erzürnt, ihn, welchem es ziemt', in der Weisheit
Vor dem Haufen des Volks groß zu erſcheinen und hoch.
Wärmte mit mächtiger Glut, den Sokrates: nun mit dem tiefen
Geiſt ergründet' er nur Sorgen von leichterm Gehalt
Immer beſuchend das Haus Aſpaſiens; konnte kein Ende
Finden, da er ſo viel Krümmen der Schlüſſe doch fand.
Den von Kyrene auch zog über den Iſthmos Verlangen,
Als er in Lais Netz fiel, der Korinthierin,
Ariſtippos, der kluge: da mied er der Weiſen Geſpräche
Abgeneigt; ihm floh nichtig das Leben dahin.

So reich und beziehungsvoll iſt dieſe zierliche Rhapſodie von reizenden Epigrammen, daß es auch dem ſchnellſten Sinn ſelbſt bey vertrauter Bekanntſchaft mit dem behandelten Stoff ſchwer ja unmöglich fallen dürfte, gleich beym erſten Eindruck alle Feinheiten des Künſtlers wahrzunehmen. Seiner Abſicht gemäß, die unwiderſtehliche Macht der zärtlichen Sehnſucht durch große und ſchöne Beyſpiele zu offenbaren, umfaßt er gleichſam alle Zeitalter der Bildung und der Geſchichte von den ehrwürdigen Stiftern uralter Myſterien, den dichtenden Prieſtern der grauen Vorzeit, bis zu ſeinem Freunde und Zeitgenoſſen, dem alſo ſchon damahls hochgeehrten und von Propertius und Ovidius ſo oft gefeyerten Philetas, bis zu dem auch in der Vaterſtadt des Hermeſianax, dem dichterreichen Kolophon, bekannten Philoxenos, dem geiſtvollſten und ausſchweifendſten Virtuoſen des üppigſten Zeitalters und der geſetzloſeſten Dichtart. Alles weiß er zu brauchen und zu bilden; allegoriſche Prieſterſagen, wie die vom Orpheus; Anekdoten vom Leben der Dichter, die oft auch durch Dichter entſtanden, oder ausgeſchmückt waren, wie die Weiberfeindſchaft des Euripides durch eiferſüchtige Komiker, und wie die gegen die Zeitrechnung erdichtete Liebe des Anakreon vielleicht der neuern Komödie ihr Daſeyn verdankt, die auch als erſte oder zweyte Quelle der Liebe der Sappho zum Phaon zu betrachten iſt; die Werke der Dichter ſelbſt, wie bey Mimnermos und Antimachos, die ihm durch das doppelte Band des gemeinſamen Vaterlandes und der gemeinſamen Kunſtart näher waren

und auch in ſeiner Behandlung nebſt dem Philetas mit beſondrer Liebe und noch genauerer Unterſcheidung des Eigenthümlichen hervorgehoben ſcheinen könnten. So auch bey Sappho und Alkaeos, der nicht glücklich liebte, nach einigen noch vorhandnen Verſen von jener an ihn zu urtheilen, die in ihrer Einfalt etwas Zartes und Hohes haben; ſo auch beym Philoxenos, der ſelbſt in den Latomien, in welche ihn der Tyrann, der ſein Nebenbuhler war, werfen ließ, weil er die Galatea verführt hatte, ein Gedicht von der damahls ſchon über ihre Gränzen auf die Wege andrer Gattungen ausſchweifenden dithyrambiſchen Gattung, welches den alten ſatyriſchen Dramen nachſtreben mochte, worin er mit Anwendung der alten Sage auf ſein Unglück den Dionyſios als Kyklopen, die geliebte Flötenſpielerin als Galatea und ſich als Odyßeus darſtellte. Überhaupt würde man ſehr irren, wenn man glaubte, der Liebe der alten Poeten, die freylich nicht ſo um die Begriffe der Ehre und die Bilder des Himmels tändelte oder anbetete, wie die romantiſche habe irgend ein Reiz gefehlt, den die geiſtreichſte Geſelligkeit, die reizbarſte Leidenſchaftlichkeit bey gebildeter und ſchöner Sinnlichkeit und ein zartes Gemüth verleihen können. Eben ſo die Liebe der Philoſophen, an denen der Dichter, der die ganze Welt nur aus einem elegiſchen Standpunkt betrachtet, die Gewalt der Liebe wie durch einen Gegenſatz zeigt; ſchon daß ſie liebten, ſcheint ihm außerordentlich, da er hingegen bey den Dichtern die außerordentliche Art, wie ſie ihre Liebe durch wunderbare Thaten oder durch

ewige Werke bewährten, hervorzuheben ſucht. Alles ſtrebt er zu elegiſiren, und auch das verſchiedenartigſte weiß er näher zu rücken, ähnlich zu geſtalten und freundlich zu verbinden, ſo daß das Ganze wie aus einem Guß iſt; und wenn er ſo ungleiche Gegenſtände, wie die weiſe Freundin des ſtrengen Pythagoras, die gebildete Aſpaſia, die erſte Frau ihres Zeitalters in allen geſelligen Künſten, und Lais, welche in dem ſeiner Hetären wegen berühmten Korinth den Preis in der Üppigkeit und Verführung verdienen konnte, in gewiſſen Sinn als gleich und auf gleiche Art behandelt; ſo weiß er doch überall das Eigenthümliche mit der feinſten Schicklichkeit herauszuheben, wie zum Beyſpiel beym Sophokles die nach den Alten ihm ganz eigne Süßigkeit. Beym Homeros und Heſiodos, wo ihn Sage und Geſchichte verließ, und keine Geliebte nannte, hilft er ſich, da der Ruhm der Gattung und der Männer zu glänzend war, um in dieſer Auswahl des Köſtlichſten fehlen zu dürfen, mit einer abſichtlich offenbaren Erdichtung. Es iſt ihm freylich der heiligſte Ernſt, und er iſt dabey mit ganzem Gemüthe: aber er lächelt dann auch wieder über ſeinen Gegenſtand, über ſich ſelbſt, und die an ſeinem Stoff verübte Willkühr mit unſchuldiger Schalkheit und kindlicher Anmuth. Er weiß um ſeine Kunſt, und über ſie ſpottend gefällt er ſich doch mit ihr und zeigt ſie gern.

Der wunderbare und unauflösliche Zauber, der aus dieſem Gemiſch von Liebe und Witz, von ſchmachtender Hingegebenheit und geſelliger Beſonnenheit hervorgeht, darf auch für die nicht ganz verlohren gehn,

welche aus Unkunde der alten Geſchichte, bey der Betrachtung und dem Genuß dieſes Bruchſtücks das entbehren müſſen, was die frühere Bekanntſchaft mit dem Stoff und die Vergleichung deſſelben mit der Behandlung und Ausbildung des Dichters gewährt. Erſetzen kann es ihnen eine die Überſetzung begleitende Einleitung oder Nachſchrift in dieſem Falle um ſo weniger, da ſchon die Erläuterung des Erwähnten, wenn ſie vollſtändig ſeyn ſollte, ſich leicht ſo ausbreiten könnte, daß man den Text ſelbſt darüber aus den Augen verlöhre, und da man um die künſtliche Weisheit der Auswahl ganz zu verſtehen, auch das wiſſen müßte, was der Dichter auf ſeinem Wege unerwähnt liegen ließ.

Bedeutender und gefälliger Schmuck iſt ein weſentliches Bedürfniß und eine ſchöne Zierde der menſchlicher Natur und der menſchlichen Kunſt. Auch die Poeſie liebt ihn mit angebohrner Neigung. Der wahre Dichter iſt unbeſchränkt frey: aber ſelbſt ſeine Abwege werden ihn zum Ziele führen, und in einem ächten Kunſtwerk wird ſelbſt das, was nur Putz ſcheint, ſo innigſt vom Geiſt des Ganzen beſeelt ſeyn, wie das mitausdrückende Metrum und die Sprache in der Art, Stellung und Bildung der Wörter der eigenſten Eigenthümlichkeit des Werks und ſeiner Gattung entſpricht. Was man im Gegenſatz dieſer grammatiſchen und metriſchen die poetiſche Ausbildung der Poeſie nennen könnte, darf eben ſo wohl auch an ſich gewürdigt werden, und Bedeutſamkeit, geſetzliche Freyheit in Verhältniß zu ſeinem Ganzen, eine gewiſſe

Ent-

Entfaltung und Steigerung, und vor allem jene Umgeſtaltung, durch die, was uns ſchon bekannt war, nun wieder neu erſcheint, ſind Eigenſchaften, die jedes Gleichniß, Beyſpiel oder Bild beſitzen muß, ohne Rückſicht auf das Einzelne und die beſondre Art. Aus dieſem Geſichtspunkte hat das Bruchſtück des Hermeſianax noch außer ſeiner elegiſchen Vortrefflichkeit eine gleichſam eigenthümlichere und ſelbſtändigere: denn an Zierlichkeit und Zartheit der poetiſchen Mahlerey dürfte dieſe Reihe kleiner Kunſtwerke wohl vor allen den Kranz erhalten. Wenn die Beſchreibungen der alten Tragödie reich und groß gegliedert mit architektoniſcher Feſtigkeit wie für die Ewigkeit daſtehn; wenn in der Pindariſchen Poeſie oft eine hohe Geſtalt von einfachen und allgemeinen Zügen ſanft vor uns zu ruhen oder in mildem Glanz zu ſchweben ſcheint: ſo möchte man dieſe Bilder des Hermeſianax an ſorgloſer Lebensfülle mit den erhobenen Arbeiten, an zierlicher Sorgfalt mit den geſchnittnen Steinen des Alterthums vergleichen.

III. Das Bad der Pallas von Kallimachos.

Dieſes in der Sprache und auch durch eine gewiſſe Vorliebe für gymnaſtiſche Bilder zum doriſchen Styl ſich neigende Gelegenheitsgedicht war für ein Feſt von der Gattung beſtimmt, in welchen eine Handlung der Gottheit vorgeſtellt ward, bloß wie zum Spiel ohne alle Bedeutſamkeit und Beziehung auf ihre Ge-

heimniſſe, und welche der Natur nur eines Geſchlechts, Alters oder Standes angemeſſen, und im Vergleich mit den großen Volksverſammlungen und Kampfſpielen, wo jeder freye Hellene ſeine Kraft und Geſchicklichkeit verſuchen und beweiſen durfte und ſollte, ſehr eng umſchränkt waren; ſo eng, daß ihre Vortrefflichkeit eben in ihrer Eigenthümlichkeit beſtand. Wenn an dem Feſte ſelbſt dem Sinne blühender Jungfrauen von edelſtem Geſchlecht einer doriſchen Stadt von altem Glanz alles ſo entſprach, wie in dieſem elegiſchen Feſtgeſange des ſinnreichen und gelehrten Kallimachos, ſo war es in ſeiner Art gut und ſchön, und entſprach dem kleineren Zwecke, die natürlichen Gelegenheitsgedanken grade dieſer Gattung verſchönernd zu beſtätigen, mit achtungswürdiger Treue.

Badegehülfinnen ihr der Pallas, gehet, ihr alle
Gehet hervor! Ich hört' eben des Roſſegeſpanns
Wiehern, des heiligen, ſchon; bereitet naht ſich die Göttin.
Eilt, blondlockige, nun! eile, Pelasgierin!

Pelasgierin, alterthümlicher Name für Griechin.

Niemals hat Athenäa die mächtigen Arme gewaſchen,
Eh ſie den Roſſen den Staub ab von den Weichen geſchwemmt;
Nicht ſelbſt, als ſie mit Blut überall beſudelte Waffen
Tragend, vom frechen Heer Erdegebohrener kam.
Sondern vor allen zuerſt der Pferde Nacken vom Wagen
Löſte ſie, ſpülte dann ab in des Okeanos Quell
Schweiß und beſprengende Tropfen, und reinigte ganz den verdickten
Schaum von ihren gebißknirſchenden Mäulern hinweg.
Geht, o Achaeerinnen! Noch Balſam, noch Onyxgefäße,
(Hör' ich die Axe nicht ſchon laut in den Naben ſich drehn?)
Balſam, ihr Badegehülfinnen, nicht, noch Onyxgefäße,
(Denn Athenaea liebt nicht ja der Salben Gemiſch)
Bringet, noch Spiegel, herbey. Schön glänzt ihr immer das Auge.
Nicht da der Phryger den Zwiſt dort auf dem Ida entſchied,
Schaute die große Göttin in Orichalkon, und nicht auch
In durchſichtige Flut, Simois Wirbel, hinab;

Orichalkon, Metallſpiegel

Noch auch Here; nur Kypris, das ſtrahlende Erz in den Händen,
Ordnete zweymal oft eben daſſelbige Haar
Jene, wann ſie der Bahnen an zweymal ſechzig durchmeſſen,
Wie an Eurotas Rand pflegte das Doppelgeſtirn
Lakedaemons, dann rieb, wohlkundig, ſie nur die geringe
Salbe ſich ein, vom ihr eignen Gewächſe gezeugt:
O ihr Mädchen! es hob die Röthe ſich ihr, wie die frühen
Roſen, oder das Korn in der Granate gefärbt.
Darum bietet allein auch jetzt das männliche Oel ihr,
Welches den Kaſtor, womit ſelber Herakles ſich ſalbt.
Bringt ganz golden ihr ferner den Kamm, damit ſie das Haupthaar
Ebnend, ſtreiche mit ihm glänzende Locken hindurch.
Geh, Athenaea, hervor! ſchon harrt die willkommene Schaar dein:
Jungfrau'n alle, dein groß Akeſtoridengeſchlecht.
O Athene! es wird auch der Schild Diomedes getragen,
Wie den Argeiern einſt dieſen bejahrten Gebrauch

Akeſtoriden, das mächtigſte und älteſte adliche Geſchlecht in Argos.

Hat Eumedes gelehrt, der der gefällige Prieſter,
Welcher, da er erfuhr, daß den beſchloſſenen Tod
Ihm bereite das Volk, durch Flucht dein heiliges Bildniß
Mit ſich entriß, ins Gebirg Kreons darauf ſich begab,
Kreons Gebirg; und dich, du Göttliche, barg in den Klüften
Schroffer Felſen, daher jetzt Pallatiden genannt.
Komm, Athenaea, du Städteverwüſterin, goldengehelmte,
Die an der Raſſe ſich freut, und an der Schilde Getös!
Heute taucht nicht ein, ihr Waſſertragenden; heute
Trinkt von den Quellen bloß Argos, und nicht von dem Strom.
Heute traget, ihr Mägde, die Krüge zum Born Phyſadea;
Oder, des Danaos Kind, füll' Amymone ſie euch.
Denn es wird, mit Blüthen und Gold die Gewäßer vermiſchend,
Von viehweidenden Höh'n Inachos kommen herab,
Führend ein Bad für Athene, ein liebliches. Aber Pelasger,
Sorge, die Königin nicht wider Begehren zu ſehn!

Denn wer Pallas nackt, die Städtebeſchützerin, anſchaut,
Der hat dieſes zuletzt unter den Dingen erblickt.
Geh, Athenaea, hervor, Ehrwürdige! Dieſen erzähl' ich
Unterdeſſen; es iſt Andrer die Sage, nicht mein.

Mädchen, es liebt' einmal Athenaea der Nymphen in Thebe
Eine ſo ſehr, zog weit allen Geſpielinnen vor
Sie, des Tireſias Mutter; und niemals ſchieden die beyden.
Sondern, wenn ſie nunmehr Theſpiäs altes Gebiet,
Jetzo Koronea, und jetzt Haliartos beſuchte,
Durch der Boeoter Flur lenkend ihr ſchönes Geſpann;
Jetzo Koronea, wo lieblich duftend ein Hain ihr
Grünt, wo Altär' am Strom dort des Koralios ſtehn:
Oftmals ſtellte die Göttin ſie neben ſich dann auf den Wagen.
Weder der Nymphen Geſchwätz, weder der Reigen im Chor

War ihr ſüß und gefällig, wenn nicht anführte Chariklo.
Aber es warteten noch häufige Thränen auf die,
War ſie gleich Athenaea's gemüthliche liebe Genoſſin.
Denn da ſie einſt des Gewands haltende Spangen gelöſt
Am ſchönfließenden Born des Helikoniſchen Roſſes,
Badeten ſie; das Gebirg ruht' in der Mitte des Tags.
Nur mit den Hunden noch Tireſias, eben am Kinne
Zart gebräunt, umirrt' einſam den heiligen Ort.
Folgend unlöſchbarem Durſte, gelangt' er zur Welle des Bornes,
Armer! und ſah ungern, was zu erſchauen nicht ziemt.
Aber, obſchon erzürnt, doch redet' ihn an Athenaea:
Was für ein Gott, o du, welcher die Augen von hier
Nie wegträgt, Eueride, hat ſchadenden Weg dich geführet?
Alſo ſprach ſie, es fiel Nacht auf des Jünglinges Blick.
Dieſer ſtand ſprachlos; denn Weh' umſtrickte die Kniee
Feſt ihm, die Stimme hielt bange Beſtürzung zurück.

Digitized by Google

Aber es ſchrie die Nymphe: Was thateſt du mir an dem Knaben,
Hohe? Der Freundſchaft Bund, Göttinnen, ehrt ihr ihn ſo?
Mir zu entreißen des Sohnes Geſicht! Du haſt Athenaea's,
Mein unglückliches Kind, Hüften und Brüſte geſehn,
Aber du ſchaueſt die Sonne nicht mehr. O wehe mir Armen!
Helikon! künftig von mir nimmer betretnes Gebirg!
Kleines vergiltſt du mit Großem fürwahr: um wen'ge Gazellen,
Wenige Rehe gebracht, nimmſt du die Augen des Sohns.
So den geliebten Knaben mit beyden Armen umſchlingend,
Hob die Mutter nun an, weinend, das Jammergetön
Klagender Nachtigallen. Und ihrer Genoſſin erbarmte
Gleich ſich die Göttin, und ſprach tröſtende Worte zu ihr:
Herrliches Weib, nimm alles zurück, ſo viel du im Zorne
Vorgebracht, nicht ich habe geblendet dein Kind.
Iſt es ja doch Athenaeen nicht ſüß, die Augen der Knaben
Weg zu rauben; doch ſo ſaget des Kronos Geſetz:

Wer der Unſterblichen einen, wofern der Gott es nicht ſelber
Wählet, erblickt, dem kommt theuer das Schauen zu ſtehn.
Herrliches Weib, was geſchah, nicht wiederruflicher Art iſts,
Weil es alſo mit ihm lenkte der Mören Geſpinnſt,
Damals, als du ihn eben gebahrſt: du aber empfange,
O Eueride! nunmehr jenes beſchiedene Loos.
Ach wie viel wohl böte dereinſt Brandopfer Kadmeis,
Und Ariſtaeos wie viel, flehend, den einzigen Sohn,
Blühend in zarter Jugend, Aktaeon blind nur zu ſehen!
Und Mitjäger ja wird dieſer der mächtigen ſeyn,
Artemis; aber es rettet noch Jagd, noch auf den Gebirgen
Oft gemeinſam geübt, Zielen des Bogens ihn dann
Wann er, obſchon unwillig, der Göttin liebliches Bad ſieht,
Sondern ihn werden ſelbſt, ihren Gebieter zuvor,
Eigene Hund' aufzehren; die Mutter wird die Gebeine
Sammeln des Sohns, umher ſtreichend im Wald' überall.

Und ſie wird Glückſeligſte dich, und Geſegnete nennen,
Daß du geblendet den Sohn aus den Gebirgen empfingſt.
O Genoſſin, deshalb nicht jammere! Dieſen erwartet,
Dir zu Liebe, von mir mancherley Ehrengeſchenk.
Denn ich mach' ihn zum Seher, beſungen von kommenden Altern,
Daß er weit in der Kunſt rage vor allen hervor.
Kennen ſoll er die Vögel: was günſtige, welche nach Willkühr
Fliegen, und welche Art ſchädliche Fittige ſchwingt.
Viel Verkündungen wird den Boeotern, viele dem Kadmos
Er weißagen, und einſt Labdakos großem Geſchlecht.
Einen Stab auch will ich, der recht ihm lenke die Füße,
Und vieljähriges Ziel will ich dem Leben verleihn.
Er allein, wann er ſtirbt, wird unter den Schatten verſtändig
Wandeln umher, von des Volks großem Verſammler geehrt.
Sprach es und winkte dazu; untrüglich iſt aber, was winkend
Pallas verheißt: denn dieß gab von den Töchtern allein

Zeus Athenaeen, zu erben vom Vater jegliches Vorrecht.
Keine Mutter, wißt, brachte die Göttin ans Licht,
Sondern die Scheitel des Zeus. Zeus Scheitel winket Betrug nie;
Unvollendet auch nicht blieb, was die Tochter gewinkt.

Augenſcheinlich nun naht Athenaea ſich; aber die Göttin,
Ihr Jungfrauen, empfangt, denen die Sorge gebührt,
Mit lobredendem Munde, mit Jubelgeſchrey und Gebeten.
Heil dir, Göttin! beſchirm' Argos Inachiſche Stadt.
Heil dir, wann du ſie treibeſt hinaus, und wieder herbey lenkſt
Deine Roſſ', und verleih Segen des Danaos Land.

Wenn ſchon die Richtung des Ganzen an beſtimmte Perſonen, das Gegenwärtige, Lokale, die plötzlichen Sprünge des hervortretenden Dichters dieſen elegiſchen Hymnus, der von allen epiſchen des Kallimachos von Grund aus und unendlich verſchieden iſt, der lyriſchen Gattung, auch nach allgemeineren, noch nicht durch die Strenge der ſcheidenden Kunſt beſtimmten Begriffen von derſelben, aneignet: ſo könn-

te eine Geſchichte, welche ein ſo ſeltſames Gemiſch von Willkühr und Nothwendigkeit, von Zufall und Abſicht enthält, für die Elegie, welche ſo gern mit ſtreitenden Empfindungen ſpielt, und Widerſprüche verkettet, ein ſehr angemeſſener und glücklicher Stoff ſcheinen. In jedem Fall wäre die Vorausſetzung, die Beſchaffenheit des Rhythmus, der überall in der alten Poeſie der Natur des Ganzen wunderbar innig und tief entſpricht, könne bey einem ſo abſichtsvollen Künſtler zufällig ſeyn und von keiner Bedeutung, durchaus geſchichtswidrig

Vergleicht man dieſe Elegie des Kallimachos mit dem Bruchſtücke des Hermeſianax, ſo kann es befremden, daß jener der berühmtere war. Ohne uns in Vermuthungen darüber zu verlieren, ob dieſe Sonderbarkeit des Kunſturtheils der Alten eben ſo natürlich und nothwendig war, wie das verſchiedene Vorziehen der Ilias und der Odyſſee bey den Alten und bey den Neuern, müſſen wir nur kurz erinnern: daß der elegiſche Hymnus des Kallimachos wie ſeine elegiſchen Epigramme doch nur eine Nebenart war, und daß wir nur aus ſeinen erotiſchen Elegien würden beurtheilen können, warum er für das Haupt ſeiner Gattung gehalten ward. Er konnte wie der überſtrömende Philetas leidenſchaftlicher, antithetiſcher, ja ſogar gefeilter ſeyn, wenn er gleich an natürlicher Anmuth den Hermeſianax nie erreicht haben kann.

IV. Beyträge
zur Kritik der neueſten Litteratur.

Deutſchland iſt unſtreitig jetzt die erſte unter den ſchreibenden Mächten Europa's, wenn man auch noch ſo viel darauf abrechnet, daß ſich von der Anzahl der gedruckten Artikel kein ſichrer Schluß auf die Maſſe des Gedruckten ziehn läßt, weil eben die Konkurrenz die Stärke der Auflagen vermindert. Das viele Schreiben, ſagt man, kommt vom vielen Leſen, und dieß iſt auch bis auf einen gewiſſen Punkt ſehr richtig; aber darüber hinaus möchte beydes in umgekehrtem Verhältniſſe gegen einander ſtehn. Wer viel ſchreibt, hat deſto weniger Zeit zum Leſen. So wie niemand gehört wird, wo alle ſprechen, ſo würde auch, wenn ſich einmal alle Leſer zu Schreibern konſtituirten (eine Revoluzion, zu der wir keinen ſo großen Schritt zu thun haben, als man vielleicht denkt) jeder darauf reduzirt ſeyn, von ſich ſelbſt geleſen zu werden: er würde in ſeiner eignen Perſon Schriftſteller, Beurtheiler und Publikum, die ganze litterariſche Welt im Kleinen, vorſtellen müßen. Die damit verknüpfte

Langeweile und ſonſtigen Unbequemlichkeiten würden eine neue Epoche herbeyführen, wo man gar nichts ſchriebe, um recht viel und mit gutem Bedacht zu leſen.

Bis dieſer Kreislauf vollendet iſt, bey der jetzigen Lage der Dinge, da es noch ziemlich viele giebt, die nicht bloß ſchreiben, ſondern mit unter auch leſen, ja ſogar einige, die bloß leſen ohne zu ſchreiben, iſt das Rezenſiren ein nothwendiges Übel. Man würde ſeine ganze Zeit und Mühe darauf wenden müßen, um zu erfahren was und wie geſchrieben worden iſt, wenn es keine Inſtitute gäbe, die darüber offizielle Berichte ertheilen. Die früheſte, kürzeſte und alſo auf gewiſſe Weiſe die beſte aller Rezenſionen iſt der Meßkatalog. Ihm wird aber Schuld gegeben, man könne ſich auf ſeine Nachrichten nicht ſonderlich verlaſſen: unter andern erfahre man nicht einmal mit Sicherheit daraus, ob ein Buch wirklich exiſtirt; ein Umſtand, der freylich zuweilen ſchwer genug auszumachen iſt. Es läßt ſich eine Rezenſionsanſtalt denken, wobey dieſe Mängel vermieden würden, und die doch mit dem Meßkatalog beynah gleichen Schritt halten könnte. Man ſchnitte nemlich aus jedem zur Meſſe gebrachten Buche aufs Gerathewohl einige Blätter heraus, ließe ſie nebſt den Titeln zuſammendrucken, und ſo wäre die Sache für das halbe Jahr mit einmal abgethan. Dieß iſt im Ganzen genommen die Methode der Engliſchen Journaliſten: ſie pflegen zwar des Wohlſtands wegen die abgedruckten Blätter mit einer Vorerinnerung oder einem Nachrufe zu be-

gleiten; aber gewöhnlich ſind dieß nur hors d'oeuvres, die unbeſchadet der Vollſtändigkeit der Rezenſionen wegbleiben könnten. Bey der gewiſſenhaften Deutſchen Umſtändlichkeit iſt es auch in den umfaſſendſten Inſtituten unvermeidlich, daß nicht viele Anzeigen verſpätet werden, oder gar unterbleiben ſollten. Noch nie hat man es erlebt, daß ein litterariſches Tageblatt inne gehalten hätte, weil einmal alles fertig rezenſirt geweſen wäre; ſie ſind vielmehr wie Menſchen, die nur eben das Kinn über dem Waſſer halten, und wenn ſie einen Augenblick ablieſſen zu rudern, in der großen Flut untergehn würden. Dieß iſt auch wohl der Grund, warum noch niemand darauf gefallen iſt, ungeſchriebne Bücher zu rezenſiren, was ſonſt Gelegenheit gäbe viel Neues zu ſagen, und das ziemlich trockne Geſchäft ein wenig genialiſch zu machen.

Das Leben iſt kurz und die Bücher ſind lang: was Wunder alſo, wenn man ſich ſo geſchwind mit ihnen abzufinden ſucht, als man weiß und kann? Viele fleißige Leſer kritiſcher Zeitſchriften würden es eine ſehr unbillige Zumuthung finden, erſt die Rezenſion und dann noch hinterdrein die Schrift ſelbſt zu leſen. Sie betrachten jene vielmehr als eine für ſich verſtändliche Abbreviatur von dieſer, und den Rezenſenten als einen lebendigen Storchſchnabel der ihnen die weitläuftigen Umriſſe ins Feine und Kleine bringt. Auch läßt ſich hiegegen nicht viel einwenden, da die Beurtheiler ja ſelbſt beſchuldigt werden, daß ſie oft bey den Phyſiognomien der Bücher ſtehn bleiben. Mit

einiger Übung muß man in dieſem Studium wirklich etwas leiſten können. Ein Blatt vorn und ein Blatt hinten geben ſchon viel Licht; beſonders aber ſind die Vorreden von unſchätzbarem Werth. Gäbe es litterariſche Reichstage, ſo würde gewiß von Seiten der Beurtheiler der Vorſchlag zu einem Geſetze geſchehn, daß es erlaubt ſeyn ſolle, eine Vorrede ohne Buch, aber nicht ein Buch ohne Vorrede zu ſchreiben. Zwar wenn alle Schriftſteller ſo redlich und naiv zu Werke gingen, wie Jean Paul, ſo könnte man ſich mit den bloßen Titeln begnügen. Aber leider haben die mancherley Kunſtgriffe der verderbten Welt auch aus dieſem Theile der Schriftſtellerey die Unſchuld verbannt. So wenige Titel gehören dem Verfaſſer, oder zu ſeinem Werke. Wer einen Aufmerkſamkeit erregenden erſinnt, hat einen außerordentlichen Fund gethan, der ihm aber durch den Druck ſogleich entgeht und ein Gemeingut wird. Die troſtloſe Schwierigkeit neu zu ſeyn, kann gerade hier auch den beſten, wenn er noch nicht Ruhm genug hat, um fremder Hülfsmittel zu entrathen, aus ſeinem Karakter heraustreiben.

Ein Hauptnachtheil der allgemeinen kritiſchen Inſtitute iſt es, daß ſie die verſchiedenartigſten Dinge auf einerley Fuß behandeln müſſen. Zuerſt die guten Bücher und die ſchlechten. Von jenen muß dargethan werden, daß ſie gut, und von dieſen, daß ſie ſchlecht ſind. Wie ſehr dieß auch dem heiligen Grundſatze der Gleichheit gemäß ſcheint, ſo kann die Gerechtigkeit doch niemals verpflichten, etwas überflüßiges zu thun. Entweder man nimmt an, daß alle Bücher

ſchlecht ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt; ſo wird man ſich bloß mit dem Vortrefflichen beſchäftigen, und das Übrige mit Stillſchweigen übergehn. Ein ſolches Journal haben wir nicht, und es würde ſich aus mancherley Urſachen nicht lange halten können. Oder man nimmt an, daß alle Bücher gut ſind, bis das Gegentheil erwieſen iſt, und daraus wird das umgekehrte Verfahren entſtehn. Dieſe demüthige Maxime ſcheint die Allgemeine Deutſche Bibliothek (die das erſte Beywort wohl nur noch pleonaſtiſch für Gemein führt) im Fache des Geſchmacks zu befolgen, indem ſie bloß bemüht iſt, die armſeligſten Produkte noch tiefer herunter zu reißen, von den Meiſterwerken aber, die den Fortſchritt der Bildung bezeichnen, gar keine Notiz nimmt. Man ſieht, daß dieſe Kritik dem Weſen nach viel milder iſt, als man nach ihren finſtern Gebehrden glauben ſollte; daß vielleicht gar eine ſtille Selbſterkenntniß der Rezenſenten dabey zum Grunde liegt, die nur ſo die Überlegenheit behaupten zu können meynen, welche fälſchlich als das nothwendige Verhältniß zwiſchen dem Beurtheiler und dem Beurtheilten angenommen wird. Aber auch in Zeitſchriften, die zuweilen Meiſterſtücke der Kritik liefern, muß die Abfertigung des Schlechten und Unbedeutenden einen viel zu großen Raum anfüllen, und dadurch die Würdigung deſſen beengen, was die Wiſſenſchaft oder die Kunſt weiter bringt. Nachbarlich berühren ſich hier Autoren und Werke, die ſich ewig nicht kennen, ſondern in ganz getrennten Sphären ihr Weſen treiben: alles wird nur durch die Begriffe Buch und Rezenſion

zuſammen gehalten. Manche Rezenſionen ſind die Grabſchriften der angezeigten Bücher; andre können für nichts als Taufſcheine gelten. Nimmt man nun noch die vorwärts gekehrten Taufſcheine der Buchhändler (ihre Ankündigungen nämlich) und das Geſchrey der Antikritiken dazu, ſo hat man ein Konzert, worin bey allen Diſſonanzen doch im ganzen eine ziemliche Einförmigkeit herrſcht.

Man hat für das Bedürfniß der verſchiednen Fächer durch ſpezielle Journale geſorgt; ſelbſt für die unlängſt mit Tode abgegangnen ſchönen Wiſſenſchaften hat man dergleichen geſtiftet. Hier findet der Gelehrte dasjenige ſchon aus der chaotiſchen Maſſe geſondert, was ihn angeht, und der beſchränktere Plan läßt bey dem Einzelnen mehr Ausführlichkeit zu. Allein es liegt in der Natur der Sache, daß ſolche Anſtalten bey gleicher Güte in allem, was zum Gebiet des Schönen und der Kunſt gehört, doch weit weniger befriedigend ſeyn können, als für eigentliche Gelehrſamkeit und Wiſſenſchaft. Hier reicht oft ein treuer und mit Einſicht gemachter Auszug vollkommen hin; dort iſt die Form des Urtheils eben ſo wichtig als der Gehalt: denn ſie iſt gleichſam das Gefäß, worin allein ſich die flüchtige Wahrnehmung auffaſſen läßt. Der Genuß ſchöner Geiſteswerke darf nie ein Geſchäft ſeyn; ſie treffend charakteriſiren, iſt ein ſehr ſchweres, aber es muß nicht als ſolches erſcheinen; und wie iſt dieß anders zu vermeiden als dadurch, daß es nach Luſt und Liebe, und losgeſprochen von dem Zwange äußrer Verhältniſſe, getrieben wird? Sobald man

rezenſirt, iſt man in der Amtskleidung: man redet nicht mehr in ſeinem eignen Namen, ſondern als Mitglied eines Kollegiums. Wer eigenthümlichen Geiſt hat, muß ihn dem Zweck und Ton des Inſtituts unterordnen; und es fragt ſich, ob durch die Theilnahme an der Würde deſſelben die Aufopferung erſetzt werden kann, da es mit einem kollektiven Geiſt immer eine verwickelte Bewandniß hat. Hieraus entſteht gar leicht etwas ſteifes und zunftmäßiges, das mit jener beſeelten Freyheit, welche das gemeinſchaftliche Element der bildenden Kraft und der Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen iſt, im Widerſpruche ſteht. Überdieß liegt in dieſem förmlichen Vortrage ein Anſpruch auf allgemeine Gültigkeit, den nur die wiſſenſchaftliche Anwendung wiſſenſchaftlicher Wahrheiten zu machen hat, der aber keinesweges auf Gegenſtände ausgedehnt werden kann, die erſt in der Seele des Betrachtenden durch ein wunderbares Spiel der innern Kräfte ihre Beſtimmung erreichen. Ein Kunſtrichter zu ſeyn, nämlich der über Kunſtwerke zu Gericht ſitzt und nach Recht und Geſetz Urtheil ſpricht, iſt etwas eben ſo unſtatthaftes als unerſprießliches und unerfreuliches. Mit Einem Worte, da die Wahrnehmung hier immer von ſubjektiven Bedingungen abhängig bleibt, ſo laſſe man ihren Ausdruck ſo individuell, daß heißt ſo frey und lebendig ſeyn wie möglich.

Die folgenden Beyträge wollen ſich nicht zum Range von Rezenſionen erheben: ihr Verfaſſer erklärt ſie für nichts weiter als Privatanſichten eines in und

mit der Litteratur lebenden. Seine Meynung glaubt er eben deswegen um ſo unbefangner und entſchiedner äußern zu dürfen, etwa wie in einem zwanzloſen Geſpräche. Ein jedesmal vorangeſchicktes: „ich ſollte vermeynen“ würde nur läſtig und langweilig ſeyn, ohne an der Sache etwas zu verändern; wem aber die tief in der menſchlichen Natur eingewurzelte Unart des Behauptens anſtößig iſt, der mag es ſich immer hinzudenken. Der Raum, den dieſe Blätter von Zeit zu Zeit im Athenaeum einnehmen werden, erlaubt unter der Menge der Erſcheinungen nur wenige auszuheben. Und wozu auch Vollſtändigkeit in Anſehung der litterariſchen Makulatur und

— All such reading, as was never read,

womit gerade dieſes Fach ſo unſelig überladen iſt? Ich werde nur das zu karakteriſiren ſuchen, was eine Art von Leben hat, entweder durch ſeine ausgebreitete Popularität oder durch ſeinen innern Werth. Selbſt über die bedeutendſten Werke behalte ich mir vor, ſchweigen zu dürfen, wenn ihr Eindruck mich nicht auf den Pfad eigenthümlicher Betrachtungen geleitet hat. Auch mache ich mich zu keiner Vollſtändigkeit der Beurtheilungen (wenn man es ſo nennen will) anheiſchig: meine Abſicht iſt nicht, den Leſer mit den erwähnten Schriften erſt bekannt zu machen; dieß ſetze ich ſchon voraus, und ſuche nur durch die Mittheilung über ſie die Entwicklung entgegengeſetzter oder übereinſtimmender Gedanken zu veranlaſſen. Ohne um hiſtoriſch geordneten Zuſammenhang in dieſen Rhapſodien bemüht zu ſeyn, werde ich die Gegenſtände

ſelbſt in ihrem Zuſammenhange zu faſſen ſuchen. Beym Rezenſiren iſt ein mehr oder weniger iſolirendes Verfahren nothwendig und hergebracht: alle vergleichenden Seitenblicke gelten da für Lizenzen. Und doch laſſen ſich nur die Buchſtaben eines Buches in die Scheidewände des Bandes einſchließen: in ſo fern es lebt, einen Geiſt und einen Gehalt hat, ſteht es als Wirkung und wiederum wirkend in mannichfaltigen Beziehungen. Das Verhältniß des Schriftſtellers zu ſeinen Vorgängern und Nebenbuhlern, die Laufbahn, die er ſchon durchmeſſen hat oder zu betreten anfängt, die Aufnahme, die er bey ſeinen Zeitgenoſſen findet, ſind eben ſo viel aufklärende Geſichtspunkte. Wie ſich mir Ausſichten darbieten, werde ich ihnen nachgehn: denn wo das Ganze Digreſſion iſt, hat man ſich nicht vor Digreſſionen zu hüten; und ich kann zu einem nicht erſchöpften Gegenſtande immer noch zurückkehren, um ihn in einer verſchiednen Zuſammenſtellung zu beleuchten.

Der Punkt, wo die Litteratur das geſellige Leben am unmittelbarſten berührt, iſt der Roman. Bey ihm offenbart ſich daher am auffallendſten der ungeheure Abſtand zwiſchen den Klaſſen der leſenden Menge, die man durch den bloß poſtulirten Begriff eines Publikums in eine Einheit zuſammenſchmelzt: hier können die Unternehmungen des Meiſters, deſſen Blick, ſeinem Zeitalter voraus, in gränzenloſe Fernen dringt, dem regſten und vielſeitigſten Streben nach Bildung begegnen, ſo wie eben hier die ſtupide Genügſamkeit des Handwerkers, der nur denſelben verworrnen Knäuel

der Begebenheiten auf- und abzuwinden verſteht, unaufhörlich für die Sättigung ſchlaffer Leerheit arbeitet. Die geſetzloſe Unbeſtimmtheit, womit dieſe Gattung nach ſo unzähligen Verſuchen immer noch behandelt wird, beſtärkt in dem Glauben, als habe die Kunſt gar keine Foderungen an dieſelbe zu machen, und das eigentliche Geheimniß beſtehe darin, ſich alles zu erlauben; während ſie doch vielmehr auf die Höhe der Aufgabe hindeutet, die wie eine irrazionale Gleichung nur durch unendliche Annäherung gelöſt werden kann. Wer hält ſich nicht im Stande einen Roman zu ſchreiben? Daß nebſt vielen und wichtigen Erfoderniſſen unter andern auch ein bedeutendes Menſchenleben dazu nöthig iſt, läßt man ſich nicht im Traume einfallen. Wie könnten ſonſt die beliebten Romanſchreiber ſo fruchtbar, und die fruchtbaren ſo beliebt ſeyn? Nur Einen Roman geſchrieben zu haben, wird für gar nichts gerechnet: man muß beynah mit jeder Meſſe wieder erſcheinen, um nicht auf der Liſte der Beliebten ausgeſtrichen zu werden. Ich habe ſogar von Schriftſtellern gehört, welche geſtehn, daß ſie aus allen Kräften eilen, den Vorrath von Romanen, den ſie noch in ſich tragen, auszuſchütten, ehe die Geläufigkeit ihrer Feder und ihrer Phantaſie mit den zunehmenden Jahren erſtarrt. Wie verſchieden von der Sprödigkeit des zurückhaltenden Genius, der wie die Löwin nur eins gebiert, aber einen Löwen! Jene dürfen ſich nicht brüſten, wenn ſie für den Augenblick vor dieſem glänzen: ihr Ruhm wird ebenfalls erſtarren, ſobald ſie ihn nicht mehr beſtändig warm halten können.

Bey ſo unermüdlichen Ergießungen muß man natürlich auf ſeltſame Hülfsmittel verfallen, um die Armuth an ſelbſtändigem Geiſte zu bemänteln, und wirklich iſt auch bis zur roheſten Abgeſchmacktheit nichts unverſucht geblieben. Wer Romane fertigen kann, ohne Geſpenſter zu citiren und die Rieſengeſtalten einer chimäriſchen Vorzeit aufzurufen, wer ſich ohne Geheimniſſe mit ſimpeln Leidenſchaften behilft, der hält ſchon etwas auf ſich und ſein Publikum. Macht er ſich denn auch mit Karakteren nicht viel zu ſchaffen, wenn ihm nur jene in einer gewiſſen Fülle zu Gebote ſtehn, ſo kann er gewiß ſeyn, den mittleren Durchſchnitt der Leſewelt für ſich zu gewinnen, der für das grobe Abentheuerliche ſchon zu geſittet, für die heitern ruhigen Anſichten ächter Kunſt noch nicht empfänglich, ſtarke Bedürfniſſe der Sentimentalität hat.

Solch ein Schriftſteller iſt Lafontaine. Wundern kann man ſich alſo nicht über das große Glück, das er gemacht hat. Die Vorliebe für Jean Paul iſt ſchon etwas viel ausgezeichneteres; er bewirthet nicht mit ſo leichten Speiſen, da ſich Lafontaine hingegen mit unglaublicher Schnelligkeit und in ganzen Bänden auf einmal genießen läßt, beſonders wenn man ſchon einiges von ihm geleſen hat, und alſo gewiſſe Lieblingsſchilderungen nur wie alte Bekannte im Vorbeygehn begrüßt. Auch in dem einzelnen Werke wiederhohlt er die Szenen ſo reichlich, daß er dem geübteren Leſer die Hälfte der Zeit erſpart, obwohl dem Verleger nichts an der Bogenzahl. Sicher kommt das dieſem aber nicht ſo theuer zu ſtehn, da die lee-

ren Bogen immer mit gekauft werden, als dem Verfaſſer ſelbſt, dem es genügen kann, ſie dem Scheine nach angefüllt zu haben. Zwar ſollten wir ihn nicht ſo ernſthaft nehmen. Dem fröhlichen Manne iſt es ſchwerlich um Vortrefflichkeit zu thun; es ſcheint ihm vielmehr, ſo oft er auch die Ewigkeit als das große point de vue hinſtellt, hauptſächlich an der Zeitlichkeit gelegen zu ſeyn. Um es dabey noch recht bequem zu haben, macht man ſich eine Moral, eine Tugend, eine Unſchuld, eine Liebe, die ein für allemal dafür gelten müßen, ein wenig auf den Kauf gemacht, unhaltbar, aber gut in die Augen fallend.

Wenn man ihn indeſſen auch ſo jovialiſch anſehn will, wie er ſelbſt ſein Thun und Treiben, ſo iſt es doch nicht gleichgültig, was er für Begriffe von allen jenen Dingen unter die Leute bringt, und es iſt der Mühe werth zu fragen, worin es liegt, daß er mit ſo viel gutem Willen und Glauben ſittlich zu ſeyn, den ſchon ſo mächtigen Hang zur Erſchlaffung und Paſſivität befördert. Es iſt gewiß, wenn er ſich als Schriftſteller ſtrenger zu betrachten wüßte, ſo würde er auch die menſchliche Natur höher zu halten verſtehn. In ſeinen früheren Sachen ſchien er einen zugleich eigenthümlichen und gefälligen Gang nehmen zu wollen, ob er gleich von dem, was ein Gedicht iſt, nie einen reinen Begriff gehabt haben muß, da er ſeine Szenen Gedichte nennen, ja ſie ſogar als Annäherungen zur tragiſchen Dichtkunſt betrachten konnte. Vermuthlich hatte er ſchon damals kein höheres Ideal von dieſer letzten als den „tragiſchen

Arnaud" (St. Julien) und verwechſelte mit Poeſie die Art von Feuer, welche die Franzoſen mit dem Ausdruck Verve bezeichnen, und die er in vollem Maße beſitzt. Feinere Schattirungen deuteten bey alle dem auf Anlagen, von denen man, vorausgeſetzt daß der Schreiber noch ein Jüngling war, eine bedeutende Entwicklung hoffen durfte. Solche Zugaben, wie das Gegenſtück zu den Samnitiſchen Heyrathen, oder Kunigunde, ließ man unbeachtet hingehn, wie manche einzelne Flecken an ſeinen mehr ausgearbeiteten Erzählungen. Die erſte auffallende und nicht zu entſchuldigende Indelikateſſe beging er an Julien in: Liebe und Redlichkeit auf der Probe, und daß er den Rudolf von Werdenberg nicht von ſolchen Auswüchſen wie die Begebenheit mit Heloiſen rein erhielt, zeigt, wie ſehr es ihm an Sinn für die Einheit und organiſche Bildung eines Werkes fehlte, und daß er ſich im mindeſten nicht um Zeichnung, ſondern nur um ein üppiges Kolorit bekümmerte. Dieſes liefert ihm die bloße Leidenſchaftlichkeit, ohne irgend einen ächt geiſtigen oder ſchön ſinnlichen Zuſatz, hinlänglich. Er geſteht ſelbſt in der Vorrede zur zweyten Auflage der Gewalt der Liebe, daß er nur Eine Empfindung des menſchlichen Herzens beleuchte (in welchem Sinn ſeine ſämmtlichen Schriften die Gewalt der Liebe heißen könnten) und von dieſer nur ein paar Seiten. Schlimm genug, daß er von allen nur die gemeinſte und ſchwächſte aufzufaſſen wußte! Schlimm genug, daß die erſten Keime in einen bloßen Blätterreichthum aufgegangen ſind,

der ohne Stamm und Frucht ſich nie über eine gewiſſe Höhe erhebt!

Wenn ihn auch ſeine Lektüre der Alten, die er recht angenehm, man möchte ſagen auf weibliche Art, zu benutzen weiß, zu ſtrengerem Ernſt auffodert, wie in ſeinen neueren Griechiſchen Geſchichten, ſo behandelt er doch alles mit Spannung, Schlag auf Schlag, bunt durch einander, und ſpart die Aufopferungen und Tode fürs Vaterland ſo wenig wie bey andern Gelegenheiten die Küſſe. Die wechſelnden Farben, das tumultuariſche Leben, ſtehn mit der Würde des Gegenſtandes in ſolchem Streit, daß man wohl ſieht, in wie fern er mit ihm bekannt war. Eben dieſes Farbenſpiel iſt es denn doch, und ſeine blühende Dikzion und ſtrömende Rhetorik, der es nicht an den Grazien der Nachläſſigkeit fehlt, was ſchon ſo manchen jungen Buſen erſchüttert hat, und manches ältere Urtheil ſo verwirrt, daß Clara du Pleſſis der nouvelle Heloise an die Seite geſetzt und, um ſeiner ſchlechteſten Produkte willen Lafontaine mit vieler Prätenſion zum Künſtler kreirt worden iſt. (A. L. Z. 98. No. 47.) Es muß ihm ſelbſt ein wenig luſtig vorkommen, ſich von Kunſt vorſchwatzen zu hören, da man eher vermuthen ſollte, daß er ſich ſogar bey den Werken Anderer wenig daraus macht. Laßt ihn doch nur ſo gefallen, wie ein friſches Mädchen, die weder beſtimmte Züge, noch Seele in den Augen, aber ein paar recht blühende Wangen und artige Lippen hat. Es iſt auch ſchon mehr begegnet, daß die edelſten Geſtalten unbemerkt ſtehn blieben, und ein großes Ge-

drånge um ſolch ein Geſichtchen war, das eben jeder= mann zuſagte, weil nichts darin zu leſen war, als was jedermann verſteht. Seine Schriftſtellerey iſt recht ſichtlich die unerzogne „Tochter der Natur,“ und es wåre ſehr zu wůnſchen, daß das Dargeſtellte bey ihm (unter andern der dramatiſche Verſuch jenes Namens) eben ſo viel Natur an ſich haben möchte.

Kann denn aber wohl etwas unnatůrlicher, und zugleich unſittlicher ſeyn, als ſeine Kinderliebſchaften? Er nimmt ohne weiteres an, daß das erſte, was ſich im Menſchen regt, das Intereſſe des einen Ge= ſchlechtes fůr das andre iſt. Wenn ein ſo fråhes Verhåltniß Statt findet, ſo lehrt die Erfahrung we= nigſtens, daß es ſich zuerſt als Abneigung offenbart. Man wird unter Kindern håufig Abſonderungen der Knaben und Mådchen wahrnehmen. Oder håtten be= ſondre Gewohnheiten und Antriebe dergleichen Bůnd= niſſe geſtiftet, ſo trennt eine nachmalige verſchiedne Bildung ſie eben ſo oft wieder, als ſie glůcklich oder unglůcklich fůr beyde Theile Beſtand behalten. Lafon= taine impft der geſunden Natur durch ſeine Voraus= ſetzung eine Reizbarkeit ein, die ihr fremd iſt. Wåre es erſt dahin gekommen, daß Kinder bey einer kör= perlichen Berůhrung ſo heftig empfånden wie Liſſow und Kåthe im Flaming, da er ihr die Hand zum Schreiben lernen fůhrt, ſo wůrde ihre Jugend dem Verwelken nåher wie dem Reifen ſeyn, und Eltern und Aufſeher billig die Schuld davon tragen. Wenn die Unſchuld wie die zarte Blume einer „Schneeflocke iſt, die ein Hauch verzehrt,“ (Flaming) ſo muß ſie bey

jungen Geſchöpfen durch einen Blick in die meiſten ſeiner Bücher zerſtört werden. In den moraliſchen Erzählungen, in der Gewalt der Liebe, im Flaming, in Clara du Pleſſis, im Werdenberg, allenthalben verlieben ſich die Kinder in einander. Lafontaine iſt ihr wahrer Ovid.

Bedeutend iſt es allerdings, daß er die Liebe ſo oft in die Zeiten der gedankenloſen Kindheit verſetzt. Sie trägt durchgehends bey ihm etwas von dem Karakter ihres Urſprunges, von leerer Anhänglichkeit und blinder Gewalt an ſich, und es läßt ſich genau von ihr ſagen, was er bey Borde und Anne (im St. Julien) bemerkt: „Beyde waren jung, das iſt das ganze Geheimniß.“ Dieſes Geheimniß auf halbem Wege ſtehn bleiben zu heißen, macht denn das Geheimniß ſeiner Unſchuld aus, deren ſeine Helden, ebenfalls nach einem eignen Ausdruck von ihm, ſo unbeſchreiblich viel haben. Wenn er bey der geiſtigen Liebe recht fein verfahren und pſychologiſche Einſicht zeigen will, ſo hält er ſich bey Anſpornungen der Eitelkeit, bey jugendlichen Wallungen auf, kurz, er ſetzt ſie zu lauter Zufälligkeiten herab. Eben ſo iſt er, um hohe Unſchuld darzuthun, unerſchöpflich im Ausmahlen aller Arten von nahen Verhältniſſen und ſinnlichen Annäherungen, in denen keine Sinnlichkeit ſeyn ſoll und die ohne Folgen bleiben. Ein Mahler wirft leicht eine ſchwebende Stellung hin, aber laßt es jemand verſuchen, ſie in der Wirklichkeit nachzuahmen, ſo wird er bald das Gleichgewicht verlieren. In dieſer angeblichen Unſchuld hat Lafontaine gänzlich das We-

ſen ſchöner Menſchheit verkannt. Je vollkommner die Organiſazion iſt, um ſo ſichrer müßen auch die Sinne eine edle Entzündbarkeit an ſich haben. Fürwahr, ſo ungeſtraft auf ſie losarbeiten zu dürfen, verriethe nicht Reinheit, ſondern eine große Stupidität derſelben, und einen Mangel an Fantaſie, der nichts weniger wie reizend ſeyn möchte. Er aber glaubt der Natur ihr Recht erwieſen und auch die guten Sitten gerettet zu haben, wenn er Kindern ſowohl wie Erwachſenen eine Menge Vertraulichkeiten erlaubt, denen man gar nicht zuſehn mag, und ſie nicht mehr dabey fühlen läßt, als bey einem freundlichen Kopfnicken. Beyde, die Natur und die guten Sitten, haben ſich denn doch bitterlich über ihn zu beſchweren. Den Leſern allein macht er es recht, deren Sinn ſich nicht von ſo widerwärtigen Vermiſchungen abwendet, die er in eine ſchmeichelnde Stimmung verſetzt, wo der Lockung kein Widerſtand geleiſtet zu werden braucht, weil doch die Tugend unverletzt bleibt.

Man nehme unter einer Menge von Beyſpielen nur ſeine Jacobine im Flaming. Sie lebt gleich anfangs mit Liſſow in der äußerſten Ungezwungenheit. „Sie bot ihm die ſchöne Wange zum Morgengruß, „er nahm ſie in Gegenwart ihrer Eltern in die Arme „und liebkoſte ihr. Sie ging, wenn ſie wollte, zu „ihm, und ſaß neben ihm von ſeinem Arm umſchlun„gen. Kam ihr Vater dazu, ſo ſetzte er ſich auf die „andre Seite und ſchlug ſeinen Arm gleichfalls um „ihren Leib.“ (Die Zuſchauer müſſen überhaupt oft bey ihm die Heimlichkeiten der Liebe ſankzioniren.)

Liſſow war ein junger Mann, der Jacobinen nie geſagt hatte, daß ſie ſeine Frau werden könnte. Sie wird uns als das reinſte, erhabenſte Gemüth vorgeſtellt. Was Vertraulichkeit bedeutet, konnte ſie indeß bey ihrer Erziehung wohl nicht umhin zu wiſſen, und Zurückhaltung von einer jeden, die nicht das erſte überraſchende Geſtändniß der Liebe oder die Folge deſſelben war, mußte die Bewegungen eines ſo gebildeten jungen Mädchens leiten. Heilige unwillkührliche Scheu ſich hinzugeben, iſt Unſchuld, nicht Lafontainens unendliche Argloſigkeit im Hingeben, die ſeine Frauen, er mag ſie nun ſo edel ſchildern als er will, mehr oder weniger zu Gurli's macht. Jacobine treibt ſie ſo weit, daß ſie auch als Liſſows Gattin dem jungen, ſchönen und reichen Maltheſerritter, der ihr Hausfreund war, „die ſchöne Wange hinhielt, wenn er kam und wenn er ging.“ Wie unverſtändig müßte ein ſittſames Weib ſeyn, um ſich ſo zu betragen? Welche Vorwürfe hätte ſie ſich zu machen, wenn ähnliches Unheil wie bey dieſer Gelegenheit daraus entſteht.

Ein andrer moraliſcher Hebel des Lafontaine iſt die Wohlthätigkeit und überhaupt alle die Rührungen, die aus der rohen Gutherzigkeit entſpringen. Nicht, als ob er verſäumte, in Worten die gehörige Doſis Weisheit beyzumiſchen, wie er zum Beyſpiel dem Flaming einen alten Grumbach zugeſellt, der mit ſeiner Freygebigkeit haushält: aber er mag noch ſo ſehr dazu und davon thun, er bringt es doch zu keinem edleren Metall in der Tugend, als zu dieſem mate-

riellen Triebe des Gebens; damit lockt er ſeine Thränen hervor, damit beruhigt er die zerrütteten Gemüther. Was darüber iſt, bleibt doch nur die trockne Moral der Fabel. Denn freylich weiß er wohl, daß ſonſt noch Heroismus, Thätigkeit, Wiſſenſchaft, Bildung, Mäßigung dazu gehören kann, aber da er die letzte niemals übt, ſo kommt das alles bey ihm heraus, wie die Beſchreibung von ungeheuren Thaten der Tapferkeit, wo Einer ganze Haufen in die Flucht jagt oder niedermacht. Iſt ſo ein Held einmal im Siegen, ſo weiß man auch ſchon, er wird ohne Wunde davon kommen. Sich aufopfern, ſich beherrſchen u. ſ. w. iſt leicht geſagt; es kommt nur darauf an, zu zeigen, wie das geſchah, und dann kann Ein Zug mehr werth ſeyn wie hundert. Lafontaine ſcheint aber ſo feſt überzeugt, daß in allen Dingen viel mehr thut wie wenig, als er es in Bücherfabrik-Angelegenheiten ſeyn darf. Selbſt die Fehler und Thorheiten, mit denen er den Schwall der Tugenden verſetzt, vermögen ſie nicht zu würzen, und eben ſo wenig ein recht natürliches Konterfey des Menſchen hervorzubringen, als dieſe ein idealiſches.

Im Verlauf ſeiner Schriftſtellerbahn iſt er auf mehre Auswege verfallen. Er hat etwa eine launige und antithetiſche Karakterzeichnung zu Hülfe genommen, oder ſich an fremden Muſtern erwärmt. St. Julien gründet ſich auf den Landprieſter von Wakefield, im Flaming iſt etwas Siegfried von Lindenberg, zu Anfang von Natur und Buhlerey ſchimmert viel guter Wille den Werther zu machen hindurch, und

was das pikanteſte iſt: er Jean-Paul-Richteriſirt ſeit kurzem mit dem beſten Anſtande. Iſt gleich die Wiegenrede unter den Platanen im St. Julien nicht im Koſtum, ſo beweiſt ſie doch, wie viel ſich in dieſer Gattung mit der bloßen Mechanik thun läßt. Einige andre Auftritte, als die mit dem Rudern des Borde und der Familie des Kapitäns, ſind dafür ganz im Ton Franzöſiſcher Empfindungsart, deren Oberflächlichkeit wenigſtens elektriſche Funken ſprüht.

Man thäte Lafontainen vielleicht Unrecht, ihn nach dem Flaming allein zu beurtheilen, obwohl es ſein dickſtes Buch iſt. Eben darum wuchern die Begebenheiten darin ſo in die Breite, und es hat eine Menge Räſonnement, Satire, Lehre und Beyſpiel auf einander gepackt, und das Drollige bis auf den Faden abgenutzt werden müßen, ſo daß nichts wie der Überdruß zurückbleibt. Philoſophie iſt überdieß Lafontainens Sache nicht, weder die ſtrenge noch die humoriſtiſche. Die Univerſalität, der er hier nachgeht, konnte alſo nur in allgemeine Plattheit ausarten. Dürfte man, unter andern, nicht annehmen, daß Hilberts Reden im dritten Theil den Geſichtspunkt angeben ſollen, aus denen der Philoſoph, oder der geſunde Menſchenverſtand, Flamings Narrheiten und ehrlicher Leute Enthuſiasmus ungefähr ſo in Eins zu werfen habe, wie die Vorrede zum Flaming unkritiſche Hypotheſen und kritiſche Philoſophie? Und nun ſeht, wie leichtfertig er ſich dabey ausdrückt. „Hören Sie einmal jemand, der in Rom geweſen iſt! „Er erzählt Ihnen mit einem Entzücken, das an Ra-

„ſerey gränzt, von einem Kopfe — aus Stein oder „aus Knochen geformt das iſt wohl ſo ziemlich ei„nerley — und findet in Apolls Geſicht Stoff zu ta„gelangem Nachdenken, zu den erhabenſten Empfin„dungen. Sollten Sie den Apoll ſelbſt ſehn, ſo wür„den Sie glauben, der Menſch ſey nicht bey Sinnen „geweſen.“ Dieſe Anſicht iſt noch viel weiter ausgeführt, und gehört zu ſeinen glänzenden Stellen. Ob aber die Leſer folgende aus dem Gebiet der Moral zu den glänzenden oder ſoliden rechnen? „Du „ſollſt tugendhaft ſeyn, iſt der ewige Befehl der Ver„nunft; und du ſollſt glücklich ſeyn, der eben ſo ewi„ge, eben ſo ſtrenge Befehl aller unſrer Gefühle. „Dieſe beyden — Inſtinkte unſrer Natur möchte „ich ſie nennen, dieſe beyden Grundtriebe unſrer mo„raliſchen und fühlenden Natur, dürfen einander nie „widerſprechen. Sie ſind gleich herrſchend, gleich „ewig, gleich nothwendig; die beyden großen Lebens„ſtröme, durch die wir ſind, was wir ſind. Sie „wechſeln ewig ihre Natur mit einander. Die Tu„gend wird die Quelle unſres Glückes und aus dem „unauslöſchlichen Wunſche ſich glücklich zu machen, „erhält die Tugend ihre Stärke. Der eine Befehl „iſt gleichſam der Nachhall des andern: der eine „tönt vom Richterſtuhl des Ewigen; der andre ſäu„ſelt von dem Meer der ewigen Liebe zu uns hernie„der. Sey tugendhaft! ſey glücklich! Zwey Töne die „zugleich erklingen, und die ſchönſte Harmonie des „Weltalls bilden; zwey Ströme aus Einer Quelle, „die das Paradies einſchließen, und ſich dann wieder

„vereinigen. Der eine Befehl ohne den andern iſt „todt, ſchrecklich, abſcheulich. Sey glücklich ohne „Tugend! und die Erde fällt unter dem Glück des „Menſchen in Trümmer. Sey tugendhaft ohne Glück! „und der Thron der Liebe ſtürzt unter dieſem bar„bariſchen Befehle. Beyde gehören ewig zuſammen, „die beyden Stämme einer Wurzel. Sie haben Eine „Natur, Ein Weſen, und befehlen beyde, ohne Grün„de anzugeben. Sey glücklich! nur ein Narr fragt, „warum. Sey tugendhaft! nur ein Raſender fragt „nach der Urſache. Das eine erhält die fühlende „Natur, das andre die moraliſche. Beyde machen „unſer Weſen aus, eins und unzertrennlich.“ Das heißt doch gewiß Tugend und Glück von allen Seiten beleuchten, und iſt nun ſo die gehaltvolle Form deſſen, was er Weisheit nennt. Der glücklichſte Zufall iſt noch die Eile, mit der er auf den letzten Seiten die Franzöſiſche und die Kantiſche Revolution abzufertigen genöthigt iſt. Bey Iglou unterdrückt man gern die profane Vermuthung, daß Mignon im Wilhelm Meiſter auf dieſe Schöpfung geführt haben möchte; denn es iſt nicht zu läugnen, ſie macht zu Anfang eine mehr hündiſche als menſchliche Erſcheinung, mit der die nachherige hohe Bildung, die er ihr beylegt, nicht ausſöhnt. Den Hang, groteske Figuren gleichſam auf die Spitze des Edlen zu treiben, hat er übrigens mit dem Itzehoer Müller gemein, ſo wie mehre unſrer komiſchen Schriftſteller, auch Wezel, der dieſe beyden bey weitem überwiegt, oft luſtig anfangen und ſo ernſthaft endigen, daß die Natur der Sache und

des Buchs gänzlich alterirt wird. Ihr komiſches geht ins Betrübte über, denn wer bey Anſprüchen auf beyde Gattungen nicht rein komiſch zu ſeyn weiß, erhebt ſich auch nicht bis zum Tragiſchen; und ſo wird Müller trocken, Wezel trübſinnig und Lafontaine konvulſiviſch.

So viel ich weiß, zieht ſelbſt das Lafontainiſche Publikum St. Julien dem Flaming vor. Eben durch die Reminiszenzen aus dem Landprieſter von Wakefield bekommt er eine bedeutendere Phyſiognomie. Die Striche, welche den Karakter ausdrücken ſollen, ſind zwar etwas gröber gerathen, und auch nicht immer unter ſich zuſammenhängend. Es war ſehr möglich, daß ein Mann, wie der Landprieſter, ſich mit allen ſeinen kleinen Schwächen ſchilderte. Er hatte grade Überlegenheit genug, um mit dem leiſen Spott über ſich ſelbſt, der den Reiz jener Darſtellung ausmacht, das Gemählde zu entwerfen. Aber St. Julien ſteht unter der Herrſchaft einer Schwäche, die kein ſo freyes Geſtändniß verträgt, weder was die innre Wahrſcheinlichkeit, noch was die Wirkung betrifft. Die Furcht übermannt ihn, nicht bis zur Thorheit allein, bis zur Niedrigkeit. Der Landprieſter giebt ſeine Frau für nichts anders als was ſie iſt; St. Julien erklärt die ſeinige für die beſte Frau für ihn in ganz Frankreich. Alle die gemeinen Züge an ihr kann er damit nicht adeln, wie es ſein Beſtreben iſt. In ihrem Karakter ſowohl, wie in dem ſeinigen iſt auf einer Seite das ſchlechte, was da iſt, zu ſchlecht, auf der andern das Reſultat, was herauskommen ſoll,

zu hoch; daraus entſteht ein Misverhältniß, woran ſich die Unächtheit der Fikzion erkennen läßt. Es kann ein Gegenſtand der reifſten Poeſie ſeyn, auch eine ſehr gewöhnliche Natur in ihrer vollen Wahrheit und Beſchränkung darzuſtellen; aber das erfodert eine Enthaltſamkeit, die Lafontaine freylich nicht kennt, da ſie eben mit zur reifen Poeſie gehört. Er kann über allem Schildern nicht zum Darſtellen kommen. Wie kindiſch ſind einige von den erſten karakteriſtiſchen Familienſzenen angelegt, wo ſo viel von den Alten und vom Brutus die Rede iſt. Welche überzeugende Argumenta ad hominem! Auch kommen gleich drey, vier Exempel von der nämlichen Sache hinter einander, und dazwiſchen die ausdrücklichen Berichte, wie ſich ein jeder benahm. Wenn das rechte fehlt, ſo mögt ihr noch ſo viel darüber ſingen und ſagen; glauben mag man, aber ſehen wird man nicht, und der Überfluß macht es niemals aus. So muß man auch aufs Wort glauben, daß Anna ein außerordentliches Weſen iſt. Die geheimnißvolle Ankündigung löſt ſich nach und nach in trüben Dunſt auf. Alsdann tritt Adelaide als das „ſeltne Geſchöpf" hervor, die ſich von „ihnen allen durch ihren „Karakter unterſcheidet. Ihr Herz war ein lebender „Hauch der Liebe, und zugleich ſtark wie ein Dia„mant, ihr offnes Auge war heiter, aber in dieſen „Augen ſpielte nicht der leichte Sinn der Jugend, es „leuchtete darin ein Stral des ewigen Lebens, es „ſchien über das Elend hinweg in eine Welt voll Ruhe „zu ſehn, und die Thräne, die an den langen Augen-

„wimpern hing, zeigte das Elend, das zwiſchen ihr „und der Ewigkeit lag. Ihre Stimme war ſanft und „ernſt triumphirend wie der Halleluja Geſang der „Engel, ihre Wange ſtralend von einem ſanften Mor„genroth u. ſ. w.“ So geht es ganze Blätter hindurch. Welche lockende Worte! Könnte man mit Worten allein dichten, ſo wäre Lafontaine der Mann. Aber aus dem Ganzen ergiebt ſich, wie wenig poetiſchen Sinn ſie im Hinterhalt haben, und daß ſie höchſtens als eine muſikaliſche Verzierung zu betrachten ſind. Jean Paul muſizirt zuweilen auch ſo; doch iſt es wirklich ſeine Phantaſie die da ſpielt, nicht bloß eine mechaniſche Fertigkeit der Hände. Jenes ergreift wieder die Phantaſie, und oft nur allzuſtark; dieſes ſoll unſer Herz rühren, allein wie nicht jedem Freunde der Muſik die Fertigkeit genügen wird, ſo möchte ſich auch nicht jedes Herz von Lafontaine in Bewegung ſetzen laſſen. Den Verſtand hat er nie beſonders in Anſchlag gebracht; er geht nur immer auf das Herz los, (ein ſolches, das weder Kopf noch Sinne hat) indeſſen könnte eben jener, wo er ſich mit dem Herzen im Bunde befände, ihm manche Beute abwendig machen, da er weder mit der bloßen Innigkeit zu gewinnen, noch mit dem bloßen Schein derſelben zu täuſchen iſt.

Das Ende von St. Julien iſt zu ſchwach, um etwas anders als den frommen Wunſch zu erregen, daß alle unſchuldig Guillotinirten noch einmal auf dieſer Erde ſo lebendig verſammelt werden möchten, wie die Auferſtandnen in dieſer Familiengeſchichte.

Am erſten ließe ſich wohl in **Natur und Buhlerey** der beſſre Lafontaine wieder finden. Der junge Mann iſt freylich nicht ſo ausgezeichnet, wie er dafür gelten ſoll. Er ſehnt ſich nach dem Lande, er ſchmähet die Stadt, es iſt ihm mit ſeinen Gefühlen zu eng darin. Was ſo einen Menſchen drückt, das könnte man am Ende wie eine Feder wegblaſen. Werthers Leiden gingen ein wenig tiefer, als daß er über das Lächeln einiger artigen Mädchen ſpekulirt haben ſollte, wenn es ihm eingefallen wäre, getrocknete Jasminblüthen aus dem väterlichen Garten zu küſſen. Warum braucht Lafontaine hier auch ſo zur Unzeit Ton und Wendungen, die eine ſolche Vergleichung, noch ſo flüchtig, herbeyziehen? Dazu paßt nachher der pathetiſche Ruf des Freundes, der den Eduard Bomſton macht, vollkommen. „Ich befehle dir Jüngling, dort zu bleiben und deine Laufbahn zu vollenden!“ Der Jüngling predigt mit unendlichem Feuer von ſeinen Gefühlen und der Ewigkeit, und vertheidigt mit leidenſchaftlicher Hitze die Eindrücke der Jugend. Das dekontenanzirt die Weltleute gar ſehr, und daraus wird ſeine große Überlegenheit dargethan. Durch eine wohlthätige Handlung ſchlägt ſeine Geliebte allen Verdacht gegen die Güte und Aufrichtigkeit ihres Karakters bey ihm nieder; darüber kann Lafontaine alſo wieder nicht hinaus. Was aber die beyden Mädchen und ſonſt den Gang der Geſchichte betrifft, ſo iſt Wärme und jener feinere Glanz in der Behandlung, welche von Lafontaine die angenehme Hoffnung erregten, er würde im Fach der Erzäh-

lungen vorzüglich werden. Wir haben ſo wenig ausgebildetes darin. Unter dem wenigen erinnert man ſich mit Vergnügen und Bedauern der Bagatellen des für die Welt und ſich ſelbſt verlornen Anton Wall. Wie viel Grazie iſt nicht beſonders in ſeiner Antonie! Meisners Andenken, an deſſen Stelle Lafontaine gleichſam trat, ruft nur noch dann und wann ein grauer Apollo zurück. Seine ſteife Eleganz hatte immer etwas todtes an ſich. Er war ſo prüde und koſtbar, als Lafontaine lebendig und ungezwungen, und es iſt ihm nie wie dieſem gelungen, der Liebenswürdige zu heißen. An Verſtand übertraf ihn Meisner leicht, aber es war von der dürren Gattung, die den Geiſt nicht zu feſſeln vermag. Lieblingsſchriftſteller iſt er dennoch geweſen. Mehr kann Lafontaine auch nicht werden; das iſt wenig genug, aber immer zu viel für die im Ganzen ſo herabziehende Tendenz ſeiner Produkte, denen es an Poeſie, an Geiſt, ja ſogar an romantiſchem Schwunge fehlt.

Wer alſo einiges Bedürfniß für alle dieſe Dinge hat, wird ſich gern von jener materiellen Maſſe, jener breiten Natürlichkeit, zu luftigeren Bildungen der Fantaſie wenden, die bald heitern Scherz hingaukeln, bald die Muſik zarter Regungen anklingen laſſen. Ihm wird alsdann eine ruhige Darſtellung ſehr erquickend entgegen kommen, die, wenn ſie auch noch nicht bis zur Vollendung gediehen iſt, doch in der milden Temperatur eines künſtleriſchen Sinnes geboren wurde. Die theils dramatiſirten, theils erzählten Volksmährchen von Tieck unter dem Namen Peter

Leberecht, ſind von dieſer Art: doch ſcheinen ſie bis jetzt nicht mit der Aufmerkſamkeit bewillkommt worden zu ſeyn, auf die eine ſo gefällige Erſcheinung wohl rechnen dürfte, wenn es nicht gar wenige gäbe, welche in der Dichtung nur die Dichtung ſuchen. Ob dieß letzte daher rührt, daß die Urheber derſelben ihre Unabhängigkeit ſo ſelten zu behaupten wiſſen, oder ob der Mangel an reinem Sinn dafür genöthigt hat, zu fremden Hülfsmitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um Eingang zu finden, will ich hier nicht unterſuchen. Allein gewiß iſt es, daß vieles, was für Poeſie gegeben und genommen wird, durch etwas ganz anders ſein Glück macht. Wie man guten Seelen immer die Gewalt der Liebe ans Herz legt, haben wir eben geſehen; andre und mitunter berühmte Männer ſind in dem Falle, daß die Lüſternheit bey ihnen ein nothwendiges Ingrediens zu einem Gedicht iſt, ohne welches ſie ſich gar nicht getrauen es ſchmackhaft zu machen. Gegentheils können andre die Tugend niemals los werden, und ergießen ihr Bächlein, da gute Lehre und Warnung innen fleußt, hinter dem Dichterlande vorbey, um die Äcker der Pädagogik und Aszetik zu wäſſern. Die Unſchuld einer Muſe, welche weder ein bloß leidenſchaftliches Intereſſe zu erregen ſucht, noch dem gröberen Sinne ſchmeichelt, noch moraliſchen Zwecken fröhnt, kann daher leicht als Unbedeutendheit misverſtanden werden. Und in der That iſt es auch eine nähere Beziehung auf die Wirklichkeit, was unter dieſen Volksmährchen vorzüglich den geſtiefelten Kater mehr in Umlauf gebracht,

und nach dem Maße des gegebnen Ärgerniſſes ihm Leſer und Tadler verſchafft hat. In einer Erzählung der Mutter Gans das leibhaftige Deutſche Theater ſammt allem Zubehör aufs Theater zu bringen, iſt wahrlich unerhört. Wenn die Satire noch methodiſch, deklamatoriſch, gallicht wäre; aber grade umgekehrt, ſie iſt durchaus muthwillig und poſſenhaft, kurz gegen alle rechtliche Ordnung. Ich gebe den Verfaſſer verloren: er wird ſich niemals von den Streichen, die er ausgetheilt hat, erholen können. Oder glaubt er, den großen Schikaneder ungeſtraft antaſten zu dürfen? Beſonders, da er es mit den Schildbürgern durch ſeine Geſchichtschronik derſelben unheilbar verdorben hat, und wie ein Korſar kecklich in die Häfen dieſer angeſehenen Nazion eingelaufen iſt, die durch ihr Schutz- und Trutzbündniß mit den ebenfalls zahlreichen Philiſtern noch furchtbarer wird. Sie werden es ihm ſchon einzutränken wiſſen, und den Spaß auf eine Art verſtehn, daß es ihm vergehn ſoll, welchen zu machen. Eher möchte der Prolog zu einem Schauſpiele, das niemals aufgeführt wird, vor der Polizey der Ernſthaftigkeit durchſchlüpfen: der ganz heterogene Sinn der vom Theaterweſen entlehnten Einkleidung wird vielleicht nicht allen klar werden, weil ſie in dem theologiſchphiloſopihſchen Vorſpiele ſelbſt zu eifrig mitagiren, um Unrath zu merken. Was den Theaterdirektor betrifft, über den hier viel ſpekulirt wird, ſo iſt er eine lieberale Perſon, die gern jedes in ſeiner Art leben läßt; wenn nur die Lampenputzer nicht in ſeinem Namen empfindlich werden, daß

man ihren Verkündigungen über ihn den Schwäbiſchen Dialekt aufrückt.

Dieß ſind ungefähr die Schalkheiten, die ſich unter dem ehrſamen Titel Volksmährchen (Böcke unter den Schafen) eingedrängt haben. Kann ihnen die unbeſonnene Leichtigkeit, womit ſie in die Welt geſprungen ſind, keine Verzeihung auswirken; ſcheinen ſie vielmehr wegen des jugendlichen Talents, das noch viel dergleichen befürchten läßt, doppelt bedenklich, ſo wird man ſie wenigſtens über der kindlichen Unbefangenheit, womit die übrigen Stücke behandelt ſind, vergeſſen. Man erkennt in allen dieſelbe Hand, aber gewiß nicht an der Einförmigkeit der Manier. Der Dichter beſtrebt ſich vielmehr überall den Ton des Gegenſtandes zu halten, und er trifft ihn gewöhnlich mit der Sicherheit einer unabſichtlichen Richtung. Deswegen konnte er aus der Geſchichte von den Heymons Kindern, in zwanzig altfränkiſchen Bildern, nichts anders machen wollen als einen poetiſchen Holzſchnitt. Die genaue Beobachtung der Perſpektive muß man einem ſolchen ſchon erlaſſen; aber in den eckichten und groben Umriſſen dieſer koloſſalen Figuren dürfte leicht mehr Natur und Karakter ſeyn, als in der Kritik eines Kunſtrichters, der ſie unnatürlich und karakterlos nennt, ihre Erdichtung der Unwiſſenheit und dem Aberwitz zuſchreibt, und das Ganze vornehm in die Jahrmarktsbuden zurückweiſt. Man ſollte ſich doch hüten, in einem proſaiſchen Zeitalter ehrliche alte Volksſagen ſo ſchnöde anzulaſſen, denen es, wie unförmlich ſie auch ſonſt ſeyn

mögen, ſchwerlich ganz an poetiſcher Energie fehlt. Auf dem Grund und Boden ſolcher Mährlein iſt der Feenpallaſt des göttlichen Meiſters Arioſto erbaut; und es könnte ſchon deswegen anziehend ſeyn, ſie in ihrer urſprünglichen rohen Treuherzigkeit vorgeführt zu ſehen, um damit die welſchen Umbildungen eines hellen und feinen Verſtandes zu vergleichen. Der jüngſte und gewaltigſte unter den Heymonskindern, Reynold, iſt Arioſto's Rinaldo,

Figliuol d'Amon, Signor di Mont' Albano;

und ſein Pferd Bayart, das in der Geſchichte eine ſo große Rolle ſpielt, und zuletzt der Ausſöhnung ſei- nes Herrn mit Kaiſer Karl aufgeopfert und ertränkt wird (eine Begebenheit, welche Kindern und auch Er- wachſenen, welche ſich noch nicht gegen dergleichen abgehärtet haben, immer eine große Rührung koſten wird, wie der Hund Argos beym Homer) iſt derſelbe Bayardo, der gleich zu Anfang des Orlando furioſo ſo klug, gewandt und ſtark erſcheint. Hat dieß treff- liche Roß etwa keinen Karakter, weil die Motive ſei- ner Handlungen nicht gründlich genug nach der Pfer- depſychologie zergliedert worden ſind? Das iſt nun ſo die Art der Poeſie, daß ſie die lebendigen Kräfte hinſtellt, unbekümmert um das Problem, warum ihre Eigenthümlichkeit grade dieſe und keine andre iſt. Wenn nicht ein geheimer Grund zu einem beſtimmten Daſeyn in ihnen läge, ſo wären es ja eben keine Na- turen.

In der wunderſamen Liebesgeſchichte der ſchönen Magelone und des Grafen Peter

aus der Provence hat ſich der Erzähler eine zu ſchwere Aufgabe gemacht, die vielleicht nicht rein zu löſen war. Die Anlage iſt einfältig,

Und tändelt mit der Unſchuld ſüßer Liebe,
So wie die alte Zeit;

aber dieſen Gang der Begebenheiten ſollte nun ein Spiel der Empfindungen entfaltend begleiten, das nur über den Liebenden ſchwebt, und ſich ihnen nicht recht aneignen will. Jene ſchlichten Sitten und der reiche Ausdruck einer Schwärmerey, die alle Gegenſtände in ihre glühenden Farben taucht, konnten vermiſcht, aber nicht völlig verſchmelzt werden, und man fühlt das Fremdartige und die Willkühr der Zuſammenſtellung. Zwar die Poeſie iſt die gemeinſchaftliche Zunge aller Zeiten, Geſchlechter, Alter und Sitten; und wenn ſich die innre Regung in Geſang ausathmet, findet ſie in einer höhern Region die Simplicität wieder, die ihr unter dem redneriſchen Bemühen, ſich in der gewöhnlichen Sprache vollſtändig mitzutheilen, verloren gegangen war. Die eben gerügte Mißhelligkeit erſtreckt ſich alſo nicht auf die zahlreich eingeſtreueten Lieder. Hätte der Dichter den lyriſchen Theil der Darſtellung ganz auf ſie verſparen, und noch mehr eine Erzählung mit Geſang (eine Gattung, von der ſich eben ſo wohl eine mannichfaltige Bearbeitung denken läßt, als von dem Schauſpiele mit Geſang) daraus machen können, als ſchon geſchehn iſt, ſo hätte für den veränderten Punkt der Betrachtung gewiß alles an Wahrheit und Harmonie gewonnen. Allein auch wie es jetzt ſteht, fehlt es nicht an beſte-

chenden Reizen: die Poeſie geht nie ſo in das Blühende und Üppige über, daß nicht eine leichtere Fülle ſichtbar bliebe und ihre Bilder geſtaltet eine nicht bloß fruchtbare, ſondern beflügelten Phantaſie.

Die reifſten Stücke in der Sammlung ſcheinen mir Ritter Blaubart und der blonde Ekbert, jenes unter den dramatiſchen, dieſes unter den erzählten: es läßt ſich daraus ungefähr abnehmen, was Tieck in beyden Gattungen leiſten kann, ohne daß ich entſcheiden möchte, zu welcher ihn ſeine Anlagen mehr hinneigen. Die Umgebungen, wodurch das Ammenmährchen Blaubart zum Umfange eines Schauſpiels erweitert iſt, ſind mit Einſicht und Schicklichkeit gewählt: nichts ablenkendes und ſtörendes, wenn auch manches entbehrliche iſt in die Zuſammenſetzung aufgenommen worden. Die Figuren ſind beſtimmt gezeichnet, vielleicht durch zu ſchneidende Gränzen geſondert: wenn man nicht darauf etwas rechnen will, daß, da die ganze Erdichtung der ungeübteſten Faſſungskraft entgegen kommt, auch die einzelnen Gegenſtände in ihr leichter erkennbar ſeyn müſſen, als in einer erwachſenen Welt. Das Wunderbare iſt in eine vertrauliche Nähe gerückt, der Dialog iſt ungezwungen und ohne Anmaßung, und die Handlung bewegt ſich in leichten Wendungen fort, bis ſie zu den entſcheidenden Momenten gelangt, wo die Beſonnenheit, in der wir durch eine heitre Gegenwart immer erhalten werden, in eine lebhaftere Theilnahme übergehen kann. Die Neugier der Agnes nach dem verbotnen Zimmer ſteigt mit großer Wahrheit

von der erſten unmerklichen Anmuthung durch alle Grade hindurch bis zu einem unwiderſtehlichen Gelüſte, ohne daß ſich der Dichter anch nur einen Augenblick zu lange dabey verweilt hätte. Durch die Behandlung der folgenden Sz:nen hat er gezeigt, daß er ſelbſt eine volle tragiſche Wirkung zu erreichen fähig iſt, wo ſie, wie durch den Schrecken geſchieht, unmittelbar die Fantaſie berührt. Es iſt ein meiſterhafter Zug, wie Agnes in ihrem zerrütteten Zuſtande zu ſehn glaubt, daß ſich das Geſicht der Alten während der Geſpenſtergeſchichte verzerre; und eben ſo ergreifend offenbart ſich überhaupt ihre Angſt, ohne in ein widerwärtiges Grauſen überzugehn.

Im blonden Ekbert werden ebenfalls Schauer erregt, an denen keine Häßlichkeit der Erſcheinungen Theil hat, und die um ſo überraſchender treffen, weil ſie nicht mit großen Zurüſtungen herbeygeführt werden. Durch die ganze Erzählung geht eine ſtille Gewalt der Darſtellung, die zwar nur von jener Kraft des Geiſtes herrühren kann, welcher „die Geſtalten unbekannter Dinge“ bis zur hellen Anſchaulichkeit und Einzelnheit Rede ſtehn, deren Organ jedoch hier vorzüglich die Schreibart iſt: eine nicht ſogenannte poetiſche, vielmehr ſehr einfach gebaute, aber wahrhaft poetiſirte Poeſie. Das Geheimniß ihres Maßes und ihrer Freyheit, ihres rhythmiſchen Fortſchrittes, und ihres ſchön entfaltenden Überfluſſes hat, für unſre Sprache wenigſtens, Goethe entdeckt; und die Art wie Tieck ſeinen Styl, beſonders im Wilhelm Meiſter und in dem goldnen Mährchen, dem Mährchen par

excellence, ſtudirt haben muß, um es ihm ſo weit abzulernen, würde allein ſchon ſeinen Sinn für dichteriſche Kunſt bewähren.

Die ſchmeichelnden kleinen Lieder habe ich oben bey Gelegenheit der Magelone erwähnt; auch in den andern Stücken ſind ihrer einzelne eingeflochten. Es liegt ein eigner Zauber in ihnen, deſſen Eindruck man nur in Bildern wiederzugeben verſuchen kann. Die Sprache hat ſich gleichſam alles Körperlichen begeben, und löſt ſich in einen geiſtigen Hauch auf. Die Worte ſcheinen kaum ausgeſprochen zu werden, ſo daß es faſt noch zarter wie Geſang lautet: wenigſtens iſt es die unmittelbarſte und unauflöslichſte Verſchmelzung von Laut und Seele, und doch ziehn die wunderbaren Melodien nicht unverſtanden vorüber. Vielmehr iſt dieſe Lyrik in ihrer heimlichen Beſchränkung höchſt dramatiſch; der Dichter darf nur eben die Situazion andeuten, und dann den ſüßen Flötenton hervorlocken, um das Thema auszuführen. In dieſen klaren Thautropfen der Poeſie ſpiegelt ſich alle die jugendliche Sehnſucht nach dem Unbekannten und Vergangenen, nach dem was der friſche Glanz der Morgenſonne enthüllt, und der ſchwülere Mittag wieder mit Dunſt umgiebt; die ganze ahndungsvolle Wonne des Lebens und der fröhliche Schmerz der Liebe. Denn eben dieſes Helldunkel ſchwebt und wechſelt darin: ein Gefühl, das nur aus der innerſten Seele kommen kann, und doch leicht und loſe in der Außenwelt umhergaukelt; Stimmen, von der vollen Bruſt weggehoben, die dennoch wie aus weiter Ferne

leiſe herüberhallen. Es iſt der romantiſche Ausdruck der wahrſten Innigkeit, ſchlicht und fantaſtiſch zugleich.

Um mehr als alles bisher geſagte in eins zuſammenzufaſſen: ich weiß nicht, wer außer Goethen unter uns ähnliche Lieder gedichtet hätte. Wenn man nun dazu und zu der Nachbildung der Goetheſchen Poeſie hinzunimmt, daß Tieck nach dem Beyſpiele deſſelben Meiſters in dem Prolog die Hans-Sachſiſche Manier glücklich genug auf neuere Gegenſtände angewendet, ſo ſieht man, daß er ſein Vorbild eben ſo wenig einſeitig gefaßt hat, als er ihm ohne ſelbſtändige Aneignung nachgefolgt iſt. Er verbindet damit ein tiefes und vertrautes Studium Shakſpeare's (für den Goethe ein neues Medium der Erkenntniß geworden iſt; ſo daß nun von beyden gemeinſchaftlich eine Dichterſchule ausgehn kann) und eben das, was ihn für die Entwickelung ſeiner Anlagen ſo richtig leitete, läßt hoffen, daß er ſie auch vor ungünſtigen Einflüſſen zu bewahren wiſſen wird. Seine Einbildungskraft, die ſich im William Lovell zum Theil in trüben Fantomen herumtrieb und ihre Flüge verſchwendete, iſt ſeitdem auffallend zu größerer Heiterkeit und Klarheit hindurchgedrungen. Das Trauerſpiel Karl von Bernek und ſonſt hie und da Spuren von Gewölk gehören nach dem erſten Morgennebel an. In jenem weniger das Einzelne als die Kraftloſigkeit des Ganzen. Man ſchreibt freylich die Trauerſpiele nicht ſo obenhin: in dieſer Gattung artet allzugroße Leichtigkeit unfehlbar in Oberflächlichkeit aus.

Enthaltſamkeit und Mäßigung, ſeltne Eigenſchaften bey jungen Dichtern, ſind dem Verfaſſer der Volksmährchen ſo natürlich, daß ſie für ihn keiner beſondern Empfehlung bedürfen; deſto mehr hat er die zweyte Hälfte von dem Rath ſeines Freundes Shakſpeare zu beherzigen, der, wie er dem Schauſpieler ermahnt hat, niemals die Beſcheidenheit der Natur zu überſchreiten, zu der erſten Warnung vor dem „Overdone“ ſogleich die zweyte vor dem „Come tardy off“ hinzufügt. Er vergeſſe nicht, daß alle Wirkung der Kunſt einem Brennpunkte gleicht, dieſſeits und jenſeits deſſen es nicht zündet, er behalte immer ihr Höchſtes vor Augen, und achte ſein ſchönes Talent genug, um nichts geringeres leiſten zu wollen, als das Beſte was er vermag. Er ſammle ſich, er dränge zuſammen, und ziehe auch die äußere Formen vor, welche von ſelbſt dazu nöthigen.

Die Fortſetzung folgt.

Inhalt.

I. Die Sprachen. Ein Geſpräch über Klopſtocks grammatiſche Gepräche. W. .... Seite 3.

II. Blüthenſtaub. Von Novalis 70

III. Elegien aus dem Griechiſchen. W. u. F. . . 107.

IV. Beyträge zur Kritik der neueſten Litteratur. W. 141.

Athenaeum.

Erſten Bandes Zweytes Stück.

I. Fragmente.

Ueber keinen Gegenſtand philoſophiren ſie ſeltner als über die Philoſophie.

Die Langeweile gleicht auch in ihrer Entſtehungsart der Stickluft, wie in den Wirkungen. Beyde entwickeln ſich gern, wo eine Menge Menſchen im eingeſchloßnen Raum beyſammen iſt.

Kant hat den Begriff des Negativen in die Weltweisheit eingeführt. Sollte es nicht ein nützlicher Verſuch ſeyn, nun auch den Begrif des Poſitiven in die Philoſophie einzuführen?

Zum großen Nachtheil der Theorie von den Dichtarten vernachläßigt man oft die Unterabtheilungen der Gattungen. So theilt ſich zum Beyſpiel die Naturpoeſie in die natürliche und in die künſtliche, und die Volkspoeſie in die Volkspoeſie für das Volk und in die Volkspoeſie für Standesperſonen und Gelehrte.

Was gute Geſellſchaft genannt wird, iſt meiſtens nur eine Moſaik von geſchliffnen Karikaturen.

Manche haben es in Herrmann und Dorothea als einen großen Mangel an Delikateſſe getadelt, daß der Jüngling ſeiner Geliebten, einer verarmten Bäurin, verſtellter Weiſe den Vorſchlag thut, als Magd in das Haus ſeiner guten Eltern zu kommen. Dieſe Kritiker mögen übel mit ihrem Geſinde umgehen.

Ihr verlangt immer neue Gedanken? Thut etwas neues, ſo läßt ſich etwas neues darüber ſagen.

Gewiſſen Lobrednern der vergangnen Zeiten unſrer Litteratur darf man kühnlich antworten, wie Sthenelos dem Agamemnon: wir rühmen uns viel beſſer zu ſeyn denn unſre Väter.

Zum Glück wartet die Poeſie eben ſo wenig auf die Theorie, als die Tugend auf die Moral, ſonſt hätten wir fürs erſte keine Hoffnung zu einem Gedicht.

Die Pflicht iſt Kants Eins und Alles. Aus Pflicht der Dankbarkeit behauptet er, müſſe man die Alten vertheidigen und ſchätzen; und nur aus Pflicht iſt er ſelbſt ein großer Mann geworden.

Der Pariſiſchen ſchönen Welt haben Geßners Idyllen grade ſo gefallen, wie der an haut gout gewöhnte Gaum ſich manchmal an Milchſpeiſen labt.

Man hat von manchem Monarchen geſagt: er würde ein ſehr liebenswürdiger Privatmann geweſen ſeyn, nur zum Könige habe er nicht getaugt. Verhält es ſich etwa mit der Bibel eben ſo? Iſt ſie auch bloß ein liebenswürdiges Privatbuch, das nur nicht Bibel ſeyn ſollte?

Wenn junge Perſonen beyderley Geſchlechts nach einer luſtigen Muſik zu tanzen wiſſen, ſo fällt es ihnen gar nicht ein, deshalb über die Tonkunſt urtheilen zu wollen. Warum haben die Leute weniger Reſpekt vor der Poeſie?

Schöner Muthwille im Vortrage iſt das Einzige was die poetiſche Sittlichkeit lüſterner Schilderungen retten kann. Sie zeugen von Schlaffheit und Verkehrtheit wenn ſich nicht überſchäumende Fülle der Lebenskraft in ihnen offenbart. Die Einbildungskraft muß ausſchweifen wollen, nicht dem herrſchenden Hange der Sinne knechtiſch nachzugeben gewohnt ſeyn. Und doch findet man unter uns meiſtens die fröhliche Leichtfertigkeit am verdammlichſten; hingegen hat man das ſtärkſte in dieſer Art verziehen, wenn es mit einer fantaſtiſchen Myſtik der Sinnlichkeit umgeben war. Als ob eine Schlechtigkeit durch eine Tollheit wieder gut gemacht würde!

Der Selbſtmord iſt gewöhnlich nur eine Begebenheit, ſelten eine Handlung. Iſt es das erſte, ſo hat der Thäter immer Unrecht, wie ein Kind, das ſich

emanzipiren will. Iſt es aber eine Handlung, ſo kann vom Recht gar nicht die Frage ſeyn, ſondern nur von der Schicklichkeit. Denn dieſer allein iſt die Willkühr unterworfen, welche alles beſtimmen ſoll was in den reinen Geſetzen nicht beſtimmt werden kann, wie das Jetzt, und das Hier, und alles beſtimmen darf, was nicht die Willkühr andrer, und dadurch ſie ſelbſt vernichtet. Es iſt nie Unrecht, freywillig zu ſterben, aber oft unanſtändig, länger zu leben.

Wenn das Weſen des Cynismus darin beſteht, der Natur vor der Kunſt, der Tugend vor der Schönheit und Wiſſenſchaft den Vorzug zu geben; unbekümmert um den Buchſtaben, auf den der Stoiker ſtreng hält, nur auf den Geiſt zu ſehen, allen ökonomiſchen Werth und politiſchen Glanz unbedingt zu verachten, und die Rechte der ſelbſtändigen Willkühr tapfer zu behaupten: ſo dürfte der Chriſtianismus wohl nichts anders ſeyn, als univerſeller Cynismus.

Die dramatiſche Form kann man wählen aus Hang zur ſyſtematiſchen Vollſtändigkeit, oder um Menſchen nicht blos darzuſtellen, ſondern nachzuahmen und nachzumachen, oder aus Bequemlichkeit, oder aus Gefälligkeit für die Muſik, oder auch aus reiner Freude am Sprechen, und Sprechen laſſen.

Es giebt verdiente Schriftſteller, die mit jugendlichem Eifer die Bildung ihres Volkes betrieben haben,

ſie aber da fixiren wollen, wo die Kraft ſie ſelbſt verließ. Dieß iſt umſonſt: wer einmal thöricht, oder edel, ſich beſtrebt hat, in den Gang des menſchlichen Geiſtes mit einzugreifen, muß mit fort, oder er iſt nicht beſſer dran als ein Hund im Bratenwender, der die Pfoten nicht vorwärts ſetzen will.

Das ſicherſte Mittel unverſtändlich oder vielmehr misverſtändlich zu ſeyn, iſt, wenn man die Worte in ihrem urſprünglichen Sinne braucht; beſonders Worte aus den alten Sprachen.

Duclos bemerkt, es gebe wenig ausgezeichnete Werke, die nicht von Schriftſtellern von Profeſſion herrühren. In Frankreich wird dieſer Stand ſeit langer Zeit mit Achtung anerkannt. Bey uns galt man ehedem weniger als nichts wenn man bloß Schriftſteller war. Noch jezt regt ſich dieß Vorurtheil hier und da, aber die Gewalt verehrter Beyſpiele muß es immer mehr lähmen. Die Schriftſtellerey iſt, je nachdem man ſie treibt, eine Infamie, eine Ausſchweifung, eine Tagelöhnerey, ein Handwerk, eine Kunſt, eine Wiſſenſchaft und eine Tugend.

Die Kantiſche Philoſophie gleicht dem untergeſchobnem Briefe, den Maria in Shakſpeare's Was ihr wollt, dem Malvolio in den Weg legt. Nur mit dem Unterſchiede, daß es in Deutſchland zahlloſe philoſophiſche Malvolios giebt, die nun die Kniegürtel

kreuzweiſe binden, gelbe Strümpfe tragen, und immer fort fantaſtiſch lächeln.

Ein Projekt iſt der ſubjektive Keim eines werdenden Objekts. Ein vollkommnes Projekt müßte zugleich ganz ſubjektiv, und ganz objektiv, ein untheilbares und lebendiges Individuum ſeyn. Seinem Urſprunge nach, ganz ſubjektiv, original, nur grade in dieſem Geiſte möglich; ſeinem Charakter nach ganz objektiv, phyſiſch und moraliſch nothwendig. Der Sinn für Projekte, die man Fragmente aus der Zukunft nennen könnte, iſt von dem Sinn für Fragmente aus der Vergangenheit nur durch die Richtung verſchieden, die bei ihm progreſſiv, bei jenem aber regreſſiv iſt. Das Weſentliche iſt die Fähigkeit, Gegenſtände unmittelbar zugleich zu idealiſiren, und zu realiſiren, zu ergänzen, und theilweiſe in ſich auszuführen. Da nun tranſcendental eben das iſt, was auf die Verbindung oder Trennung des Idealen und des Realen Bezug hat; ſo könnte man wohl ſagen, der Sinn für Fragmente und Projekte ſey der tranſcendentale Beſtandtheil des hiſtoriſchen Geiſtes.

Es wird manches gedruckt, was beſſer nur geſagt würde, und zuweilen etwas geſagt was ſchicklicher gedruckt wäre. Wenn die Gedanken die beſten ſind, die ſich zugleich ſagen und ſchreiben laſſen, ſo iſts wohl der Mühe werth, zuweilen nachzuſehen, was ſich von dem Geſprochnen ſchreiben, und was ſich von dem Geſchriebnen drucken läßt. Anmaßend iſt es

freylich, noch bey Lebzeiten Gedanken zu haben, ja bekannt zu machen. Ganze Werke zu ſchreiben iſt ungleich beſcheidner, weil ſie ja wohl bloß aus andern Werken zuſammengeſetzt ſeyn können, und weil dem Gedanken da auf den ſchlimmſten Fall die Zuflucht bleibt, der Sache den Vorrang zu laſſen, und ſich demüthig in den Winkel zu ſtellen. Aber Gedanken, einzelne Gedanken ſind gezwungen, einen Werth für ſich haben zu wollen, und müßen Anſpruch darauf machen, eigen und gedacht zu ſeyn. Das einzige, was eine Art von Troſt dagegen giebt, iſt, daß nichts anmaßender ſeyn kann, als überhaupt zu exiſtiren, oder gar auf eine beſtimmte ſelbſtändige Art zu exiſtiren. Aus dieſer urſprünglichen Grundanmaßung folgen nun doch einmal alle abgeleiteten, man ſtelle ſich wie man auch will.

Viele Werke der Alten ſind Fragmente geworden. Viele Werke der Neuern ſind es gleich bey der Entſtehung.

Nicht ſelten iſt das Auslegen ein Einlegen des Erwünſchten, oder des Zweckmäßigen, und viele Ableitungen ſind eigentlich Ausleitungen. Ein Beweis, daß Gelehrſamkeit und Spekulazion der Unſchuld des Geiſtes nicht ſo ſchädlich ſind, als man uns glauben machen will. Denn iſt es nicht recht kindlich, froh über das Wunder zu erſtaunen, das man ſelbſt veranſtaltet hat?

Die Deutſchheit iſt wohl darum ein Lieblingsgegenſtand der Charakteriſeurs, weil eine Nazion je weniger ſie fertig, um ſo mehr ein Gegenſtand der Kritik iſt, und nicht der Hiſtorie.

Die meiſten Menſchen ſind, wie Leibnitzens mögliche Welten, nur gleichberechtigte Prätendenten der Exiſtenz. Es giebt wenig Exiſtenten.

Folgendes ſcheinen nächſt der vollendeten Darſtellung des kritiſchen Idealismus, die immer das Erſte bleibt, die wichtigſten Deſiderata der Philoſophie zu ſeyn: eine materiale Logik, eine poetiſche Poetik, eine poſitive Politik, eine ſyſtematiſche Ethik, und eine praktiſche Hiſtorie.

Witzige Einfälle ſind die Sprüchwörter der gebildeten Menſchen.

Ein blühendes Mädchen iſt das reizendſte Symbol vom reinen guten Willen.

Prüderie iſt Prätenſion auf Unſchuld, ohne Unſchuld. Die Frauen müſſen wohl prüde bleiben, ſo lange Männer ſentimental, dumm und ſchlecht genug ſind, ewige Unſchuld und Mangel an Bildung von ihnen zu fodern. Denn Unſchuld iſt das Einzige, was Bildungsloſigkeit adeln kann.

Man ſoll Witz haben, aber nicht haben wollen; ſonſt entſteht Witzeley, Alexandriniſcher Styl in Witz.

Es iſt weit ſchwerer, andre zu veranlaſſen, daß ſie gut reden, als ſelbſt gut zu reden.

Faſt alle Ehen ſind nur Konkubinate, Ehen an der linken Hand, oder vielmehr proviſoriſche Verſuche, und entfernte Annäherungen zu einer wirklichen Ehe, deren eigentliches Weſen, nicht nach den Paradoxen dieſes oder jenes Syſtems, ſondern nach allen geiſtlichen und weltlichen Rechten darin beſteht, daß mehre Perſonen nur Eine werden ſollen. Ein artiger Gedanke, deſſen Realiſirung jedoch viele und große Schwierigkeiten zu haben ſcheint. Schon darum ſollte die Willkühr, die wohl ein Wort mitreden darf, wenn es darauf ankommt, ob einer ein Individuum für ſich, oder nur der integrante Theil einer gemeinſchaftlichen Perſonalität ſeyn will, hier ſo wenig als möglich beſchränkt werden; und es läßt ſich nicht abſehen, was man gegen eine Ehe à quatre gründliches einwenden könnte. Wenn aber der Staat gar die misglückten Eheverſuche mit Gewalt zuſammenhalten will, ſo hindert er dadurch die Möglichkeit der Ehe ſelbſt, die durch neue, vielleicht glücklichere Verſuche befördert werden könnte.

Der Cyniker dürfte eigentlich gar keine Sachen haben: denn alle Sachen die ein Menſch hat, haben ihn doch in gewiſſen Sinne wieder. Es kömmt alſo

nur darauf an, die Sachen ſo zu haben, als ob man ſie nicht hätte. Noch künſtlicher und noch cyniſcher iſts aber, die Sachen ſo nicht zu haben, als ob man ſie hätte.

Niemand beurtheilt eine Dekorazionsmahlerey und ein Altarblatt, eine Operette und eine Kirchenmuſik, eine Predigt und eine philoſophiſche Abhandlung nach demſelben Maßſtabe. Warum macht man alſo an die rhetoriſche Poeſie, welche nur auf der Bühne exiſtirt, Foderungen, die nur durch höhere dramatiſche Kunſt erfüllt werden können?

Manche witzige Einfälle ſind wie das überraſchende Wiederſehen zwey befreundeter Gedanken nach einer langen Trennung.

Die Geduld, ſagte S., verhält ſich zu Chamforts état d'epigramme wie die Religion zur Philoſophie.

Die meiſten Gedanken ſind nur Profile von Gedanken. Dieſe muß man umkehren, und mit ihren Antipoden ſyntheſiren. Viele philoſophiſche Schriften, die es ſonſt nicht haben würden, erhalten dadurch ein großes Intereſſe.

Noten zu einem Gedicht, ſind wie anatomiſche Vorleſungen über einen Braten.

Die welche Profeſſion davon gemacht haben, den Kant zu erklären, waren entweder ſolche, denen es an einem Organ fehlte, um ſich von den Gegenſtänden über die Kant geſchrieben hat, einige Notiz zu verſchaffen; oder ſolche, die nur das kleine Unglück hatten, niemand zu verſtehen als ſich ſelbſt; oder ſolche, die ſich noch verworrener ausdrückten als er.

Gute Dramen müſſen draſtiſch ſeyn.

Die Philoſophie geht noch zu ſehr grade aus, iſt noch nicht cykliſch genug.

Jede philoſophiſche Rezenſion, ſollte zugleich Philoſophie der Rezenſionen ſeyn.

Neu, oder nicht neu, iſt das, wornach auf dem höchſten und niedrigſten Standpunkte, dem Standpunkte der Geſchichte, und dem der Neugierde, bey einem Werk gefragt wird.

Ein Regiment Soldaten en parade iſt nach der Denkart mancher Philoſophen ein Syſtem.

Kritiſch heißt die Philoſophie der Kantianer wohl per antiphraſin; oder es iſt ein epitheton ornans.

Mit den größten Philoſophen geht mirs, wie dem Plato mit den Spartanern. Er liebte und ach-

tete ſie unendlich, aber er klagt immer, daß ſie überall auf halbem Wege ſtehn geblieben wären.

Die Frauen werden in der Poeſie eben ſo ungerecht behandelt, wie im Leben. Die weiblichen ſind nicht idealiſch, und die idealiſchen ſind nicht weiblich.

Wahre Liebe ſollte ihrem Urſprunge nach, zugleich ganz willkührlich und ganz zufällig ſeyn, und zugleich nothwendig und frey ſcheinen; ihrem Charakter nach aber zugleich Beſtimmung und Tugend ſeyn, ein Geheimniß, und ein Wunder ſcheinen.

Naiv iſt, was bis zur Ironie, oder bis zum ſteten Wechſel von Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung natürlich, individuell oder klaſſiſch iſt, oder ſcheint. Iſt es bloß Inſtinkt, ſo iſts kindlich, kindiſch, oder albern; iſts bloß Abſicht, ſo entſteht Affektazion. Das ſchöne, poetiſche, idealiſche Naive muß zugleich Abſicht, und Inſtinkt ſeyn. Das Weſen der Abſicht in dieſem Sinne iſt die Freyheit. Bewußtſeyn iſt noch bey weitem nicht Abſicht. Es giebt ein gewiſſes verliebtes Anſchauen eigner Natürlichkeit oder Albernheit, das ſelbſt unſäglich albern iſt. Abſicht erfordert nicht gerade einen tiefen Calcul oder Plan. Auch das Homeriſche Naive iſt nicht bloß Inſtinkt: es iſt wenigſtens ſo viel Abſicht darin, wie in der Anmuth lieblicher Kinder, oder unſchuldiger Mädchen. Wenn

Er auch keine Abſichten hatte, ſo hat doch ſeine Poeſie und die eigentliche Verfaſſerin derſelben, die Natur, Abſicht.

Es giebt eine eigne Gattung Menſchen, bey denen die Begeiſtrung der Langenweile, die erſte Regung der Philoſophie iſt.

Es iſt gleich tödtlich für den Geiſt, ein Syſtem zu haben, und keins zu haben. Er wird ſich alſo wohl entſchließen müßen, beydes zu verbinden.

Man kann nur Philoſoph werden, nicht es ſeyn. So bald man es zu ſeyn glaubt, hört man auf es zu werden.

Es giebt Klaſſifikazionen, die als Klaſſifikazionen ſchlecht genug ſind, aber ganze Nazionen und Zeitalter beherrſchen, und oft äußerſt charakteriſtiſch und wie Centralmonaden eines ſolchen hiſtoriſchen Individuums ſind. So die griechiſche Eintheilung aller Dinge in göttliche und menſchliche, die ſogar eine Homeriſche Antiquität iſt. So die Römiſche Eintheilung in Zu Haus, und Im Kriege. Bey den Neuern redet man immer von dieſer und jener Welt, als ob es mehr als eine Welt gäbe. Aber freylich iſt bey ihnen auch das meiſte ſo iſolirt und getrennt wie ihre Dieſe und Jene Welt.

Da die Philoſophie jetzt alles was ihr vorkömmt kritiſirt, ſo wäre eine Kritik der Philoſophie nichts als eine gerechte Repreſſalie.

Mit dem Schriftſtellerruhm iſt es oft wie mit Frauengunſt, und Gelderwerb. Iſt nur erſt ein guter Grund gelegt, ſo folgt das übrige von ſelbſt. Viele heißen durch Zufall groß. „Es iſt alles Glück nur Glück;“ iſt das Reſultat mancher litterariſchen Phänomene nicht minder als der meiſten politiſchen.

An das Herkommen glaubend, und immer um neue Tollheiten bemüht; nachahmungsſüchtig und ſtolz auf Selbſtändigkeit, unbeholfen in der Oberflächlichkeit, und bis zur Gewandtheit geſchickt im tief- oder trübſinnig Schwerfälligen; von Natur platt, aber dem Streben nach tranſcendent in Empfindungen und Anſichten; in ernſthafter Behaglichkeit gegen Witz und Muthwillen durch einen heiligen Abſcheu verſchanzt; auf die große Maſſe welcher Litteratur möchten dieſe Züge etwa paſſen?

Die ſchlechten Schriftſteller klagen viel über Tyranney der Rezenſenten; ich glaube dieſe hätten eher die Klage zu führen. Sie ſollen ſchön, geiſtvoll, vortrefflich finden, was nichts von dem allen iſt; und es ſtößt ſich nur an dem kleinen Umſtande der Macht, ſo gingen die Rezenſirten eben ſo mit ihnen um wie Dionyſius mit den Tadlern ſeiner Verſe. Ein Kotzebue hat dieß ja laut bekannt. Auch ließen ſich die neuen

Produkte von kleinen Dionyſen dieſer Art hinreichend mit den Worten anzeigen: Führt mich wieder in die Latomien.

Die Unterthanen in einigen Ländern rühmen ſich einer Menge Freyheiten, die ihnen alle durch die Freyheit entbehrlich werden würden. So legt man wohl nur deswegen einen ſo großen Nachdruck auf die Schönheiten mancher Gedichte, weil ſie keine Schönheit haben. Sie ſind im einzelnen kunſtvoll, aber im Ganzen keine Kunſtwerke.

Die wenigen Schriften welche gegen die Kantiſche Philoſophie exiſtiren, ſind die wichtigſten Dokumente zur Krankheitsgeſchichte des geſunden Menſchenverſtandes. Dieſe Epidemie, welche in England entſtanden iſt, drohte einmal ſogar die Deutſche Philoſophie anſtecken zu wollen.

Das Drucken laſſen verhält ſich zum Denken, wie eine Wochenſtube zum erſten Kuß.

Jeder ungebildete Menſch iſt die Karikatur von ſich ſelbſt.

Moderantismus iſt Geiſt der kaſtrirten Illiberalität.

Viele Lobredner beweiſen die Größe ihres Abgottes antithetiſch, durch die Darlegung ihrer eignen Kleinheit.

Wenn der Autor dem Kritiker gar nichts mehr zu antworten weiß, ſo ſagt er ihm gern: Du kannſt es doch nicht beſſer machen. Das iſt eben, als wenn ein dogmatiſcher Philoſoph dem Skeptiker vorwerfen wollte, daß er kein Syſtem erfinden könne.

Es wäre illiberal, nicht vorauszuſetzen, ein jeder Philoſoph ſey liberal, und folglich rezenſibel; ja es nicht zu fingiren, wenn man auch das Gegentheil weiß. Aber anmaßend wäre es, Dichter eben ſo zu behandeln; es müßte denn einer durch und durch Poeſie und gleichſam ein lebendes und handelndes Kunſtwerk ſeyn.

Nur der Kunſtliebhaber liebt wirklich die Kunſt, der auf einige ſeiner Wünſche völlig Verzicht thun kann, wo er andre ganz befriedigt findet, der auch das Liebſte noch ſtreng würdigen mag, der ſich im Nothfall Erklärungen gefallen läßt, und Sinn für Kunſtgeſchichte hat.

Die Pantomimen der Alten haben wir nicht mehr. Dagegen iſt aber die ganze Poeſie jetzt pantomimiſch.

Wo ein öffentlicher Ankläger auftreten ſoll, muß ſchon ein öffentlicher Richter vorhanden ſeyn.

Man redet immer von der Störung, welche die Zergliederung des Kunſtſchönen dem Genuß des Liebhabers verurſachen ſoll. So der rechte Liebhaber läßt ſich wohl nicht ſtören!

Ueberſichten des Ganzen, wie ſie jetzt Mode ſind, entſtehen, wenn einer alles Einzelne überſieht, und dann ſummirt.

Sollte es mit der Bevölkerung nicht ſeyn wie mit der Wahrheit, wo das Streben, wie man ſagt, mehr werth iſt als die Reſultate?

Nach dem verderbten Sprachgebrauche bedeutet Wahrſcheinlich ſo viel, als Beynah wahr, oder Etwas wahr, oder was noch vielleicht einmal wahr werden kann. Das alles kann das Wort aber ſchon ſeiner Bildung nach, gar nicht bezeichnen. Was wahr ſcheint, braucht darum auch nicht im kleinſten Grade wahr zu ſeyn: aber es muß doch poſitiv ſcheinen. Das Wahrſcheinliche iſt der Gegenſtand der Klugheit, des Vermögens unter den möglichen Folgen freyer Handlungen die wirklichen zu errathen, und etwas durchaus ſubjektives. Was einige Logiker ſo genannt und zu berechnen verſucht haben, iſt Möglichkeit.

Die formale Logik und die empiriſche Pſychologie ſind philoſophiſche Grotesken. Denn das Intereſſante einer Arithmetik der vier Species oder einer

Experimentalphyſik des Geiſtes kann doch nur in dem Kontraſt der Form und des Stoffs liegen.

Die intellektuale Anſchauung iſt der kategoriſche Imperativ der Theorie.

Ein Dialog iſt eine Kette, oder ein Kranz von Fragmenten. Ein Briefwechſel iſt ein Dialog in vergrößertem Maßſtabe, und Memorabilien ſind ein Syſtem von Fragmenten. Es giebt noch keins was in Stoff und Form fragmentariſch, zugleich ganz ſubjektiv und individuell, und ganz objektiv und wie ein nothwendiger Theil im Syſtem aller Wiſſenſchaften wäre.

Das Nichtverſtehen kommt meiſtens gar nicht vom Mangel an Verſtande, ſondern vom Mangel an Sinn.

Die Narrheit iſt bloß dadurch von der Tollheit verſchieden, daß ſie willkührlich iſt wie die Dummheit. Soll dieſer Unterſchied nicht gelten, ſo iſts ſehr ungerecht einige Narren einzuſperren, während man andre ihr Glück machen läßt. Beyde ſind dann nur dem Grade, nicht der Art nach verſchieden.

Der Hiſtoriker iſt ein rückwärts gekehrter Prophet.

Die meiſten Menſchen wiſſen von keiner andern Würde, als von repräſentativer; und doch haben nur

ſo äußerſt wenige Sinn für repräſentativen Werth. Was auch für ſich gar nichts iſt, wird doch Beytrag zur Charakteriſtik irgend einer Gattung ſeyn, und in dieſer Rückſicht könnte man ſagen: Niemand ſey unintereſſant.

Die Demonſtrazionen der Philoſophie ſind eben Demonſtrazionen im Sinne der militäriſchen Kunſtſprache. Mit den Dedukzionen ſteht es auch nicht beſſer wie mit den politiſchen; auch in den Wiſſenſchaften beſetzt man erſt ein Terrain, und beweiſt dann hinterdrein ſein Recht daran. Auf die Definizionen läßt ſich anwenden, was Chamfort von den Freunden ſagte, die man ſo in der Welt hat. Es giebt drey Arten von Erklärungen in der Wiſſenſchaft: Erklärungen, die uns ein Licht oder einen Wink geben; Erklärungen, die nichts erklären; und Erklärungen, die alles verdunkeln. Die rechten Definizionen laſſen ſich gar nicht aus dem Stegreife machen, ſondern müßen einem von ſelbſt kommen; eine Definizion die nicht witzig iſt, taugt nichts, und von jedem Individuum giebt es doch unendlich viele reale Definizionen. Die nothwendigen Förmlichkeiten der Kunſtphiloſophie arten aus in Etikette und Luxus. Als Legitimazion und Probe der Virtuoſität haben ſie ihren Zweck und Werth, wie die Bravourarien der Sänger, und das Lateinſchreiben der Philologen. Auch machen ſie nicht wenig rhetoriſchen Effekt. Die Hauptſache aber bleibt doch immer, daß man etwas weiß, und daß man es ſagt. Es beweiſen oder gar erklä-

ren wollen, iſt in den meiſten Fällen herzlich überflüßig. Der kategoriſche Styl der Geſetze der zwölf Tafeln, und die thetiſche Methode, wo die reinen Fakta der Reflexion ohne Verhüllung, Verdünnung und künſtliche Verſtellung wie Texte für das Studium oder die Symphiloſophie da ſtehen, bleibt der gebildeten Naturphiloſophie die angemeſſenſte. Soll beydes gleich gut gemacht werden, ſo iſt es unſtreitig viel ſchwerer behaupten, als beweiſen. Es giebt Demonſtrazionen die Menge, die der Form nach vortrefflich ſind, für ſchiefe und platte Sätze. Leibniz behauptete, und Wolf bewies. Das iſt genug geſagt.

Der Satz des Widerſpruchs iſt auch nicht einmal das Prinzip der Analyſe, nemlich der abſoluten, die allein den Namen verdient, der chemiſchen Dekompoſizion eines Individuums in ſeine ſchlechthin einfachen Elemente.

Subjektiv betrachtet, fängt die Philoſophie doch immer in der Mitte an, wie das epiſche Gedicht.

Grundſätze ſind fürs Leben, was im Kabinet geſchriebene Inſtrukzionen für den Feldherrn.

Ächtes Wohlwollen geht auf Beförderung fremder Freyheit, nicht auf Gewährung thieriſcher Genüſſe.

Das Erſte in der Liebe iſt der Sinn für einander, und das Höchſte, der Glauben an einander.

Hingebung iſt der Ausdruck des Glaubens, und Genuß kann den Sinn beleben und ſchärfen, wenn auch nicht hervorbringen, wie die gemeine Meynung iſt. Darum kann die Sinnlichkeit ſchlechte Menſchen auf eine kurze Zeit täuſchen, als könnten ſie ſich lieben.

Es giebt Menſchen, deren ganze Thätigkeit darin beſteht, immer Nein zu ſagen. Es wäre nichts kleines, immer recht Nein ſagen zu können, aber wer weiter nichts kann, kann es gewiß nicht recht. Der Geſchmack dieſer Neganten iſt eine tüchtige Schere, um die Extremitäten des Genies zu ſäubern; ihre Aufklärung eine große Lichtputze für die Flamme des Enthuſiasmus; und ihre Vernunft ein gelindes Laxativ gegen unmäßige Luſt und Liebe.

Die Kritik iſt das einzige Surrogat der von ſo manchen Philoſophen vergeblich geſuchten und gleich unmöglichen moraliſchen Mathematik und Wiſſenſchaft des Schicklichen.

Der Gegenſtand der Hiſtorie iſt das Wirklichwerden alles deſſen, was praktiſch nothwendig iſt.

Die Logik iſt weder die Vorrede, noch das Inſtrument, noch das Formular, noch eine Epiſode der Philoſophie, ſondern eine der Poetik und Ethik entgegengeſetzte, und koordinirte pragmatiſche Wiſſenſchaft, welche von der Foderung der poſitiven Wahr-

heit, und der Vorausſetzung der Möglichkeit eines Syſtems ausgeht.

Ehe nicht die Philoſophen Grammatiker, oder die Grammatiker Philoſophen werden, wird die Grammatik nicht, was ſie bey den Alten war, eine pragmatiſche Wiſſenſchaft und ein Theil der Logik, noch überhaupt eine Wiſſenſchaft werden.

Die Lehre vom Geiſt und Buchſtaben iſt unter andern auch darum ſo intereſſant, weil ſie die Philoſophie mit der Philologie in Berührung ſetzen kann.

Immer hat noch jeder große Philoſoph ſeine Vorgänger, oft ohne ſeine Abſicht, ſo erklärt, daß es ſchien, als habe man ſie vor ihm gar nicht verſtanden.

Einiges muß die Philoſophie einſtweilen auf ewig vorausſetzen, und ſie darf es, weil ſie es muß.

Wer nicht um der Philoſophie willen philoſophirt, ſondern die Philoſophie als Mittel braucht, iſt ein Sophiſt.

Als vorübergehender Zuſtand iſt der Skeptizismus logiſche Inſurrekzion; als Syſtem iſt er Anarchie. Skeptiſche Methode wäre alſo ungefähr wie inſurgente Regierung.

Philoſophiſch iſt Alles, was zur Realiſirung des logiſchen Ideals beyträgt, und wiſſenſchaftliche Bildung hat.

Bey den Ausdrücken, Seine Philoſophie, Meine Philoſophie, erinnert man ſich immer an die Worte im Nathan: „Wem eignet Gott? Was iſt das für ein Gott, der einem Menſchen eignet?“

Poetiſcher Schein iſt Spiel der Vorſtellungen, und Spiel iſt Schein von Handlungen.

Was in der Poeſie geſchieht, geſchieht nie, oder immer. Sonſt iſt es keine rechte Poeſie. Man darf nicht glauben ſollen, daß es jetzt wirklich geſchehe.

Die Frauen haben durchaus keinen Sinn für die Kunſt, wohl aber für die Poeſie. Sie haben keine Anlage zur Wiſſenſchaft, wohl aber zur Philoſophie. An Spekulazion, innerer Anſchauung des Unendlichen fehlts ihnen gar nicht; nur an Abſtrakzion, die ſich weit eher lernen läßt.

Daß man eine Philoſophie annihilirt, wobey ſich der Unvorſichtige leicht gelegentlich ſelbſt mit annihiliren kann, oder daß man ihr zeigt, ſie annihilire ſich ſelbſt, kann ihr wenig ſchaden. Iſt ſie wirklich Philoſophie, ſo wird ſie doch wie ein Phönix aus ihrer eignen Aſche immer wieder aufleben.

Nach dem Weltbegriffe iſt jeder ein Kantianer, der ſich auch für die neueſte deutſche philoſophiſche Litteratur intereſſirt. Nach dem Schulbegriffe iſt nur der ein Kantianer, der glaubt, Kant ſey die Wahrheit, und der, wenn die Königsberger Poſt einmal verunglückte, leicht einige Wochen ohne Wahrheit ſeyn könnte. Nach dem veralteten Sokratiſchen Begriffe, da die, welche ſich den Geiſt des großen Meiſters ſelbſtändig angeeignet, und angebildet hatten, ſeine Schüler hießen, und als Söhne ſeines Geiſtes nach ihm genannt wurden, dürfte es nur wenige Kantianer geben.

Schellings Philoſophie, die man kritiſirten Myſtizismus nennen könnte, endigt, wie der Prometheus des Aeſchylus, mit Erdbeben und Untergang.

Die moraliſche Würdigung iſt der äſthetiſchen völlig entgegengeſetzt. Dort gilt der gute Wille alles, hier gar nichts. Der gute Wille witzig zu ſeyn, zum Beyſpiel, iſt die Tugend eines Pagliaß. Das Wollen beym Witze darf nur darin beſtehen, daß man die konvenzionellen Schranken aufhebt, und den Geiſt frey läßt. Am witzigſten aber müßte der ſeyn, der es nicht nur ohne es zu wollen, ſondern wider ſeinen Willen wäre, ſo wie der bienfaisant bourru eigentlich der allergutmüthigſte Charakter iſt.

Das ſtillſchweigends vorausgeſetzte, und wirklich erſte Poſtulat aller Kantianiſchen Harmonien der

Evangeliſten, lautet: Kants Philoſophie ſoll mit ſich ſelbſt übereinſtimmen.

Schön iſt, was zugleich reizend und erhaben iſt.

Es giebt eine Mikrologie, und einen Glauben an Autorität, die Charakterzüge der Größe ſind. Das iſt die vollendende Mikrologie des Künſtlers, und der hiſtoriſche Glaube an die Autorität der Natur.

Es iſt ein erhabner Geſchmack, immer die Dinge in der zweyten Potenz vorzuziehn. Z. B. Kopieen von Nachahmungen, Beurtheilungen von Rezenſionen, Zuſätze zu Ergänzungen, Kommentare zu Noten. Uns Deutſchen iſt er vorzüglich eigen, wo es aufs Verlängern ankommt; den Franzoſen, wo Kürze und Leerheit dadurch begünſtigt wird. Ihr wiſſenſchaftlicher Unterricht pflegt wohl die Abkürzung eines Auszugs zu ſeyn, und das höchſte Produkt ihrer poetiſchen Kunſt, ihre Tragödie, iſt nur die Formel einer Form.

Die Lehren welche ein Roman geben will, müſſen ſolche ſeyn, die ſich nur im Ganzen mittheilen, nicht einzeln beweiſen, und durch Zergliederung erſchöpfen laſſen. Sonſt wäre die rhetoriſche Form ungleich vorzüglicher.

Die Philoſophen welche nicht gegen einander ſind, verbindet gewöhnlich nur Sympathie, nicht Symphiloſophie.

Eine Klaſſifikazion iſt eine Definizion, die ein Syſtem von Definizionen enthält.

Eine Definizion der Poeſie kann nur beſtimmen was ſie ſeyn ſoll, nicht was ſie in der Wirklichkeit war und iſt; ſonſt würde ſie am kürzeſten ſo lauten: Poeſie iſt, was man zu irgend einer Zeit, an irgend einem Orte ſo genannt hat.

Daß es den Adel vaterländiſcher Feſtgeſänge nicht entweihen kann, wenn ſie tüchtig bezahlt werden, beweiſen die Griechen und Pindar. Daß aber das Bezahlen nicht allein ſelig macht, beweiſen die Engländer, die wenigſtens darin die Alten haben nachahmen wollen. Die Schönheit iſt alſo doch in England nicht käuflich und verkäuflich, wenn auch die Tugend.

Die romantiſche Poeſie iſt eine progreſſive Univerſalpoeſie. Ihre Beſtimmung iſt nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poeſie wieder zu vereinigen, und die Poeſie mit der Philoſophie, und Rhetorik in Berührung zu ſetzen. Sie will, und ſoll auch Poeſie und Proſa, Genialität und Kritik, Kunſtpoeſie, und Naturpoeſie bald miſchen, bald verſchmelzen, die Poeſie lebendig und geſellig, und das Leben und die Geſellſchaft poetiſch machen, den Witz poetiſiren, und die Formen der Kunſt mit gediegnem Bildungsſtoff jeder Art anfüllen und ſättigen, und durch die Schwingungen des Humors beſeelen. Sie umfaßt alles, was nur poetiſch iſt, vom größten wieder mehre Syſteme

in ſich enthaltenden Syſteme der Kunſt, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunſtloſen Geſang. Sie kann ſich ſo in das Dargeſtellte verlieren, daß man glauben möchte, poetiſche Individuen jeder Art zu charakteriſiren, ſey ihr Eins und Alles; und doch giebt es noch keine Form, die ſo dazu gemacht wäre, den Geiſt des Autors vollſtändig auszudrücken: ſo daß manche Künſtler, die nur auch einen Roman ſchreiben wollten, von ungefähr ſich ſelbſt dargeſtellt haben. Nur ſie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch ſie am meiſten zwiſchen dem Dargeſtellten und dem Darſtellenden, frey von allem realen und idealen Intereſſe auf den Flügeln der poetiſchen Reflexion in der Mitte ſchweben, dieſe Reflexion immer wieder potenziren und wie in einer endloſen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie iſt der höchſten und der allſeitigſten Bildung fähig; nicht bloß von innen heraus, ſondern auch von außen hinein; indem ſie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten ſeyn ſoll, alle Theile ähnlich organiſirt, wodurch ihr die Ausſicht auf eine gränzenlos wachſende Klaſſizität eröffnet wird. Die romantiſche Poeſie iſt unter den Künſten was der Witz der Philoſophie, und die Geſellſchaft, Umgang, Freundſchaft und Liebe im Leben iſt. Andre Dichtarten ſind fertig, und können nun vollſtändig zergliedert werden. Die romantiſche Dichtart iſt noch im Werden; ja das iſt ihr eigentliches Weſen, daß ſie ewig nur werden, nie vollendet ſeyn kann. Sie kann durch keine Theo-

rie erſchöpft werden, und nur eine divinatoriſche Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakteriſiren zu wollen. Sie allein iſt unendlich, wie ſie allein frey iſt, und das als ihr erſtes Geſetz anerkennt, daß die Willkühr des Dichters kein Geſetz über ſich leide. Die romantiſche Dichtart iſt die einzige, die mehr als Art, und gleichſam die Dichtkunſt ſelbſt iſt: denn in einem gewiſſen Sinn iſt oder ſoll alle Poeſie romantiſch ſeyn.

Werke, deren Ideal für den Künſtler nicht eben ſo viel lebendige Realität, und gleichſam Perſönlichkeit hat, wie die Geliebte oder der Freund, blieben beſſer ungeſchrieben. Wenigſtens Kunſtwerke werden es gewiß nicht.

Es iſt nicht einmal ein feiner, ſondern eigentlich ein recht grober Kitzel des Egoismus, wenn alle Perſonen in einem Roman ſich um Einen bewegen wie Planeten um die Sonne, der dann gewöhnlich des Verfaſſers unartiges Schoßkind iſt, und der Spiegel und Schmeichler des entzückten Leſers wird. Wie ein gebildeter Menſch nicht bloß Zweck ſondern auch Mittel iſt für ſich und für andre, ſo ſollten auch im gebildeten Gedicht alle zugleich Zweck und Mittel ſeyn. Die Verfaſſung ſey republikaniſch, wobey immer erlaubt bleibt, daß einige Theile aktiv andre paſſiv ſeyn.

Auch ſolche Bilder der Sprache, die bloß Eigenſinn ſcheinen, haben oft tiefe Bedeutung. Was für eine Analogie, könnte man denken, iſt wohl zwiſchen

Maſſen von Gold oder Silber, und Fertigkeiten des Geiſtes, die ſo ſicher und ſo vollendet ſind, daß ſie willkührlich werden, und ſo zufällig entſtanden, daß ſie angebohren ſcheinen können? Und doch fällt es in die Augen, daß man Talente nur hat, beſitzt, wie Sachen, die doch ihren ſoliden Werth behalten, wenn ſie gleich den Inhaber ſelbſt nicht adeln können. Genie kann man eigentlich nie haben, nur ſeyn. Auch giebt es keinen Pluralis von Genie, der hier ſchon im Singularis ſteckt. Genie iſt nemlich ein Syſtem von Talenten.

Den Witz achten ſie darum ſo wenig, weil ſeine Äußerungen nicht lang, und nicht breit genug ſind, denn ihre Empfindung iſt nur eine dunkel vorgeſtellte Mathematik; und weil ſie dabey lachen, welches gegen den Reſpekt wäre, wenn der Witz wahre Würde hätte. Der Witz iſt wie einer, der nach der Regel repräſentiren ſollte, und ſtatt deſſen bloß handelt.

Eine Idee, iſt ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine abſolute Syntheſis abſoluter Antitheſen, der ſtete ſich ſelbſt erzeugende Wechſel zwey ſtreitender Gedanken. Ein Ideal iſt zugleich Idee und Faktum. Haben die Ideale für den Denker nicht ſo viel Individualität wie die Götter des Alterthums für den Künſtler, ſo iſt alle Beſchäftigung mit Ideen nichts als ein langweiliges und mühſames Würfelſpiel mit hohlen Formeln, oder ein nach Art der Chineſiſchen Bonzen, hinbrütendes Anſchauen ſeiner eignen Naſe.

Nichts iſt kläglicher und verächtlicher als dieſe ſentimentale Spekulazion ohne Objekt. Nur ſollte man das nicht Myſtik nennen, da dieß ſchöne alte Wort für die abſolute Philoſophie, auf deren Standpunkte der Geiſt alles als Geheimniß und als Wunder betrachtet, was er aus andern Geſichtspunkten theoretiſch und praktiſch natürlich findet, ſo brauchbar und ſo unentbehrlich iſt. Spekulazion en detail iſt ſo ſelten als Abſtrakzion en gros, und doch ſind ſie es, die allen Stoff des wiſſenſchaftlichen Witzes erzeugen, ſie die Prinzipien der höhern Kritik, die oberſten Stufen der geiſtigen Bildung. Die große praktiſche Abſtrakzion macht die Alten, bey denen ſie Inſtinkt war, eigentlich zu Alten. Umſonſt war es, daß die Individuen das Ideal ihrer Gattung vollſtändig ausdrückten, wenn nicht auch die Gattungen ſelbſt, ſtreng und ſcharf iſolirt, und ihrer Originalität gleichſam frey überlaſſen waren. Aber ſich willkührlich bald in dieſe bald in jene Sphäre, wie in eine andre Welt, nicht bloß mit dem Verſtande und der Einbildung, ſondern mit ganzer Seele verſetzen; bald auf dieſen bald auf jenen Theil ſeines Weſens frey Verzicht thun, und ſich auf einen andern ganz beſchränken; jetzt in dieſem, jetzt in jenem Individuum ſein Eins und Alles ſuchen und finden, und alle übrigen abſichtlich vergeſſen: das kann nur ein Geiſt, der gleichſam eine Mehrheit von Geiſtern, und ein ganzes Syſtem von Perſonen in ſich enthält, und in deſſen Innerm das Univerſum, welches, wie man ſagt, in jeder Monade keimen ſoll, ausgewachſen, und reif geworden iſt.

Wenn Bürgern ein neues Buch von der Art vorkam, die einen weder kalt noch warm macht, ſo pflegte er zu ſagen: es verdiene in der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften geprieſen zu werden.

Sollte die Poeſie nicht unter andern auch deswegen die höchſte und würdigſte aller Künſte ſeyn, weil nur in ihr Dramen möglich ſind?

Wenn man einmal aus Pſychologie Romane ſchreibt oder Romane lieſt, ſo iſt es ſehr inkonſequent, und klein, auch die langſamſte und ausführlichſte Zergliederung unnatürlicher Lüſte, gräßlicher Marter, empörender Infamie, ekelhafter ſinnlicher oder geiſtiger Impotenz ſcheuen zu wollen.

Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wiſſenſchaften und Künſte beginnen, wenn die Symphiloſophie und Sympoeſie ſo allgemein und ſo innig würde, daß es nichts ſeltnes mehr wäre, wenn mehre ſich gegenſeitig ergänzende Naturen gemeinſchaftliche Werke bildeten. Oft kann man ſich des Gedankens nicht erwehren, zwey Geiſter möchten eigentlich zuſammengehören, wie getrennte Hälften, und nur verbunden alles ſeyn, was ſie könnten. Gäbe es eine Kunſt, Individuen zu verſchmelzen, oder könnte die wünſchende Kritik etwas mehr als wünſchen, wozu ſie überall ſo viel Veranlaſſung findet, ſo möchte ich Jean Paul und Peter Leberecht kombinirt ſehen. Grade alles, was jenem fehlt, hat dieſer. Jean

Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts fantaſtiſche Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen romantiſchen Dichter hervorbringen.

Alle nazionale und auf den Effekt gemachte Dramen ſind romantiſirte Mimen.

Klopſtock iſt ein grammatiſcher Poet, und ein poetiſcher Grammatiker.

Nichts iſt kläglicher, als ſich dem Teufel umſonſt ergeben; zum Beyſpiel ſchlüpfrige Gedichte machen, die nicht einmal vortrefflich ſind.

Manche Theoriſten vergeſſen bey Fragen, wie die über den Gebrauch des Sylbenmaßes im Drama allzuſehr, daß die Poeſie überhaupt nur eine ſchöne Lüge iſt, von der es aber dafür auch heißen kann:

Magnanima menzogna, ov' or' è il vero
Si bello, che si possa a te preporre?

Es giebt auch grammatiſche Myſtiker. Moriz war einer.

Der Dichter kann wenig vom Philoſophen, dieſer aber viel von ihm lernen. Es iſt ſogar zu befürchten, daß die Nachtlampe des Weiſen den irre führen möchte, der gewohnt iſt im Licht der Offenbarung zu wandeln.

Dichter ſind doch immer Narziſſe.

Es iſt als wenn die Weiber alles mit eignen Händen machten, und die Männer mit dem Handwerksgeräth.

Das männliche Geſchlecht wird nicht eher durch das weibliche verbeſſert werden, als bis die Geſchlechtsfolge der Nayren nach den Müttern eingeführt ſeyn wird.

Zuweilen nimmt man doch einen Zuſammenhang zwiſchen den getrennten, und oft ſich widerſprechenden Theilen unſrer Bildung gewahr. So ſcheinen die beſſeren Menſchen in unſern moraliſchen Dramen aus den Händen der neueſten Pädagogik zu kommen.

Es giebt Geiſter, denen es bey großer Anſtrengung und beſtimmter Richtung ihrer Kraft an Biegſamkeit fehlt. Sie werden entdecken, aber weniges, und in Gefahr ſeyn dieſe Lieblingsſätze immer zu wiederhohlen. Man dringt nicht tief, wenn man einen Bohrer mit großer Gewalt gegen ein Brett drückt, ohne ihn umzudrehen.

Es giebt eine materiale, enthuſiaſtiſche Rhetorik die unendlich weit erhaben iſt über den ſophiſtiſchen Misbrauch der Philoſophie, die deklamatoriſche Stylübung, die angewandte Poeſie, die improviſirte Politik, welche man mit demſelben Nahmen zu bezeichnen

pflegt. Ihre Beſtimmung iſt, die Philoſophie praktiſch zu realiſiren, und die praktiſche Unphiloſophie und Antiphiloſophie nicht bloß dialektiſch zu beſiegen, ſondern real zu vernichten. Rouſſeau und Fichte verbieten auch denen, die nicht glauben, wo ſie nicht ſehen, dieß Ideal für chimäriſch zu halten.

Die Tragiker ſetzen die Szene ihrer Dichtungen faſt immer in die Vergangenheit. Warum ſollte dieß ſchlechthin nothwendig, warum ſollte es nicht auch möglich ſeyn, die Szene in die Zukunft zu ſetzen, wodurch die Fantaſie mit einem Streich von allen hiſtoriſchen Rückſichten und Einſchränkungen befreyt würde? Aber freylich müßte ein Volk, das die beſchämenden Geſtalten einer würdigen Darſtellung der beſſern Zukunft ertragen ſollte, mehr als eine republikaniſche Verfaſſung, es müßte eine liberale Geſinnung haben.

Aus dem romantiſchen Geſichtspunkt haben auch die Abarten der Poeſie, ſelbſt die ekzentriſchen und monſtröſen, ihren Werth, als Materialien und Vorübungen der Univerſalität, wenn nur irgend etwas drin iſt, wenn ſie nur original ſind.

Die Eigenſchaft des dramatiſchen Dichters ſcheint es zu ſeyn, ſich ſelbſt mit freygebiger Großmuth an andere Perſonen zu verlieren, des lyriſchen, mit liebevollem Egoismus alles zu ſich herüber zu ziehn.

Es heißt, in Engliſchen und Deutſchen Trauerſpielen wären doch ſo viel Verſtöße gegen den Geſchmack. Die Franzöſiſchen ſind nur ein einziger großer Verſtoß. Denn was kann geſchmackwidriger ſeyn, als ganz außerhalb der Natur zu ſchreiben, und vorzuſtellen?

Hemſterhuys vereinigt Plato's ſchöne Seherflüge mit dem ſtrengen Ernſt des Syſtematikers. Jacobi hat nicht dieſes harmoniſche Ebenmaß der Geiſteskräfte, aber deſto freyer wirkende Tiefe und Gewalt; den Inſtinkt des Göttlichen haben ſie mit einander gemein. Hemſterhuys Werke mögen intellektuelle Gedichte heißen. Jacobi bildete keine untadeligen vollendeten Antiken, er gab Bruchſtücke voll Originalität, Adel, und Innigkeit. Vielleicht wirkt Hemſterhuys Schwärmerey mächtiger, weil ſie ſich immer in den Gränzen des Schönen ergießt; hingegen ſetzt ſich die Vernunft ſogleich in wehrbaren Stand, wenn ſie die Leidenſchaftlichkeit des gegen ſie eindringenden Gefühls gewahr wird.

Man kann Niemand zwingen, die Alten für klaſſiſch zu halten, oder für alt; das hängt zuletzt von Maximen ab.

Das goldne Zeitalter der römiſchen Litteratur war genialiſcher und der Poeſie günſtiger; das ſogenannte ſilberne in der Proſa ungleich korrekter.

Als Dichter betrachtet, iſt Homer ſehr ſittlich, weil er ſo natürlich, und doch ſo poetiſch iſt. Als Sittenlehrer aber, wie ihn die Alten trotz den Proteſtazionen der älteren und beſſern Philoſophen häufig betrachteten, iſt er eben darum ſehr unſittlich.

Wie der Roman die ganze moderne Poeſie, ſo tingirt auch die Satire, die durch alle Umgeſtaltungen, bey den Römern doch immer eine klaſſiſche Univerſalpoeſie, eine Geſellſchaftspoeſie aus und für den Mittelpunkt des gebildeten Weltalls blieb, die ganze römiſche Poeſie, ja die geſammte römiſche Litteratur, und giebt darin gleichſam den Ton an. Um Sinn zu haben für das, was in der Proſa eines Cicero, Caeſar, Suetonius das urbanſte, das originalſte und das ſchönſte iſt, muß man die Horaziſchen Satiren ſchon lange geliebt und verſtanden haben. Das ſind die ewigen Urquellen der Urbanität.

Klaſſiſch zu leben, und das Alterthum praktiſch in ſich zu realiſiren, iſt der Gipfel und das Ziel der Philologie. Sollte dies ohne allen Cynismus möglich ſeyn?

Die größte aller Antitheſen, die es je gegeben hat, iſt Caeſar und Cato. Salluſt hat ſie nicht unwürdig dargeſtellt.

Der ſyſtematiſche Winkelmann, der alle Alten gleichſam wie Einen Autor las, alles im Ganzen ſah,

und ſeine geſammte Kraft auf die Griechen konzentrirte, legte durch die Wahrnehmung der abſoluten Verſchiedenheit des Antiken und des Modernen, den erſten Grund zu einer materialen Alterthumslehre. Erſt wenn der Standpunkt und die Bedingungen der abſoluten Identität des Antiken, und Modernen, die war iſt oder ſeyn wird, gefunden iſt, darf man ſagen, daß wenigſtens der Kontour der Wiſſenſchaft fertig ſey, und nun an die methodiſche Ausführung gedacht werden könne.

Der Agrikola des Tacitus iſt eine klaſſiſch prächtige, hiſtoriſche Kanoniſazion eines konſulariſchen Oekonomen. Nach der Denkart die darin herrſcht, iſt die höchſte Beſtimmung des Menſchen, mit Erlaubniß des Imperators zu triumphiren.

Jeder hat noch in den Alten gefunden, was er brauchte, oder wünſchte; vorzüglich ſich ſelbſt.

Cicero war ein großer Virtuoſe der Urbanität, der ein Redner, ja ſogar ein Philoſoph ſeyn wollte, und ein ſehr genialiſcher Antiquar, Litterator, und Polyhiſtor altrömiſcher Tugend und altrömiſcher Feſtivität hätte werden können.

Je populärer ein alter Autor iſt, je romantiſcher iſt er. Dies iſt das Prinzip der neuen Auswahl, welche die Modernen aus der alten Auswahl der Klaſſi-

ker durch die That gemacht haben, oder vielmehr immer noch machen.

Wer friſch vom Ariſtophanes, dem Olymp der Komödie, kommt, dem erſcheint die romantiſche Perſifflage wie eine lang ausgeſponnene Faſer aus einem Gewebe der Athene, wie eine Flocke himmliſchen Feuers, von der das beſte im Herabfallen auf die Erde verflog.

Die rohen kosmopolitiſchen Verſuche der Carthager und andrer Völker des Alterthums erſcheinen gegen die politiſche Univerſalität der Römer, wie die Naturpoeſie ungebildeter Nazionen gegen die klaſſiſche Kunſt der Griechen. Nur die Römer waren zufrieden mit dem Geiſt des Despotismus, und verachteten den Buchſtaben; nur ſie haben naive Tyrannen gehabt.

Der komiſche Witz iſt eine Miſchung des epiſchen und des jambiſchen. Ariſtophanes iſt zugleich Homer und Archilochus.

Ovid hat viel Aehnlichkeit mit dem Euripides. Dieſelbe rührende Kraft, derſelbe rhetoriſche Glanz und oft unzeitige Scharfſinn, dieſelbe tändelnde Fülle, Eitelkeit und Dünnheit.

Das beſte im Martial iſt das, was Katulliſch ſcheinen könnte.

In manchem Gedicht der ſpätern Alten, wie zum Beyſpiel in der Moſella des Auſonius, iſt ſchon nichts mehr antik, als das antiquariſche.

Weder die Attiſche Bildung des Xenophon, noch ſein Streben nach Doriſcher Harmonie, noch ſeine Sokratiſche Anmuth, durch die er liebenswürdig ſcheinen kann, dieſe hinreißende Einfalt, Klarheit und eigne Süßigkeit des Styls, kann dem unbefangnen Gemüth die Gemeinheit verbergen, die der innerſte Geiſt ſeines Lebens, und ſeiner Werke iſt. Die Memorabilien beweiſen, wie unfähig er war, die Größe ſeines Meiſters zu begreifen, und die Anabaſe, das intereſſanteſte und ſchönſte ſeiner Werke, wie klein er ſelbſt war.

Sollte die cykliſche Natur des höchſten Weſens bey Plato und Ariſtoteles nicht die Perſonifikazion einer philoſophiſchen Manier ſeyn?

Hat man nicht bey Unterſuchung der älteſten griechiſchen Mythologie viel zu wenig Rückſicht auf den Inſtinkt des menſchlichen Geiſtes zu paralleliſiren und zu antitheſiren genommen? Die Homeriſche Götterwelt iſt eine einfache Variazion der Homeriſchen Menſchenwelt; die Heſiodiſche, welcher der heroiſche Gegenſatz fehlt, ſpaltet ſich in mehre entgegengeſetzte Göttergeſchlechter. In der alten Ariſtoteliſchen Bemerkung, daß man die Menſchen aus ihren Göttern kennen lerne, liegt nicht bloß die von ſelbſt einleuchtende Subjektivität aller Theologie, ſondern auch die

unbegreiflichere angebohrne geiſtige Duplicität des Menſchen.

Die Geſchichte der erſten Römiſchen Caeſaren iſt wie die Symphonie und das Thema der Geſchichte aller nachfolgenden.

Die Fehler der griechiſchen Sophiſten waren mehr Fehler aus Ueberfluß als aus Mangel. Selbſt in der Zuverſicht und Arroganz, mit der ſie alles zu wiſſen, ja auch wohl zu können glaubten und vorgaben, liegt etwas ſehr philoſophiſches, nicht der Abſicht, aber dem Inſtinkt nach: denn der Philoſoph hat doch nur die Alternative, Alles oder Nichts wiſſen zu wollen. Das, woraus man nur Etwas, oder Allerley lernen ſoll, iſt ſicher keine Philoſophie.

Im Plato finden ſich alle reinen Arten der Griechiſchen Proſa in klaſſiſcher Individualität unvermiſcht, und oft ſchneidend neben einander: die logiſche, die phyſiſche, die mimiſche, die panegyriſche, und die mythiſche. Die mimiſche iſt die Grundlage und das allgemeine Element: die andern kommen oft nur epiſodiſch vor. Dann hat er noch eine ihm beſonders eigne Art, worin er am meiſten Plato iſt, die dithyrambiſche. Man könnte ſie eine Miſchung der mythiſchen, und panegyriſchen nennen, wenn ſie nicht auch etwas von dem gedrängten und einfach Würdigen der phyſiſchen hätte.

Nazionen und Zeitalter zu charakteriſiren, das Große groß zu zeichnen, das iſt das eigentliche Talent des poetiſchen Tacitus. In hiſtoriſchen Porträten iſt der kritiſche Suetonius der größere Meiſter.

Faſt alle Kunſturtheile ſind zu allgemein oder zu ſpeziell. Hier in ihren eignen Produkten ſollten die Kritiker die ſchöne Mitte ſuchen, und nicht in den Werken der Dichter.

Cicero würdigt die Philoſophieen nach ihrer Tauglichkeit für den Redner: eben ſo läßt ſich fragen, welche die angemeſſenſte für den Dichter ſey. Gewiß kein Syſtem, das mit den Ausſprüchen des Gefühls und Gemeinſinnes im Widerſpruch ſteht; oder das Wirkliche in Schein verwandelt; oder ſich aller Entſcheidung enthält; oder den Schwung zum Ueberſinnlichen hemmt; oder die Menſchheit von den äußern Gegenſtänden erſt zuſammenbettelt. Alſo weder der Eudämonismus, noch der Fatalismus, noch der Idealismus, noch der Skeptizismus, noch der Materialismus, noch der Empirismus. Und welche Philoſophie bleibt dem Dichter übrig? Die ſchaffende, die von der Freyheit, und dem Glauben an ſie ausgeht, und dann zeigt wie der menſchliche Geiſt ſein Geſetz allem aufprägt, und wie die Welt ſein Kunſtwerk iſt.

Das Demonſtriren a priori führt doch eine ſelige Beruhigung bey ſich, während die Beobachtung immer etwas halbes und unvollendetes bleibt. Ariſtoteles

machte durch den bloßen Begriff die Welt kugelrund: nicht das kleinſte Eckchen heraus, oder hineinwärts ließ er ihr. Er zog deswegen auch die Kometen in die Atmoſphäre der Erde, und fertigte die wahren Sonnenſyſteme der Pythagoräer kurz ab. Wie lange werden unſre Aſtronomen, die durch Herſchelſche Teleskope ſehen, zu thun haben, ehe ſie wieder zu einer ſo beſtimmten klaren und kugelrunden Einſicht über die Welt gelangen?

Warum ſchreiben die Deutſchen Frauen nicht häufiger Romane? Was ſoll man daraus auf ihre Geſchicklichkeit Romane zu ſpielen für einen Schluß ziehen? Hängen dieſe beyden Künſte unter einander zuſammen, oder ſteht dieſe mit jener in umgekehrtem Verhältniſſe? Das letzte ſollte man beynah aus dem Umſtande vermuthen, daß ſo viele Romane von Engliſchen, ſo wenige von Franzöſiſchen Frauen herrühren. Oder ſind die geiſtreichen und reizenden Franzöſinnen in dem Fall affairirter Staatsmänner, die nicht anders dazu kommen ihre Memoiren zu ſchreiben, als wenn ſie etwa des Dienſtes entlaſſen werden? Und wann glaubt wohl ſolch ein weiblicher Geſchäftsmann ſeinen Abſchied zu haben? Bey der ſteifen Etikette der weiblichen Tugend in England, und dem zurückgezogenen Leben, wozu die Ungeſchliffenheit des männlichen Umgangs die Frauen dort oft nöthigt, ſcheint die häufige Romanenautorſchaft der Engländerinnen auf das Bedürfniß freyerer Verhältniſſe zu deuten. Man ſonnt ſich wenigſtens im Mondſchein, wenn man

durch das Spazierengehn am Tage ſeine Haut zu ſchwärzen fürchtet.

Ein Franzöſiſcher Beurtheiler hat in Hemſterhuys Schriften le flegme allemand gefunden; ein andrer nach einer Franzöſiſchen Ueberſetzung von Müllers Geſchichte der Schweiz gemeynt, das Buch enthalte gute Materialien für einen künftigen Geſchichtſchreiber. Solche überſchwengliche Dummheiten ſollten in den Jahrbüchern des menſchlichen Geiſtes aufbewahrt werden, man kann ſie mit allem Verſtande nicht ſo erfinden. Sie haben auch die Ähnlichkeit mit genialiſchen Einfällen, daß jedes als Kommentar hinzugefügte Wort ihnen das Pikante nehmen würde.

Man kann ſagen, daß es ein charakteriſtiſches Kennzeichen des dichtenden Genies iſt, viel mehr zu wiſſen, als es weiß, daß es weiß.

Im Styl des ächten Dichters iſt nichts Schmuck, alles nothwendige Hieroglyphe.

Die Poeſie iſt Muſik für das innere Ohr, und Mahlerey für das innere Auge; aber gedämpfte Muſik, aber verſchwebende Mahlerey.

Mancher betrachtet Gemählde am liebſten mit verſchloßnen Augen, damit die Fantaſie nicht geſtört werde.

Von vielen Plafonds kann man recht eigentlich ſagen, daß der Himmel voll Geigen hängt.

Für die ſo oft verfehlte Kunſt, Gemählde mit Worten zu mahlen, läßt ſich im Allgemeinen wohl keine andre Vorſchrift ertheilen, als mit der Manier, den Gegenſtänden gemäß, aufs mannichfaltigſte zu wechſeln. Manchmal kann der dargeſtellte Moment aus einer Erzählung lebendig hervorgehn. Zuweilen iſt eine faſt mathematiſche Genauigkeit in lokalen Angaben nöthig. Meiſtens muß der Ton der Beſchreibung das Beſte thun, um den Leſer über das Wie zu verſtändigen. Hierin iſt Diderot Meiſter. Er muſizirt viele Gemählde wie der Abt Vogler.

Darf irgend etwas von Deutſcher Mahlerey im Vorhofe zu Raphaels Tempel aufgeſtellt werden, ſo kommen Albrecht Dürer und Holbein gewiß näher am Heiligthume zu ſtehn, als der gelehrte Mengs.

Tadelt den beſchränkten Kunſtgeſchmack der Holländer nicht. Fürs erſte wiſſen ſie ganz beſtimmt was ſie wollen. Fürs zweyte haben ſie ſich ihre Gattungen ſelbſt erſchaffen. Läßt ſich eins von beyden von der Engliſchen Kunſtliebhaberey rühmen?

Die bildende Kunſt der Griechen iſt ſehr ſchamhaft, wo es auf die Reinheit des Edlen ankommt; ſie deutet zum Beyſpiel an nackten Figuren der Götter und Helden das irdiſche Bedürfniß auf das be-

ſcheidenſte an. Freylich weiß ſie nichts von einer gewiſſen halben Delikateſſe, und zeigt daher die viehiſchen Lüſte der Satyrn ohne alle Verhüllung. Jedes Ding muß in ſeiner Art bleiben. Dieſe unbezähmbaren Naturen waren ſchon durch ihre Geſtalt aus der Menſchheit hinausgeſtoßen. Eben ſo war es vielleicht nicht bloß ein ſinnliches, ſondern ein ſittliches Raffinement, das die Hermaphroditen erſchuf. Da die Wolluſt einmal auf dieſen Abweg gerathen war, ſo dichtete man eigne urſprünglich dazu beſtimmte Geſchöpfe.

Rubens Anordnung iſt oft dithyrambiſch, während die Geſtalten träge und auseinander geſchwommen bleiben. Das Feuer ſeines Geiſtes kämpft mit der klimatiſchen Schwerfälligkeit. Wenn in ſeinen Gemählden mehr innre Harmonie ſeyn ſollte, mußte er weniger Schwungkraft haben, oder kein Flamänder ſeyn.

Sich eine Gemähldeausſtellung von einem Diderot beſchreiben laſſen, iſt ein wahrhaft kaiſerlicher Luxus.

Hogarth hat die Häßlichkeit gemahlt, und über die Schönheit geſchrieben.

Peter Laar's Bambocciaten ſind Niederländiſche Koloniſten in Italien. Das heißere Klima ſcheint ihr Kolorit gebräunt, Charakter und Ausdruck aber durch rüſtigere Kraft veredelt zu haben.

Der Gegenſtand kann die Dimenſionen vergeſſen machen: man fand es nicht unſchicklich, daß der Olympiſche Jupiter nicht aufſtehen durfte, weil er das Dach eingeſtoßen hätte, und Herkules auf einem geſchnittnen Steine erſcheint noch übermenſchlich groß. Über den Gegenſtand können nur verkleinernde Dimenſionen täuſchen. Das Gemeine wird durch eine koloſſale Ausführung gleichſam multiplizirt.

Wir lachen mit Recht über die Chineſen, die beym Anblick Europäiſcher Porträte mit Licht und Schatten, fragten, ob die Perſonen denn wirklich ſo fleckig wären? Aber würden wir es wagen, über einen alten Griechen zu lächeln, dem man ein Stück mit Rembrandſchen Helldunkel gezeigt, und der in ſeiner Unſchuld gemeynt hätte: ſo mahlte man wohl im Lande der Cimmerier?

Kein kräftigeres Mittel gegen niedrige Wolluſt als Anbetung der Schönheit. Alle höhere bildende Kunſt iſt daher keuſch, ohne Rückſicht auf die Gegenſtände; ſie reinigt die Sinne, wie die Tragödie nach Ariſtoteles die Leidenſchaften. Ihre zufälligen Wirkungen kommen hiebey nicht in Betracht, denn in ſchmutzigen Seelen kann ſelbſt eine Veſtalinn Begierden erregen.

Gewiſſe Dinge bleiben unübertroffen, weil die Bedingungen, unter denen ſie erreicht werden, zu herabwürdigend ſind. Wenn nicht etwa einmal ein verſoffner Gaſtwirth wie Jan Steen ein Künſtler wird,

einem Künſtler kann man nicht zumuthen ein verſoffner Gaſtwirth zu werden.

Das wenige, was in Diderots Essai sur la peinture nicht taugt, iſt das Sentimentale. Er hat aber den Leſer, den es irre führen könnte, durch ſeine unvergleichliche Frechheit ſelbſt zurecht gewieſen.

Die einförmigſte und flachſte Natur erzieht am beſten zum Landſchaftsmahler. Man denke an den Reichthum der Holländiſchen Kunſt in dieſem Fache. Armuth macht haushälteriſch: es bildet ſich ein genügſamer Sinn, den ſelbſt der leiſeſte Wink höheres Lebens in der Natur erfreut. Wenn der Künſtler dann auf Reiſen romantiſche Szenen kennen lernt, ſo wirken ſie deſto mächtiger auf ihn. Auch die Einbildungskraft hat ihre Antitheſen: der größte Mahler ſchauerlicher Wüſteneyen, Salvator Roſa, war zu Neapel geboren.

Die Alten, ſcheint es, liebten auch in der Miniatur das Unvergängliche: die Steinſchneidekunſt iſt die Miniatur der Bildnerey.

Die alte Kunſt ſelbſt will nicht ganz wiederkommen, ſo raſtlos auch die Wiſſenſchaft alle angehäuften Schätze der Natur bearbeitet. Zwar ſcheint es oft: aber es fehlt immer noch etwas, nämlich grade das, was nur aus dem Leben kommt und was kein Modell geben kann. Die Schickſale der alten Kunſt

indeſſen kommen mit buchſtäblicher Genauigkeit wieder. Es iſt als ſey der Geiſt des Mummius, der ſeine Kennerſchaft an den Korinthiſchen Kunſtſchätzen ſo gewaltig übte, jetzt von den Todten auferſtanden.

Wenn man ſich nicht durch Künſtlernamen und gelehrte Anſpielungen blenden läßt, ſo findet man bey alten und neuen Dichtern den Sinn für bildende Kunſt ſeltner als man erwarten ſollte. Pindar kann vor allen der plaſtiſche unter den Dichtern heißen, und der zarte Styl der alten Vaſengemählde erinnert an ſeine Doriſche Weichheit und ſüße Pracht. Propertius, der in acht Zeilen eben ſo viel Künſtler charakteriſiren konnte, iſt eine Ausnahme unter den Römern. Dante zeigt durch ſeine Behandlung des Sichtbaren große Mahleranlagen, doch hat er mehr Beſtimmtheit der Zeichnung als Perſpektive. Es fehlte ihm an Gegenſtänden, dieſen Sinn zu üben: denn die neuere Kunſt war damals in ihrer Kindheit, die alte lag noch im Grabe. Aber was brauchte der von Mahlern zu lernen, von dem Michel Angelo lernen konnte? Im Arioſt trifft man auf ſtarke Spuren, daß er im blühendſten Zeitalter der Mahlerey lebte, ſein Geſchmack daran hat ihn bey Schilderung der Schönheit manchmal über die Gränzen der Poeſie fortgeriſſen. Bey Goethen iſt dieß nie der Fall. Er macht die bildenden Künſte manchmal zum Gegenſtande ſeiner Dichtungen, außerdem iſt ihre Erwähnung darin niemals angebracht, oder herbey gezogen. Die Fülle des ruhigen Beſitzers drängt ſich nicht an den Tag,

ſie verheimlicht ſich auch nicht. Alle ſolche Stellen hinweggenommen, würde doch die Kunſtliebe und Einſicht des Dichters, in der Gruppirung ſeiner Figuren, in der einfachen Großheit ſeiner Umriſſe unverkennbar ſeyn.

Als ein Merkmahl der Ächtheit antiker Münzen kennt man in der Numismatik den ſogenannten edlen Roſt. Die verfälſchende Kunſt hat alles beſſer nachahmen gelernt, als dieß Gepräge der Zeiten. Solch einen edlen Roſt giebt es auch an Menſchen, Helden, Weiſen, Dichtern. Johannes Müller iſt ein vortrefflicher Numismatiker des Menſchengeſchlechts.

Hat Condorcet ſich nicht ein ſchöneres Denkmal geſetzt, da er, von Todesgefahren umringt, ſein Buch von den progrès de l'esprit humain ſchrieb, als wenn er die kurze Friſt dazu angewandt hätte, ſein endliches Individuum ſtatt jener unendlichen Ausſichten hinzuſtellen? Wie konnte er beſſer an die Nachwelt appelliren, als durch das Vergeſſen ſeiner ſelbſt im Umgange mit ihr?

Keine Autobiographien werden geſchrieben: entweder von Nervenkranken, die immer an ihr Ich gebannt ſind, wohin Rouſſeau mit gehört; oder von einer derben künſtleriſchen oder abentheuerlichen Eigenliebe, wie die des Benvenuto Cellini; oder von gebornen Geſchichtsſchreibern, die ſich ſelbſt nur ein Stoff hiſtoriſcher Kunſt ſind; oder von Frauen, die auch

mit der Nachwelt kokettiren; oder von ſorglichen Gemüthern, die vor ihrem Tode noch das kleinſte Stäubchen in Ordnung bringen möchten, und ſich ſelbſt nicht ohne Erläuterungen aus der Welt gehen laſſen können; oder ſie ſind ohne weiteres bloß als plaidoyers vor dem Publikum zu betrachten. Eine große Klaſſe unter den Autobiographen machen die Autopſeuſten aus.

Schwerlich hat irgend eine andre Litteratur ſo viele Ausgeburten der Originalitätsſucht aufzuweiſen als unſre. Es zeigt ſich auch hierin daß wir Hyperboreer ſind. Bey den Hyperboreern wurden nämlich dem Apollo Eſel geopfert, an deren wunderlichen Sprüngen er ſich ergötzte.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausſchließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß dieſe Dinge innig vereinbar ſind, daß in der ſchönen Darſtellung die Natur idealiſch und das Ideal natürlich ſeyn ſoll.

Die Meynung von der Erhabenheit des Engliſchen Nazionalcharakters iſt unſtreitig zuerſt durch die Gaſtwirthe veranlaßt; aber Romane und Schauſpiele haben ſie begünſtigt, und dadurch einen nicht zu verwerfenden Beytrag zu der Lehre von der erhabenen Lächerlichkeit geliefert.

„Ich will einem Narren niemals trauen“ ſagt ein ſehr geſcheidter Narr beym Shakſpeare, „bis ich ſein Gehirn ſehe.“ Man möchte dieſe Bedingung des Zutrauens gewiſſen angeblichen Philoſophen zumuthen; was gilts, man fände papier maché aus Kantiſchen Schriften verfertigt.

Diderot iſt im Fataliſten, in den Verſuchen über die Mahlerey, und überall wo er recht Diderot iſt, bis zur Unverſchämtheit wahr. Er hat die Natur nicht ſelten im reizenden Nachtkleide überraſcht, er hat ſie mitunter auch ihre Nothdurft verrichten ſehen.

Seit die Nothwendigkeit des Ideals in der Kunſt ſo dringend eingeſchärft worden iſt, ſieht man die Lehrlinge treuherzig hinter dieſem Vogel herlaufen, um ihm, ſo bald ſie etwa nahe genug wären, das Salz der Äſthetik auf den Schwanz zu ſtreuen.

Moriz liebte den Griechiſchen Gebrauch der geſchlechtloſen Adjektive für Abſtrakte, und ſuchte etwas geheimnißvolles darin. Man könnte in ſeiner Sprache von der Mythologie und Anthuſa ſagen, daß das Menſchliche dem Heiligen ſich hier überall zu nähern und das Denkende im Sinnbildlichen ſich wieder zu erkennen ſucht, aber ſich manchmal ſelbſt nicht verſteht.

Mag es noch ſo gut ſeyn, was jemand vom Katheder herab ſagt: die beſte Freude iſt weg, weil man

ihm nicht drein reden darf. Eben ſo mit dem lehrhaften Schriftſteller.

Sie pflegen ſich ſelbſt die Kritik zu nennen. Sie ſchreiben kalt, flach, vornehmthuend und über alle Maßen wäßericht. Natur, Gefühl, Adel und Größe des Geiſtes ſind für ſie gar nicht vorhanden, und doch thun ſie, als könnten ſie dieſe Dinge vor ihr Richterſtühlchen laden. Nachahmungen der ehemaligen Franzöſiſchen Schönenweltsverſemacherey, ſind das äußerſte Ziel ihrer lauwarmen Bewunderung. Korrektheit gilt ihnen für Tugend. Geſchmack iſt ihr Idol; ein Götze dem man nur ohne Freude dienen darf. — Wer erkennt nicht in dieſem Porträt die Prieſter im Tempel der ſchönen Wiſſenſchaften, welche von dem Geſchlecht ſind wie die Prieſter der Cybele?

Ein Fragment muß gleich einem kleinen Kunſtwerke von der umgebenden Welt ganz abgeſondert und in ſich ſelbſt vollendet ſeyn wie ein Igel.

Die Freygeiſterey geht immer in dieſer Stufenleiter fort: zuerſt wird der Teufel angegriffen, dann der heilige Geiſt, demnächſt der Herr Chriſtus, und zuletzt Gott der Vater.

Es giebt Tage wo man ſehr glücklich geſtimmt iſt, und leicht neue Entwürfe machen, ſie aber eben ſo wenig mittheilen, als wirklich etwas hervorbringen kann. Nicht Gedanken ſind es; nur Seelen von Gedanken.

Sollte ſich eine durch Konvenienzen gefeſſelte Sprache, wie etwa die Franzöſiſche, nicht durch einen Machtſpruch des allgemeinen Willens republikaniſiren können? Die Herrſchaft der Sprache über die Geiſter iſt offenbar: aber ihre heilige Unverletzlichkeit folgt daraus eben ſo wenig, als man im Naturrecht den ehemals behaupteten göttlichen Urſprung aller Staatsgewalt gelten laſſen kann.

Man erzählt, Klopſtock habe den Franzöſiſchen Dichter Rouget de Lisle, der ihn beſuchte, mit der Anrede begrüßt: wie er es wage in Deutſchland zu erſcheinen, da ſein Marſeiller Marſch funfzigtauſend braven Deutſchen das Leben gekoſtet? Dieſer Vorwurf war unverdient. Schlug Simſon die Philiſter nicht mit einem Eſelskinnbacken? Hat aber der Marſeiller Marſch wirklich Antheil an den Siegen Frankreichs, ſo hat wenigſtens Rouget de Lisle die mörderiſche Gewalt ſeiner Poeſie in dieſem einen Stücke erſchöpft: mit allen ſeinen übrigen zuſammengenommen, würde man keine Fliege todt ſchlagen.

Die Menge nicht zu achten, iſt ſittlich; ſie zu ehren, iſt rechtlich.

Werth iſt vielleicht kein Volk der Freyheit, aber das gehört vor das forum Dei.

Nur derjenige Staat verdient Ariſtokratie genannt zu werden, in welchem wenigſtens die kleinere

Maſſe, welche die größere deſpotiſirt, eine republikaniſche Verfaſſung hat.

Die vollkommne Republik müßte nicht bloß demokratiſch, ſondern zugleich auch ariſtokratiſch und monarchiſch ſeyn; innerhalb der Geſetzgebung der Freyheit und Gleichheit müßte das Gebildete das Ungebildete überwiegen und leiten, und alles ſich zu einem abſoluten Ganzen organiſiren.

Kann eine Geſetzgebung wohl ſittlich heißen, welche die Angriffe auf die Ehre der Bürger weniger hart beſtraft, als die auf ihr Leben?

Die Franzöſiſche Revoluzion, Fichte's Wiſſenſchaftslehre, und Goethe's Meiſter ſind die größten Tendenzen des Zeitalters. Wer an dieſer Zuſammenſtellung Anſtoß nimmt, wem keine Revoluzion wichtig ſcheinen kann, die nicht laut und materiell iſt, der hat ſich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geſchichte der Menſchheit erhoben. Selbſt in unſern dürftigen Kulturgeſchichten, die meiſtens einer mit fortlaufendem Kommentar begleiteten Variantenſammlung, wozu der klaſſiſche Text verlohren ging, gleichen, ſpielt manches kleine Buch, von dem die lärmende Menge zu ſeiner Zeit nicht viel Notiz nahm, eine größere Rolle, als alles was dieſe trieb.

Alterthümlichkeit der Worte, und Neuheit der Wortſtellungen, gedrungne Kürze und nebenausbildende

Fülle, die auch die unerklärlichern Züge der charakteriſirten Individuen wieder giebt; das ſind die weſentlichen Eigenſchaften des hiſtoriſchen Styls. Die weſentlichſte von allen iſt Adel, Pracht, Würde. Vornehm wird der hiſtoriſche Styl durch die Gleichartigkeit und Reinheit einheimiſcher Worte von ächtem Stamm, und durch Auswahl der bedeutendſten, gewichtigſten und koſtbarſten; durch groß gezeichneten, und deutlich, lieber zu hart als unklar, artikulirten Periodenbau, wie der des Thucydides; durch nackte Gediegenheit, erhabene Eil und großartige Fröhlichkeit der Stimmung und Farbe, nach Art des Caeſar; beſonders aber durch jene innige und hohe Bildung eines Tacitus, welche die trocknen Fakta der reinen Empirie ſo poetiſiren, urbaniſiren und zur Philoſophie erheben läutern und generaliſiren muß, als ſey ſie von Einem der zugleich ein vollendeter Denker, Künſtler, und Held wäre, aufgefaßt, und vielfach durchgearbeitet, ohne daß doch irgendwo rohe Poeſie, reine Philoſophie oder iſolirter Witz die Harmonie ſtörte. Das alles muß in der Hiſtorie verſchmolzen ſeyn, wie auch die Bilder und Antitheſen nur angedeutet oder wieder aufgelöſt ſeyn müßen, damit der ſchwebende und fließende Ausdruck dem lebendigen Werden der beweglichen Geſtalten entſpreche.

Man wundert ſich immer mißtrauiſch, wenn man zu wiſſen ſcheint: das und das wird ſo ſeyn. Und doch iſt es grade eben ſo wunderbar, daß wir wiſſen können: das und das iſt ſo; was niemanden auffällt weil es immer geſchieht.

Im Gibbon hat ſich die gemeine Bigotterie der Engländiſchen Pedanten für die Alten auf klaſſiſchem Boden bis zu ſentimentalen Epigrammen über die Ruinen der verſunknen Herrlichkeit veredelt, doch konnte ſie ihre Natur nicht ganz ablegen. Er zeigt verſchiedentlich für die Griechen gar keinen Sinn gehabt zu haben. Und an den Römern liebt er doch eigentlich nur die materielle Pracht, vorzüglich aber, nach Art ſeiner zwiſchen Merkantilität und Mathematik getheilten Nazion, die quantitative Erhabenheit. Die Türken ſollte man denken, hätten es ihm eben auch gethan.

Iſt aller Witz Prinzip und Organ der Univerſalphiloſophie, und alle Philoſophie nichts andres als der Geiſt der Univerſalität, die Wiſſenſchaft aller ſich ewig miſchenden und wieder trennenden Wiſſenſchaften, eine logiſche Chemie: ſo iſt der Werth und die Würde jenes abſoluten, enthuſiaſtiſchen, durch und durch materialen Witzes, worin Baco und Leibniz, die Häupter der ſcholaſtiſchen Proſa, jener einer der erſten, dieſer einer der größten Virtuoſen war, unendlich. Die wichtigſten wiſſenſchaftlichen Entdeckungen ſind bonmots der Gattung. Das ſind ſie durch die überraſchende Zufälligkeit ihrer Entſtehung, durch das Kombinatoriſche des Gedankens, und durch das Barokke des hingeworfenen Ausdrucks. Doch ſind ſie dem Gehalt nach freylich weit mehr als die ſich in Nichts auflöſende Erwartung des rein poetiſchen Witzes. Die beſten ſind echappées de vue ins Unend-

liche. Leibnizens geſammte Philoſophie beſteht aus wenigen in dieſem Sinne witzigen Fragmenten und Projekten. Kant der Kopernikus der Philoſophie hat von Natur vielleicht noch mehr ſynkretiſtiſchen Geiſt und kritiſchen Witz als Leibnitz: aber ſeine Situazion und ſeine Bildung iſt nicht ſo witzig; auch geht es ſeinen Einfällen wie beliebten Melodieen: die Kantianer haben ſie todt geſungen; daher kann man ihm leicht Unrecht thun, und ihn für weniger witzig halten, als er iſt. Freylich iſt die Philoſophie erſt dann in einer guten Verfaſſung, wenn ſie nicht mehr auf genialiſche Einfälle zu warten, und zu rechnen braucht, und zwar nur durch enthuſiaſtiſche Kraft, und mit genialiſcher Kunſt aber doch in ſicherer Methode ſtetig fortſchreiten kann. Aber ſollen wir die einzigen noch vorhandenen Produkte des ſyntheſirenden Genie's darum nicht achten, weil es noch keine kombinatoriſche Kunſt und Wiſſenſchaft giebt? Und wie kann es dieſe geben, ſo lange wir die meiſten Wiſſenſchaften nur noch buchſtabiren wie Quintaner, und uns einbilden, wir wären am Ziel, wenn wir in einem der vielen Dialekte der Philoſophie dekliniren und konjugiren können, und noch nichts vom Syntax ahnden, noch nicht den kleinſten Perioden konſtruiren können?

A. Sie behaupten immer Sie wären ein Chriſt. Was verſtehn Sie unter Chriſtenthum? — B. Was die Chriſten als Chriſten ſeit achtzehn Jahrhunderten machen, oder machen wollen. Der Chriſtianismus ſcheint mir ein Faktum zu ſeyn. Aber ein erſt ange-

fangnes Faktum, das alſo nicht in einem Syſtem hiſtoriſch dargeſtellt, ſondern nur durch divinatoriſche Kritik charakteriſirt werden kann.

Der revoluzionäre Wunſch, das Reich Gottes zu realiſiren, iſt der elaſtiſche Punkt der progreſſiven Bildung, und der Anfang der modernen Geſchichte. Was in gar keiner Beziehung auf's Reich Gottes ſteht, iſt in ihr nur Nebenſache.

Die ſogenannte Staatenhiſtorie, welche nichts iſt als eine genetiſche Definizion vom Phänomen des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes einer Nazion, kann nicht für eine reine Kunſt oder Wiſſenſchaft gelten. Sie iſt ein wiſſenſchaftliches Gewerbe, das durch Freymüthigkeit und Oppoſizion gegen Fauſtrecht und Mode geadelt werden kann. Auch die Univerſalhiſtorie wird ſophiſtiſch, ſobald ſie dem Geiſte der allgemeinen Bildung der ganzen Menſchheit irgend etwas vorzieht, wäre auch eine moraliſche Idee das heteronomiſche Prinzip, ſo bald ſie für eine Seite des hiſtoriſchen Univerſums Parthey nimmt; und nichts ſtört mehr in einer hiſtoriſchen Darſtellung als rhetoriſche Seitenblicke und Nutzanwendungen.

Johannes Müller thut in ſeiner Geſchichte oft Blicke aus der Schweiz in die Weltgeſchichte; ſeltner aber betrachtet er die Schweiz mit dem Auge eines Weltbürgers.

Strebt eine Biographie zu generaliſiren, ſo iſt ſie ein hiſtoriſches Fragment. Konzentrirt ſie ſich ganz darauf, die Individualität zu charakteriſiren: ſo iſt ſie eine Urkunde oder ein Werk der Lebenskunſtlehre.

Da man immer ſo ſehr gegen die Hypotheſen redet, ſo ſollte man doch einmahl verſuchen, die Geſchichte ohne Hypotheſe anzufangen. Man kann nicht ſagen, daß etwas iſt, ohne zu ſagen, was es iſt. Indem man ſie denkt, bezieht man Fakta ſchon auf Begriffe, und es iſt doch wohl nicht einerley, auf welche. Weiß man dieß, ſo beſtimmt und wählt man ſich ſelbſt unter den möglichen Begriffen die nothwendigen, auf die man Fakta jeder Art beziehen ſoll. Will man es nicht anerkennen, ſo bleibt die Wahl dem Inſtinkt, dem Zufall, oder der Willkühr überlaſſen, man ſchmeichelt ſich reine ſolide Empirie ganz a posteriori zu haben, und hat eine höchſt einſeitige, höchſt dogmatiziſtiſche und transcendente Anſicht a priori.

Der Schein der Regelloſigkeit in der Geſchichte der Menſchheit entſteht nur durch die Kolliſionsfälle heterogener Sphären der Natur, die hier alle zuſammentreffen und in einander greifen. Dann ſonſt hat die unbedingte Willkühr in dieſem Gebiet der freyen Nothwendigkeit und nothwendigen Freyheit, weder konſtitutive noch legislative Gewalt, und nur den täuſchenden Titel der exekutiven und richterlichen. Der ſkizzirte Gedanke einer hiſtoriſchen Dynamik macht dem Geiſte des Condorcet ſo viel Ehre, als ſeinem

Herzen der mehr als franzöſiſche Enthuſiasmus für die beynah trivial gewordene Idee der unendlichen Vervollkommnung.

Die hiſtoriſche Tendenz ſeiner Handlungen beſtimmt die poſitive Sittlichkeit des Staatsmanns und Weltbürgers.

Die Araber ſind eine höchſt polemiſche Natur, die Annihilanten unter den Nazionen. Ihre Liebhaberey, die Originale zu vertilgen, oder wegzuwerfen, wenn die Ueberſetzung fertig war, charakteriſirt den Geiſt ihrer Philoſophie. Eben darum waren ſie vielleicht unendlich kultivirter, aber bei aller Kultur rein barbariſcher als die Europäer des Mittelalters. Barbariſch iſt nämlich, was zugleich antiklaſſiſch, und antiprogreſſiv iſt.

Die Myſterien des Chriſtianismus mußten durch den unaufhörlichen Streit, in den ſie Vernunft und Glauben verwickelten, entweder zur ſkeptiſchen Reſignazion auf alles nicht empiriſche Wiſſen, oder auf kritiſchen Idealismus führen.

Der Katholizismus iſt das naive Chriſtenthum; der Proteſtantismus iſt ſentimentaler, und hat außer ſeinem polemiſchen revoluzionären Verdienſt auch noch das poſitive, durch die Vergötterung der Schrift die einer univerſellen und progreßiven Religion auch weſentliche Philologie veranlaßt zu haben. Nur fehlt es

dem proteſtantiſchen Chriſtenthum vielleicht noch an Urbanität. Einige bibliſche Hiſtorien in ein Homeriſches Epos zu traveſtiren, andre mit der Offenheit des Herodot und der Strenge des Tacitus im Styl der klaſſiſchen Hiſtorie darzuſtellen, oder die ganze Bibel als das Werk Eines Autors zu rezenſiren; das würde allen parador, vielen ärgerlich, einigen doch unſchicklich und überflüßig ſcheinen. Aber darf irgend etwas wohl überflüßig ſcheinen, was die Religion liberaler machen könnte?

Da alle Sachen die recht Eins ſind, zugleich Drey zu ſeyn pflegen, ſo läßt ſich nicht abſehen warum es mit Gott grade anders ſeyn ſollte. Gott iſt aber nicht bloß ein Gedanke, ſondern zugleich auch eine Sache, wie alle Gedanken, die nicht bloße Einbildungen ſind.

Die Religion iſt meiſtens nur ein Supplement oder gar ein Surrogat der Bildung, und nichts iſt religiös in ſtrengem Sinne, was nicht ein Produkt der Freyheit iſt. Man kann alſo ſagen: Je freyer, je religiöſer; und je mehr Bildung, je weniger Religion.

Es iſt ſehr einſeitig und anmaßend, daß es grade nur Einen Mittler geben ſoll. Für den vollkommnen Chriſten, dem ſich in dieſer Rückſicht der einzige Spinoſa am meiſten nähern dürfte, müßte wohl alles Mittler ſeyn.

Chriſtus iſt jetzt verſchiedentlich a priori deduzirt worden: aber ſollte die Madonna nicht eben ſo viel Anſpruch haben, auch ein urſprüngliches, ewiges, nothwendiges Ideal wenn gleich nicht der reinen, doch der weiblichen und männlichen Vernunft zu ſeyn?

Es iſt ein grobes, doch immer noch gemeines Mißverſtändniß, daß man glaubt, um ein Ideal darzuſtellen, müße ein ſo zahlreiches Aggregat von Tugenden wie möglich auf einen Namen zuſammengepackt, ein ganzes Kompendium der Moral in einem Menſchen aufgeſtellt werden; wodurch nichts erlangt wird als Auslöſchung der Individualität und Wahrheit. Das Ideale liegt nicht in der Quantität ſondern in der Qualität. Grandiſon iſt ein Exempel, und kein Ideal.

Humor iſt gleichſam der Witz der Empfindung. Er darf ſich daher mit Bewußtſeyn äußern: aber er iſt nicht ächt, ſobald man Vorſatz dabei wahrnimmt.

Es giebt eine Poeſie, deren Eins und Alles das Verhältniß des Idealen und des Realen iſt, und die alſo nach der Analogie der philoſophiſchen Kunſtſprache Tranſcendentalpoeſie heißen müßte. Sie beginnt als Satire mit der abſoluten Verſchiedenheit des Idealen und Realen, ſchwebt als Elegie in der Mitte, und endigt als Idylle mit der abſoluten Identität beyder. So wie man aber wenig Werth auf eine Tranſcendentalphiloſophie legen würde, die nicht kritiſch wäre,

nicht auch das Producirende mit dem Produkt darſtellte, und im Syſtem der tranſcendentalen Gedanken zugleich eine Charakteriſtik des tranſcendentalen Denkens enthielte: ſo ſollte wohl auch jene Poeſie die in modernen Dichtern nicht ſeltnen tranſcendentalen Materialien und Vorübungen zu einer poetiſchen Theorie des Dichtungsvermögens mit der künſtleriſchen Reflexion und ſchönen Selbſtbeſpiegelung, die ſich im Pindar, den lyriſchen Fragmenten der Griechen, und der alten Elegie, unter den Neuern aber in Goethe findet, vereinigen, und in jeder ihrer Darſtellungen ſich ſelbſt mit darſtellen, und überall zugleich Poeſie und Poeſie der Poeſie ſeyn.

Bey der Liebe der Alexandriniſchen und Römiſchen Dichter für ſchwierigen und unpoetiſchen Stoff liegt doch der große Gedanke zum Grunde: daß alles poetiſirt werden ſoll: keineswegs als Abſicht der Künſtler, aber als hiſtoriſche Tendenz der Werke. Und bey der Miſchung aller Kunſtarten der poetiſchen Eklektiker des ſpätern Alterthums, die Foderung, daß es nur Eine Poeſie geben ſolle wie Eine Philoſophie.

Im Ariſtophanes iſt die Immoralität gleichſam legal, und in den Tragikern iſt die Illegalität moraliſch.

Wie bequem iſt es doch daß mythologiſche Weſen allerley bedeuten, was man ſich zueignen möchte! Indem man unaufhörlich von ihnen ſpricht, glaubt einen der gutmüthige Leſer im Beſitz der bezeichneten

Eigenſchaft. Einer oder der andre von unſern Dichtern wäre ein geſchlagner Mann, wenn es keine Grazien gäbe.

Wenn jemand die Alten in Maſſe charakteriſiren will, das findet niemand paradox; und doch, ſo wenig wiſſen ſie meiſtens was ſie meynen, würde es ihnen auffallen wenn man behauptete: die alte Poeſie ſey ein Individuum im ſtrengſten und buchſtäblichſten Sinne des Worts; markirter von Phyſiognomie, origineller an Manieren und konſequenter in ihren Maximen als ganze Summen ſolcher Phänomene, welche wir in rechtlichen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen für Perſonen, ja ſogar für Individuen gelten laſſen müßen und gelten laſſen ſollen. Kann man etwas andres charakteriſiren als Individuen? Iſt, was ſich auf einen gewiſſen gegebnen Standpunkte nicht weiter multipliziren läßt, nicht eben ſo gut eine hiſtoriſche Einheit, als was ſich nicht weiter dividiren läßt? Sind nicht alle Syſteme Individuen, wie alle Individuen auch wenigſtens im Keime und der Tendenz nach Syſteme? Iſt nicht alle reale Einheit hiſtoriſch? Giebt es nicht Individuen, die ganze Syſteme von Individuen in ſich enthalten?

Das Trugbild einer geweſenen goldnen Zeit iſt eins der größten Hinderniſſe gegen die Annäherung der goldnen Zeit die noch kommen ſoll. Iſt die goldne Zeit geweſen, ſo war ſie nicht recht golden. Gold kann nicht roſten, oder verwittern: es geht aus allen

Vermiſchungen und Zerſetzungen unzerſtörbar ächt wieder hervor. Will die goldne Zeit nicht ewig fortgehend beharren, ſo mag ſie lieber gar nicht anheben, ſo taugt ſie nur zu Elegien über ihren Verluſt.

Die Komödien des Ariſtophanes ſind Kunſtwerke, die ſich von allen Seiten ſehen laſſen. Gozzi's Dramen haben einen Geſichtspunkt.

Ein Gedicht oder ein Drama, welches der Menge gefallen ſoll, muß ein wenig von allem haben, eine Art Mikrokosmus ſeyn. Ein wenig Unglück und ein wenig Glück, etwas Kunſt, und etwas Natur, die gehörige Quantität Tugend und eine gewiſſe Doſis Laſter. Auch Geiſt muß drin ſeyn nebſt Witz, ja ſogar Philoſophie, und vorzüglich Moral, auch Politik mitunter. Hilft ein Ingrediens nicht, ſo kann vielleicht das andre helfen. Und geſetzt auch, das Ganze könnte nicht helfen, ſo könnte es doch auch, wie manche darum immer zu lobende Medizin, wenigſtens nicht ſchaden.

Magie, Karikatur, und Materialität ſind die Mittel durch welche die moderne Komödie der alten Ariſtophaniſchen im Innern, wie durch demagogiſche Popularität im Äußern, ähnlich werden kann, und im Gozzi bis zur Erinnerung geworden iſt. Das Weſen der komiſchen Kunſt aber bleibt immer der enthuſiaſtiſche Geiſt und die klaſſiſche Form.

Dante's prophetiſches Gedicht iſt das einzige Syſtem der tranſcendentalen Poeſie, immer noch das höchſte ſeiner Art. Shakſpeare's Univerſalität iſt wie der Mittelpunkt der romantiſchen Kunſt. Goethe's rein poetiſche Poeſie iſt die vollſtändigſte Poeſie der Poeſie. Das iſt der große Dreyklang der modernen Poeſie, der innerſte und allerheiligſte Kreis unter allen engern und weitern Sphären der kritiſchen Auswahl der Klaſſiker der neuern Dichtkunſt.

Die einzelnen Großen ſtehen weniger iſolirt unter den Griechen und Römern. Sie hatten weniger Genie's, aber mehr Genialität. Alles Antike iſt genialiſch. Das ganze Alterthum iſt ein Genius, der einzige den man ohne Übertreibung abſolut groß, einzig und unerreichbar nennen darf.

Der dichtende Philoſoph, der philoſophirende Dichter iſt ein Prophet. Das didaktiſche Gedicht ſollte prophetiſch ſeyn, und hat auch Anlage, es zu werden.

Wer Fantaſie, oder Pathos, oder mimiſches Talent hat, müßte die Poeſie lernen können, wie jedes andre Mechaniſche. Fantaſie iſt zugleich Begeiſtrung und Einbildung; Pathos iſt Seele und Leidenſchaft; Mimik iſt Blick und Ausdruck.

Wie viele giebt es nicht jetzt, die zu weich und gutmüthig ſind, um Tragödien ſehen zu können, und zu edel und würdig, um Komödien hören zu wollen.

Ein großer Beweis für die zarte Sittlichkeit unſers Jahrhunderts, welches die Franzöſiſche Revoluzion nur hat verläumden wollen.

Eine eigentliche Kunſtlehre der Poeſie würde mit der abſoluten Verſchiedenheit der ewig unauflöslichen Trennung der Kunſt und der rohen Schönheit anfangen. Sie ſelbſt würde den Kampf beyder darſtellen, und mit der vollkommnen Harmonie der Kunſtpoeſie und Naturpoeſie endigen. Dieſe findet ſich nur in den Alten, und ſie ſelbſt würden nichts anders ſeyn, als eine höhere Geſchichte vom Geiſt der klaſſiſchen Poeſie. Eine Philoſophie der Poeſie überhaupt aber, würde mit der Selbſtändigkeit des Schönen beginnen, mit dem Satz, daß es vom Wahren und Sittlichen getrennt ſey und getrennt ſeyn ſolle, und daß es mit dieſem gleiche Rechte habe; welches für den, der es nur überhaupt begreifen kann, ſchon aus dem Satz folgt, daß Ich = Ich ſey. Sie ſelbſt würde zwiſchen Vereinigung und Trennung der Philoſophie und der Poeſie, der Praxis und der Poeſie, der Poeſie überhaupt und der Gattungen und Arten ſchweben, und mit der völligen Vereinigung enden. Ihr Anfang gäbe die Prinzipien der reinen Poetik, ihre Mitte die Theorie der beſondern eigenthümlich modernen Dichtarten, der didaktiſchen, der muſikaliſchen, der rhetoriſchen im höhern Sinn u. ſ. w. Eine Philoſophie des Romans, deren erſte Grundlinien Platos politiſche Kunſtlehre enthält, wäre der Schlußſtein. Flüchtigen Dilettanten ohne Enthuſiasmus, und ohne

Beleſenheit in den beſten Dichtern aller Art freylich müßte eine ſolche Poetik vorkommen, wie einem Kinde, das bildern wollte, ein trigonometriſches Buch. Die Philoſophie über einen Gegenſtand kann nur der brauchen, der den Gegenſtand kennt, oder hat; nur der wird begreifen können, was ſie will und meynt. Erfahrungen und Sinne kann die Philoſophie nicht inokuliren oder anzaubern. Sie ſoll es aber auch nicht wollen. Wer es ſchon gewußt hat, der erfährt freylich nichts neues von ihr; doch wird es ihm erſt durch ſie ein Wiſſen und dadurch neu von Geſtalt.

In dem edleren und urſprünglichen Sinne des Worts Korrekt, da es abſichtliche Durchbildung und Nebenausbildung des Innerſten und Kleinſten im Werke nach dem Geiſt des Ganzen, praktiſche Reflexion des Künſtlers, bedeutet, iſt wohl kein moderner Dichter korrekter als Shakſpeare. So iſt er auch ſyſtematiſch wie kein andrer: bald durch jene Antitheſen, die Individuen, Maſſen, ja Welten in mahleriſchen Gruppen kontraſtiren laſſen; bald durch muſikaliſche Symmetrie deſſelben großen Maßſtabes, durch gigantiſche Wiederholungen und Refrains; oft durch Parodie des Buchſtabens und durch Ironie über den Geiſt des romantiſchen Drama und immer durch die höchſte und vollſtändigſte Individualität und die vielſeitigſte alle Stufen der Poeſie von der ſinnlichſten Nachahmung bis zur geiſtigſten Charakteriſtik vereinigende Darſtellung derſelben.

Noch ehe Hermann und Dorothee erſchien, verglich man es mit Voſſens Luiſe; die Erſcheinung hätte der Vergleichung ein Ende machen ſollen; allein ſie wird jenem Gedicht immer noch richtig als Empfehlungsſchreiben an das Publikum mit auf den Weg gegeben. Bey der Nachwelt wird es Luiſen empfehlen können, daß ſie Dorotheen zur Taufe gehalten hat.

Je mehr die Poeſie Wiſſenſchaft wird, je mehr wird ſie auch Kunſt. Soll die Poeſie Kunſt werden, ſoll der Künſtler von ſeinen Mitteln und ſeinen Zwekken, ihren Hinderniſſen und ihren Gegenſtänden gründliche Einſicht und Wiſſenſchaft haben, ſo muß der Dichter über ſeine Kunſt philoſophiren. Soll er nicht bloß Erfinder und Arbeiter ſondern auch Kenner in ſeinem Fache ſeyn, und ſeine Mitbürger im Reiche der Kunſt verſtehn können, ſo muß er auch Philolog werden.

Der Grundirrthum der ſophiſtiſchen Äſthetik iſt der, die Schönheit bloß für einen gegebnen Gegenſtand, für ein pſychologiſches Phänomen zu halten. Sie iſt freylich nicht bloß der leere Gedanke von etwas was hervorgebracht werden ſoll, ſondern zugleich die Sache ſelbſt, eine der urſprünglichen Handlungsweiſen des menſchlicheu Geiſtes; nicht bloß eine nothwendige Fikzion, ſondern auch ein Faktum, nämlich ein ewiges tranſcendentales.

Die Geſellſchaften der Deutſchen ſind ernſthaft; ihre Komödien und Satiren ſind ernſthaft; ihre Kritik

iſt ernſthaft; ihre ganze ſchöne Litteratur iſt ernſthaft. Iſt das Luſtige bey dieſer Nazion immer nur unbewußt und unwillkührlich?

Alle Poeſie, die auf einen Effekt geht, und alle Muſik die der exzentriſchen Poeſie in ihren komiſchen oder tragiſchen Ausſchweifungen und Übertreibungen folgen will, um zu wirken und ſich zu zeigen, iſt rhetoriſch.

A. Fragmente, ſagen Sie, wären die eigentliche Form der Univerſalphiloſophie. An der Form liegt nichts. Was können aber ſolche Fragmente für die gröſseſte und ernſthafteſte Angelegenheit der Menſchheit, für die Vervollkommung der Wiſſenſchaft, leiſten und ſeyn? — B. Nichts als ein Leſſingſches Salz gegen die geiſtige Fäulniß, vielleicht eine cyniſche lanx ſatura im Styl des alten Lucilius oder Horaz, oder gar fermenta cognitionis zur kritiſchen Philoſophie, Randgloſſen zu dem Text des Zeitalters.

Wieland hat gemeynt, ſeine beynah ein halbes Jahrhundert umfaſſende Laufbahn habe mit der Morgenröthe unſrer Litteratur angefangen, und endige mit ihrem Untergange. Ein recht offenes Geſtändniß eines natürlichen optiſchen Betrugs.

Wie das Lebensmotto des poetiſchen Vagabunden in Claudine von Villabella „Toll aber klug“ auch der Charakter manches Werks des Genies iſt: ſo

ließe ſich der entgegengeſetzte Wahlſpruch auf die geiſtloſe Regelmäßigkeit anwenden: Vernünftig aber dumm.

Jeder gute Menſch wird immer mehr und mehr Gott. Gott werden, Menſch ſeyn, ſich bilden, ſind Ausdrücke, die einerley bedeuten.

Ächte Myſtik iſt Moral in der höchſten Dignität.

Man ſoll nicht mit allen ſymphiloſophiren wollen, ſondern nur mit denen die à la hauteur ſind.

Einige haben Genie zur Wahrheit; viele haben Talent zum Irren. Ein Talent, dem eine eben ſo große Induſtrie zur Seite ſteht. Wie zu einem Lekkerbiſſen ſind oft zu einem einzigen Irrthum die Beſtandtheile aus allen Weltgegenden des menſchlichen Geiſtes mit unermüdlicher Kunſt zuſammen geholt.

Könnte es nicht noch vor Abfaſſung der logiſchen Konſtituzion eine proviſoriſche Philoſophie geben; und iſt nicht alle Philoſophie proviſoriſch, bis die Konſtituzion durch die Akzeptazion ſankzionirt iſt?

Je mehr man ſchon weiß, je mehr hat man noch zu lernen. Mit dem Wiſſen nimmt das Nichtwiſſen in gleichem Grade zu, oder vielmehr das Wiſſen des Nichtwiſſens.

Was man eine glückliche Ehe nennt, verhält ſich zur Liebe, wie ein korrektes Gedicht zu improviſirtem Geſang.

W. ſagte von einem jungen Philoſophen: Er trage einen Theorien-Eyerſtock im Gehirne, und lege täglich wie eine Henne ſeine Theorie; und das ſey für ihn der einzig mögliche Ruhepunkt in ſeinem beſtändigen Wechſel von Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung, welches eine fatigante Manoeuvre ſeyn möchte.

Leibniz ließ ſich bekanntlich Augengläſer von Spinoſa machen; und das iſt der einzige Verkehr den er mit ihm oder mit ſeiner Philoſophie gehabt hat. Hätte er ſich doch auch Augen von ihm machen laſſen, um in die ihm unbekannte Weltgegend der Philoſophie, wo Spinoſa ſeine Heimath hat, wenigſtens aus der Ferne hinüber ſchauen zu können!

Vielleicht muß man um einen tranſcendentalen Geſichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern ſeyn. Winkelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemſterhuys hingegen wußte modernen Umfang durch antike Einfachheit ſchön zu beſchränken, und warf von der Höhe ſeiner Bildung, wie von einer freyen Gränze, gleich ſeelenvolle Blicke in die alte, und in die neue Welt.

Warum ſollte es nicht auch unmoraliſche Menſchen geben dürfen, ſo gut wie unphiloſophiſche und

unpoetiſche? Nur antipolitiſche oder unrechtliche Menſchen können nicht geduldet werden.

Myſtik iſt was allein das Auge des Liebenden an dem geliebten ſieht. Jeder mag ſeine Myſtik für ſich haben, nur muß er ſie auch für ſich behalten. Es giebt wohl viele, die das ſchöne Alterthum traveſtiren, gewiß aber auch einige die es myſtifiziren, und alſo für ſich behalten müßen. Beydes entfernt von dem Sinn in dem es rein genoſſen, und von dem Wege worauf es zurückgebracht werden kann.

Jede Philoſophie der Philoſophie, nach der Spinoſa kein Philoſoph iſt, muß verdächtig ſcheinen.

Sie jammern immer, die Deutſchen Autoren ſchrieben nur für einen ſo kleinen Kreis, ja oft nur für ſich ſelbſt untereinander. Das iſt recht gut. Dadurch wird die Deutſche Litteratur immer mehr Geiſt und Charakter bekommen. Und unterdeſſen kann vielleicht ein Publikum entſtehen.

Leibniz war ſo ſehr Moderantiſt, daß er auch das Ich, und Nicht-Ich, wie Katholizismus und Proteſtantismus verſchmelzen wollte, und Thun und Leiden nur dem Grade nach verſchieden hielt. Das heißt die Harmonie chargiren, und die Billigkeit bis zur Karikatur treiben.

An die Griechen zu glauben, iſt eben auch eine Mode des Zeitalters. Sie hören gern genug über die Griechen deklamiren. Kommt aber einer und ſagt: Hier ſind welche; ſo iſt niemand zu Hauſe.

Vieles was Dummheit ſcheint, iſt Narrheit, die gemeiner iſt, als man denkt. Narrheit iſt abſolute Verkehrtheit der Tendenz, gänzlicher Mangel an hiſtoriſchem Geiſt.

Leibnizens Methode der Jurisprudenz iſt ihrem Zwecke nach eine allgemeine Ausſtellung ſeiner Plane. Er hatte es auf alles angelegt: Praktiker, Kanzelliſt, Profeſſor, Hofmeiſter. Das Eigne davon iſt bloße Kombinazion des juriſtiſchen Stoffs mit der theologiſchen Form. Die Theodicee iſt im Gegentheil eine Advokatenſchrift in Sachen Gottes contra Bayle und Konſorten.

Man hält es für ein Unglück, daß es kein beſtimmtes Gefühl der phyſiſchen Geſundheit giebt, wohl aber der Krankheit. Wie weiſe dieſe Veranſtaltung der Natur ſey, ſieht man aus dem Zuſtande der Wiſſenſchaften, wo der Fall umgekehrt iſt, und wo ein Waſſerſüchtiger, Hektiſcher und Gelbſüchtiger, wenn er ſich mit einem Geſunden vergleicht, glaubt, es gäbe zwiſchen ihnen keinen andern Unterſchied als den zwiſchen Fett und Mager oder Brünett und Blondin.

Fichte's Wiſſenſchaftslehre iſt eine Philoſophie über die Materie der Kantiſchen Philoſophie. Von der Form redet er nicht viel, weil er Meiſter derſelben iſt. Wenn aber das Weſen der kritiſchen Methode darin beſteht, daß Theorie des beſtimmenden Vermögens und Syſtem der beſtimmten Gemüthswirkungen in ihr wie Sache und Gedanken in der praeſtabilirten Harmonie innigſt vereinigt ſind: ſo dürfte er wohl auch in der Form ein Kant in der zweyten Potenz und die Wiſſenſchaftslehre weit kritiſcher ſeyn, als ſie ſcheint. Vorzüglich die neue Darſtellung der Wiſſenſchaftslehre iſt immer zugleich Philoſophie und Philoſophie der Philoſophie. Es mag gültige Bedeutungen des Worts Kritiſch geben, in welchem es nicht auf jede Fichtiſche Schrift paßt. Aber bey Fichte muß man, wie er ſelbſt, ohne alle Nebenrückſicht nur auf das Ganze ſehen und auf das Eine worauf es eigentlich ankommt; nur ſo kann man die Identität ſeiner Philoſophie mit der Kantiſchen ſehen und begreifen. Auch iſt Kritiſch wohl etwas, was man nie genug ſeyn kann.

Wenn der Menſch nicht weiter kommen kann, ſo hilft er ſich mit einem Machtſpruche, oder einer Machthandlung, einem raſchen Entſchluß.

Wer ſucht wird zweifeln. Das Genie ſagt aber ſo dreiſt und ſicher, was es in ſich vorgehn ſieht, weil es nicht in ſeiner Darſtellung und alſo auch die Darſtellung nicht in ihm befangen iſt, ſondern ſeine Betrachtung und das Betrachtete frey zuſammen zu

ſtimmen, zu einem Werke frey ſich zu vereinigen ſcheinen. Wenn wir von der Außenwelt ſprechen, wenn wir wirkliche Gegenſtände ſchildern, ſo verfahren wir wie das Genie. Ohne Genialität exiſtirten wir alle überhaupt nicht. Genie iſt zu allem nöthig. Was man aber gewöhnlich Genie nennt, iſt Genie des Genie's.

Der Geiſt führt einen ewigen Selbſtbeweis.

Der tranſcendentale Geſichtspunkt für dieſes Leben erwartet uns. Dort wird es uns erſt recht bedeutend werden.

Das Leben eines wahrhaft kanoniſchen Menſchen muß durchgehends ſymboliſch ſeyn. Wäre unter dieſer Vorausſetzung nicht jeder Tod ein Verſöhnungstod? Mehr oder weniger verſteht ſich; und ließen ſich nicht mehre höchſt merkwürdige Folgerungen daraus ziehen?

Nur dann zeige ich, daß ich einen Schriftſteller verſtanden habe, wenn ich in ſeinem Geiſte handeln kann; wenn ich ihn, ohne ſeine Individualität zu ſchmälern, überſetzen und mannichfach verändern kann.

Wir ſind dem Aufwachen nah, wenn wir träumen daß wir träumen.

Ächt geſelliger Witz iſt ohne Knall. Es giebt eine Art deſſelben, die nur magiſches Farbenſpiel in höhern Sphären iſt.

Geiſtvoll iſt das, worin ſich der Geiſt unaufhörlich offenbart, wenigſtens oft von neuem in veränderter Geſtalt wiedererſcheint; nicht bloß etwa nur einmal, ſo zu Anfang, wie bey vielen philoſophiſchen Syſtemen.

Deutſche giebt es überall. Germanität iſt ſo wenig, wie Romanität, Gräcität oder Brittannität auf einen beſondern Staat eingeſchränkt; es ſind allgemeine Menſchenkaraktere die nur hie und da vorzüglich allgemein geworden ſind. Deutſchheit iſt ächte Popularität, und darum ein Ideal.

Der Tod iſt eine Selbſtbeſiegung, die wie alle Selbſtüberwindung, eine neue leichtere Exiſtenz verſchafft.

Brauchen wir zum Gewöhnlichen und Gemeinen vielleicht deswegen ſo viel Kraft und Anſtrengung, weil für den eigentlichen Menſchen nichts ungewöhnlicher nichts ungemeiner iſt als armſelige Gewöhnlichkeit?

Genialiſcher Scharfſinn iſt ſcharfſinniger Gebrauch des Scharfſinns.

Auf die berühmte Preisfrage der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften über die Fortſchritte der Metaphyſik ſind Antworten jeder Art erſchienen: eine feindliche, eine günſtige, eine überflüßige, noch eine,

auch eine dramatiſche, und ſogar eine Sokratiſche von Hülſen. Ein wenig Enthuſiasmus, wenn er auch roh ſeyn ſollte, ein gewiſſer Schein von Univerſalität verfehlen ihre Wirkung nicht leicht, und verſchaffen auch wohl dem Paradoxen ein Publikum. Aber der Sinn für reine Genialität iſt ſelbſt unter gebildeten Menſchen eine Seltenheit. Kein Wunder alſo, wenn es nur wenige wiſſen, daß Hülſens Werk eines von denen iſt, wie ſie in der Philoſophie immer ſehr ſelten waren und es auch jetzt noch ſind: ein Werk im ſtrengſten Sinne des Worts, ein Kunſtwerk, das Ganze aus Einem Stück, an dialektiſcher Virtuoſität das nächſte nach Fichte, und das eine erſte Schrift, die der Veranlaſſung nach eine Gelegenheitsſchrift ſeyn ſollte. Hülſen iſt ſeines Gedankens und ſeines Ausdrucks völlig Meiſter, er geht ſicher und leiſe; und dieſe ruhige hohe Beſonnenheit bey dem weitumfaſſenden Blick und der reinen Humanität, iſt es eben was ein hiſtoriſcher Philoſoph in ſeinem antiquariſchen und aus der Mode gekommenen Dialekt das Sokratiſche nennen würde; eine Terminologie, die ſich jedoch ein Künſtler, der ſo viel philologiſchen Geiſt hat, gefallen laſſen muß.

Ungeachtet er ſo eine idylliſche Natur iſt, hat Fontenelle doch eine ſtarke Antipathie gegen den Inſtinkt, und vergleicht das reine Talent, welches er für unmöglich hält, mit dem ganz abſichtsloſen Kunſtfleiße der Biber. Wie ſchwer iſt es ſich ſelbſt nicht zu überſehn! Denn wenn Fontenelle ſagt: La gêne fait

l'essence et le merite brillant de la Poesie: ſo ſcheints kaum möglich, die franzöſiſche Poeſie mit wenigen Worten beſſer zu karakteriſiren. Aber ein Biber, der Academicien wäre, könnte wohl nicht mit vollkommnerem Unbewußtſeyn das Rechte treffen.

Gebildet iſt ein Werk, wenn es überall ſcharf begränzt, innerhalb der Gränzen aber gränzenlos und unerſchöpflich iſt, wenn es ſich ſelbſt ganz treu, überall gleich, und doch über ſich ſelbſt erhaben iſt. Das Höchſte und Letzte iſt, wie bey der Erziehung eines jungen Engländers, le grand tour. Es muß durch alle drey oder vier Welttheile der Menſchheit gewandert ſeyn, nicht um die Ecken ſeiner Individualität abzuſchleifen, ſondern um ſeinen Blick zu erweitern und ſeinem Geiſt mehr Freyheit und innre Vielſeitigkeit und dadurch mehr Selbſtändigkeit und Selbſtgenugſamkeit zu geben.

Die Orthodoxen unter den Kantianern ſuchen das Prinzip ihrer Philoſophie vergeblich im Kant. Es ſteht in Bürgers Gedichten und lautet: „Ein Kaiſerwort ſoll man nicht drehn noch deuteln."

An genialiſchem Unbewußtſeyn können die Philoſophen, dünkt mich, den Dichtern den Rang recht wohl ſtreitig machen.

Wenn Verſtand und Unverſtand ſich berühren, ſo giebt es einen elektriſchen Schlag. Das nennt man Polemik.

Noch bewundern die Philoſophen im Spinoſa nur die Konſequenz, wie die Engländer am Shakſpeare bloß die Wahrheit preiſen.

Vermiſchte Gedanken ſollten die Kartons der Philoſophie ſeyn. Man weiß, was dieſe den Kennern der Mahlerey gelten. Wer nicht philoſophiſche Welten mit dem Crayon ſkizziren, jeden Gedanken, der Phyſiognomie hat, mit ein paar Federſtrichen karakteriſiren kann, für den wird die Philoſophie nie Kunſt, und alſo auch nie Wiſſenſchaft werden. Denn in der Philoſophie geht der Weg zur Wiſſenſchaft nur durch die Kunſt, wie der Dichter im Gegentheil erſt durch Wiſſenſchaft ein Künſtler wird.

Immer tiefer zu dringen, immer höher zu ſteigen, iſt die Lieblingsneigung der Philoſophen. Auch gelingt es, wenn man ihnen aufs Wort glaubt, mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit. Mit dem Weiterkommen geht es dagegen langſam genug. Beſonders in Rückſicht der Höhe überbieten ſie ſich ordentlich, wie wenn zwey zugleich auf einer Aukzion unbedingte Commiſſion haben. Vielleicht iſt aber alle Philoſophie, die philoſophiſch iſt, unendlich hoch und unendlich tief. Oder ſteht Plato niedriger als die jetzigen Philoſophen?

Auch die Philoſophie iſt das Reſultat zwey ſtreitender Kräfte, der Poeſie und Praxis. Wo dieſe ſich ganz durchdringen und in Eins ſchmelzen, da entſteht

Philoſophie; wenn ſie ſich wieder zerſetzt, wird ſie Mythologie, oder wirft ſich ins Leben zurück. Aus Dichtung und Geſetzgebung bildete ſich die Griechiſche Weisheit. Die höchſte Philoſophie, vermuthen einige, dürfte wieder Poeſie werden; und es iſt ſogar eine bekannte Erfahrung, daß gemeine Naturen erſt nach ihrer Art zu philoſophiren anfangen, wenn ſie zu leben aufhören. — Dieſen chemiſchen Prozeß des Philoſophirens beſſer darzuſtellen, wo möglich die dynamiſchen Geſetze deſſelben ganz ins Reine zu bringen, und die Philoſophie, welche ſich immer von neuem organiſiren und desorganiſiren muß, in ihre lebendigen Grundkräfte zu ſcheiden, und zu ihrem Urſprung zurückzuführen, das halte ich für Schellings eigentliche Beſtimmung. Dagegen ſcheint mir ſeine Polemik, beſonders aber ſeine litterariſche Kritik der Philoſophie eine falſche Tendenz zu ſeyn; und ſeine Anlage zur Univerſalität iſt wohl noch nicht gebildet genug, um in der Philoſophie der Phyſik das finden zu können, was ſie da ſucht.

Abſicht bis zur Ironie, und mit willkührlichem Schein von Selbſtvernichtung iſt eben ſowohl naiv, als Inſtinkt bis zur Ironie. Wie das Naive mit den Widerſprüchen der Theorie und der Praxis, ſo ſpielt das Groteske mit wunderlichen Verſetzungen von Form und Materie, liebt den Schein des Zufälligen und Seltſamen, und kokettirt gleichſam mit unbedingter Willkühr. Humor hat es mit Seyn und Nichtſeyn zu thun, und ſein eigentliches Weſen iſt Reflexion. Da-

her ſeine Verwandtſchaft mit der Elegie und allem, was tranſcendental iſt; daher aber auch ſein Hochmuth und ſein Hang zur Myſtik des Witzes. Wie Genialität dem Naiven, ſo iſt ernſte reine Schönheit dem Humor nothwendig. Er ſchwebt am liebſten über leicht und klar ſtrömenden Rhapſodien der Philoſophie oder der Poeſie und flieht ſchwerfällige Maſſen, und abgerißne Bruchſtücke.

Die Geſchichte von den Gergeſener Säuen iſt wohl eine ſinnbildliche Prophezeyung von der Periode der Kraftgenie's, die ſich nun glücklich in das Meer der Vergeſſenheit geſtürzt haben.

Wenn ich meine Antipathie gegen das Katzengeſchlecht erkläre, ſo nehme ich Peter Leberechts geſtiefelten Kater aus. Krallen hat er, und wer davon geritzt worden iſt, ſchreyt, wie billig, über ihn; Andre aber kann es beluſtigen, wie er gleichſam auf dem Dache der dramatiſchen Kunſt herumſpaziert.

Der Denker braucht grade ein ſolches Licht wie der Mahler: hell, ohne unmittelbaren Sonnenſchein oder blendende Reflexe, und, wo möglich, von oben herab.

Welche Vorſtellungen müſſen die Theoriſten gehabt haben, die das Porträt vom Gebiet der eigentlich ſchönen, freyen und ſchaffenden Kunſt ausſchließen. Es iſt grade, als wollte man es nicht für Por-

ſie gelten laſſen, wenn ein Dichter ſeine wirkliche Geliebte beſingt. Das Porträt iſt die Grundlage und der Prüfſtein des hiſtoriſchen Gemähldes.

Neuerdings iſt die unerwartete Entdeckung gemacht worden, in der Gruppe des Laokoon ſey der Held ſterbend vorgeſtellt, und zwar an einem Schlagfluſſe. Weiter läßt ſich nun die Kennerſchaft in dieſer Richtung nicht treiben, es müßte uns denn jemand belehren, Laokoon ſey wirklich ſchon todt, welches auch in Rückſicht auf den Kenner ſeine vollkommene Richtigkeit haben würde. Bey Gelegenheit werden Leſſing und Winkelmann zurechtgewieſen: nicht Schönheit, wie jener behauptet, (eigentlich beyde und mit ihnen Mengs) noch ſtille Größe und edle Einfalt, wie dieſer, ſey das Grundgeſetz der Griechiſchen Kunſt geweſen, ſondern Wahrheit der Karakteriſtik. Karakteriſiren will wohl alle menſchliche Bildnerey bis auf die hölzernen Götzen der Kamtſchadalen hinunter. Wenn man aber den Geiſt einer Sache in Einem Zuge faſſen will, ſo nennt man nicht das, was ſich von ſelbſt verſteht, und was ſie mit andern gemein hat, ſondern was weſentlich ihre Eigenthümlichkeit bezeichnet. Karakterloſe Schönheit läßt ſich nicht denken: ſie wird, wenn auch keinen ethiſchen, doch allezeit einen phyſiſchen Karakter haben, d. h. die Schönheit eines gewiſſen Alters und Geſchlechts ſeyn, oder beſtimmte körperliche Gewöhnungen verrathen, wie die Körper der Ringer. Die alte Kunſt hat nicht nur ihre unter Anleitung der Mythologie erſchaffnen

Bildungen in dem höchſten und würdigſten Sinne gedacht, ſondern mit jedem Karakter der Formen und des Ausdrucks den Grad von Schönheit vereinbart, der dabey Statt finden konnte, ohne jenen zu zerſtören. Daß ſie dieß auch da möglich zu machen gewußt, wo ein barbariſcher Geſchmack nicht einmal des Gedankens fähig geweſen wäre, läßt ſich, z. B. an antiken Meduſenköpfen, beynah mit Händen greifen. Wenn komiſche oder tragiſche Darſtellungen ein Einwurf gegen dieß allgemeine, durchgängige Streben nach Schönheit wären, ſo läge er zu nahe, als daß er Kennern des Alterthums wie Mengs und Winkelmann hätte entgehen können. Man vergleiche die gröbſte Ausgelaſſenheit antiker Satyren und Bakchantinnen mit ähnlichen Vorſtellungen aus der Flamändiſchen Schule, und man müßte ſelbſt ganz unhelleniſch ſeyn, wenn man nicht dort noch das Helleniſche fühlte. Es iſt ganz etwas anders, im Schmutze gemeiner Sinnlichkeit einheimiſch ſeyn, oder ſich, wie eine Gottheit in eine Thiergeſtalt, aus muthwilliger Luſt dazu herablaſſen. Auch bey der Wahl ſchrecklicher Gegenſtände kommt ja noch alles auf die Behandlung an, welche den mildernden Hauch der Schönheit darüber verbreiten kann, und in der Griechiſchen Kunſt und Poeſie wirklich verbreitet hat. Grade in ſtreitenden Elementen, in dem unauflöslich ſcheinenden Widerſpruche zwiſchen der Natur des Dargeſtellten und dem Geſetze der Darſtellung, erſcheint die innre Harmonie des Geiſtes am göttlichſten. Oder wird man in den Tragödien des Sophokles, deswe-

gen weil ſie höchſt tragiſch ſind, die ſtille Größe und edle Einfalt wegläugnen? Daß im Körper des Laokoon der gewaltſamſte Zuſtand des Leidens und der Anſtrengung ausgedrückt ſey, hat Winkelmann ſehr beſtimmt anerkannt; nur im Geſichte, behauptet er, erſcheine die nicht erliegende Heldenſeele. Jetzt erfahren wir, daß Laokoon nicht ſchreyt, weil er nicht mehr ſchreyen kann. Nämlich von wegen des Schlagfluſſes. Freylich kann er nicht ſchreyen, ſonſt würde er gegen eine ſo entſtellende Beſchreibung und Verkennung ſeiner heroiſchen Größe die Stimme erheben.

Wenn der Geſchmack der Engländer in der Mahlerey, wie die mechaniſche Zierlichkeit ihrer Kupferſtiche befürchten läßt, ſich auf dem feſten Lande noch weiter verbreiten ſollte, ſo möchte man darauf antragen, den ohne dieß unſchicklichen Namen, hiſtoriſches Gemählde, abzuſchaffen und dafür theatraliſches Gemählde einzuführen.

Gegen den Vorwurf, daß die eroberten Italiäniſchen Gemählde in Paris übel behandelt würden, hat ſich der Säuberer derſelben erboten, ein Bild von Carracci halb gereinigt und halb in ſeinem urſprünglichen Zuſtande aufzuſtellen. Ein artiger Einfall! So ſieht man bey plötzlichem Lärm auf der Gaſſe manchmal ein halb raſirtes Geſicht zum Fenſter herausgukken; und mit Franzöſiſcher Lebhaftigkeit und Ungeduld betrieben, mag das Säuberungsgeſchäft überhaupt viel von der Barbierkunſt an ſich haben.

Die zarte Weiblichkeit in Gedanken und Dichtungen, die auf den Bildern der Angelika Kaufmann anzieht, hat ſich bey den Figuren mitunter auf eine unerlaubte Art eingeſchlichen: ihren Jünglingen ſieht es aus den Augen, daß ſie gar zu gern einen Mädchenbuſen hätten, und wo möglich auch ſolche Hüften. Vielleicht waren ſich die Griechiſchen Mahlerinnen dieſer Gränze oder Klippe ihres Talentes bewußt. Unter den wenigen, die Plinius nennt, führt er von der Timarete, Irene und Lala nur weibliche Figuren an.

Da man jetzt überall moraliſche Nutzanwendungen verlangt, ſo wird man auch die Nützlichkeit der Porträtmahlerey durch eine Beziehung auf häusliches Glück darthun müſſen. Mancher, der ſich an ſeiner Frau ein wenig müde geſehen, findet ſeine erſten Regungen vor den reineren Zügen ihres Bildniſſes wieder.

Der Urſprung der Griechiſchen Elegie, ſagt man, liege in der lydiſchen Doppelflöte. Sollte er nicht nächſtdem auch in der menſchlichen Natur zu ſuchen ſeyn?

Für Empiriker, die ſich auch bis zum Streben nach Gründlichkeit und bis zum Glauben an einen großen Mann erheben können, wird die Fichtiſche Wiſſenſchaftslehre doch nie mehr ſeyn als das dritte Heft von dem philoſophiſchen Journal, die Konſtituzion.

Wenn Nichts zuviel ſo viel bedeutet als Alles ein wenig: ſo iſt Garve der größte deutſche Philoſoph.

Heraklit ſagte, man lerne die Vernunft nicht durch Vielwiſſerey. Jetzt ſcheint es nöthiger zu erinnern, daß man durch reine Vernunft allein noch nicht gelehrt werde.

Um einſeitig ſeyn zu können, muß man wenigſtens eine Seite haben. Dieß iſt gar nicht der Fall der Menſchen, (die gleich ächten Rhapſoden nach Platos Karakteriſtik dieſer Gattung) nur für Eins Sinn haben, nicht weil es ihr Alles, ſondern weil es ihr Einziges iſt, und immer daſſelbe abſingen. Ihr Geiſt iſt nicht ſo wohl in enge Gränzen eingeſchloſſen; er hört vielmehr gleich auf, und wo er aufhört, geht unmittelbar der leere Raum an. Ihr ganzes Weſen iſt wie ein Punkt, der aber doch die Aehnlichkeit mit dem Golde hat, daß er ſich zu einem unglaublich dünnen Plättchen ſehr weit auseinanderſchlagen läßt.

Warum fehlt in den modigen Verzeichniſſen aller möglichen Grundſätze der Moral immer das Ridicüle? Etwa weil dieſes Prinzip nur in der Praxis allgemein gilt?

Über das geringſte Handwerk der Alten wird keiner zu urtheilen wagen, der es nicht verſteht. Über die Poeſie und Philoſophie der Alten glaubt jeder

mitſprechen zu dürfen, der eine Konjektur oder einen Kommentar machen kann, oder etwa in Italien geweſen iſt. Hier glauben ſie einmal dem Inſtinkt zu viel: denn übrigens mag es wohl eine Foderung der Vernunft ſeyn, daß jeder Menſch ein Poet und ein Philoſoph ſeyn ſolle, und die Foderungen der Vernunft, ſagt man, ziehen den Glauben nach ſich. Man könnte dieſe Gattung des Naiven das philologiſche Naive nennen.

Das beſtändige Wiederhohlen des Themas in der Philoſophie entſpringt aus zwey verſchiedenen Urſachen. Entweder der Autor hat etwas entdeckt, er weiß aber ſelbſt noch nicht recht was; und in dieſem Sinne ſind Kants Schriften muſikaliſch genug. Oder er hat etwas Neues gehört, ohne es gehörig zu vernehmen, und in dieſem Sinne ſind die Kantianer die größten Tonkünſtler der Litteratur.

Daß ein Prophet nicht in ſeinem Vaterlande gilt iſt wohl der Grund, warum kluge Schriftſteller es ſo häufig vermeiden, ein Vaterland im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften zu haben. Sie legen ſich lieber aufs Reiſen, Reiſebeſchreibungen, oder aufs Leſen und Überſetzen von Reiſebeſchreibungen, und erhalten das Lob der Univerſalität.

Alle Gattungen ſind gut, ſagt Voltaire, ausgenommen die langweilige Gattung. Aber welches iſt denn nun die langweilige Gattung? Sie mag größer

ſeyn als alle andern und viele Wege mögen dahin führen. Der kürzeſte iſt wohl, wenn ein Werk nicht weiß, zu welcher Gattung es gehören will oder ſoll. Sollte Voltaire dieſen Weg nie gegangen ſeyn?

Wie Simonides die Poeſie eine redende Mahlerey und die Mahlerey eine ſtumme Poeſie nannte, ſo könnte man ſagen, die Geſchichte ſey eine werdende Philoſophie, und die Philoſophie eine vollendete Geſchichte. Aber Apoll, der nicht verſchweigt und nicht ſagt, ſondern andeutet, wird nicht mehr verehrt und wo ſich eine Muſe ſehen läßt, wollen ſie ſie gleich zu Protokoll vernehmen. Wie übel verfährt ſelbſt Leſſing mit jenem ſchönen Wort des geiſtvollen Griechen, der vielleicht keine Gelegenheit hatte, an descriptive poetry zu denken, und dem es ſehr überflüßig ſcheinen mußte, daran zu erinnern, daß die Poeſie auch eine geiſtige Muſik ſey, da er keine Vorſtellung davon hatte, daß beyde Künſte getrennt ſeyn könnten.

Wenn gemeine Menſchen, ohne Sinn für die Zukunft, einmahl von der Wuth des Fortſchreitens ergriffen werden, treiben ſie's auch recht buchſtäblich. Den Kopf voran und die Augen zu ſchreiten ſie in alle Welt, als ob der Geiſt Arme und Beine hätte. Wenn ſie nicht etwa den Hals brechen, ſo erfolgt gewöhnlich eins von beyden: entweder ſie werden ſtätiſch oder ſie machen linksum. Mit den letzten muß mans machen wie Caeſar, der die Gewohnheit hatte, im

Gedränge der Schlacht flüchtig gewordene Krieger bey der Kehle zu packen, und mit dem Geſicht gegen die Feinde zu kehren.

Virtuoſen in verwandten Gattungen verſtehn ſich oft am wenigſten, und auch die geiſtige Nachbarſchaft pflegt Feindſeligkeiten zu veranlaſſen. So findet man nicht ſelten, daß edle und gebildete Menſchen, die alle göttlich dichten, denken oder leben, deren jeder aber ſich der Gottheit auf einem andern Wege nähert, einander die Religion abſprechen, gar nicht um der Parthey oder des Syſtems willen, ſondern aus Mangel an Sinn für religiöſe Individualität. Die Religion iſt ſchlechthin groß wie die Natur, der vortrefflichſte Prieſter hat; doch nur ein klein Stück davon. Es giebt unendlich viel Arten derſelben, die ſich jedoch von ſelbſt unter einige Hauptrubriken zu ordnen ſcheinen. Einige haben am meiſten Talent für die Anbetung des Mittlers, für Wunder und Geſichte. Das ſind die, welche der gemeine Mann, wie es kommt, Schwärmer oder Poeten nennt. Ein andrer weiß vielleicht mehr von Gott dem Vater, und verſteht ſich auf Geheimniſſe und Weiſſagungen. Dieſer iſt ein Philoſoph, und wird wie der Geſunde von der Geſundheit, nicht viel von der Religion reden, am wenigſten von ſeiner eignen. Andre glauben an den heiligen Geiſt, und was dem anhängt, Offenbarungen, Eingebungen u. ſ. w.; an ſonſt aber niemand. Das ſind künſtleriſche Naturen. Es iſt ein ſehr natürlicher ja faſt unvermeidlicher Wunſch, alle Gattungen der Religion

in ſich vereinigen zu wollen. In der Ausführung iſts damit aber ungefähr, wie mit der Vermiſchung der Dichtarten. Wer aus wahrem Inſtinkt zugleich an den Mittler und an den heiligen Geiſt glaubt, pflegt ſchon die Religion als iſolirte Kunſt zu treiben, welches eine der mißlichſten Profeſſionen iſt, die ein ehrlicher Mann treiben kann. Wie müßte es erſt einem ergehn, der an alle drey glaubt!

Nur der, welcher ſich ſelbſt ſetzt, kann andre ſetzen. Eben ſo hat nur der, welcher ſich ſelbſt annihilirt, ein Recht jeden andern zu annihiliren.

Es iſt kindiſch, den Leuten das einreden zu wollen, wofür ſie keinen Sinn haben. Thut als ob ſie nicht da wären, und macht ihnen vor, was ſie ſehen lernen ſollen. Dieß iſt zugleich höchſt weltbürgerlich und höchſt ſittlich; ſehr höflich und ſehr cyniſch.

Viele haben Geiſt oder Gemüth oder Fantaſie. Aber weil es für ſich ſelbſt nur in flüchtiger dunſtförmiger Geſtalt erſcheinen könnte, hat die Natur Sorge getragen, es durch irgend einen gemeinen erdigen Stoff chemiſch zu binden. Dieſes Gebundne zu entdecken iſt die beſtändige Aufgabe des höchſten Wohlwollens, aber es erfodert viel Übung in der intellektuellen Chemie. Wer für jedes, was in der menſchlichen Natur ſchön iſt, ein untrügliches Reagens zu entdecken wüßte, würde uns eine neue Welt zeigen.

Wie in der Viſion des Propheten würde auf einmal das unendliche Feld zerſtückter Menſchenglieder lebendig werden.

Es giebt Menſchen, die kein Intereſſe an ſich ſelbſt nehmen. Einige, weil ſie überhaupt keines, auch nicht an andern, fähig ſind. Andere, weil ſie ihres gleichmäßigen Fortſchreitens ſicher ſind, und weil ihre ſelbſtbildende Kraft keiner reflektirenden Theilnahme mehr bedarf, weil hier Freyheit in allen ihren höchſten und ſchönſten Aeußerungen gleichſam Natur geworden iſt. So berührt ſich auch hier in der Erſcheinung das Niedrigſte und das Erhabenſte.

Unter den Menſchen, die mit der Zeit fortgehn, giebt es manche, welche, wie die fortlaufenden Kommentare, bey den ſchwierigen Stellen nicht ſtill ſtehn wollen.

Gott iſt nach Leibnitz wirklich, weil nichts ſeine Möglichkeit verhindert. In dieſer Rückſicht iſt Leibnitzens Philoſophie recht gottähnlich.

Dafür iſt das Zeitalter noch nicht reif, ſagen ſie immer. Soll es deswegen unterbleiben? — Was noch nicht ſeyn kann, muß wenigſtens immer im Werden bleiben.

Wenn Welt der Inbegriff desjenigen iſt, was ſich dynamiſch afficirt, ſo wird es der gebildete

Menſch wohl nie dahin bringen, nur in einer Welt zu leben. Die eine müßte die beſte ſeyn, die man nur ſuchen ſoll, nicht finden kann. Aber der Glaube an ſie iſt etwas ſo heiliges, wie der Glaube an die Einzigkeit in der Freundſchaft und Liebe.

Wer mit ſeiner Manier, kleine Silhouetten von ſich ſelbſt in verſchiednen Stellungen aus freyer Hand auszuſchneiden und umherzubieten, eine Geſellſchaft unterhalten kann, oder auf den erſten Wink fertig iſt, den Kaſtellan von ſich ſelbſt zu machen, und was in ihm iſt jedem, der an ſeiner Thüre ſtehn bleibt, zu zeigen wie ein Landedelmann die verſchrobenen Anlagen ſeines engliſchen Gartens, der heißt ein offner Menſch. Für die, welche auch in die Geſellſchaft ihre Trägheit mitbringen und beyläufig gern was ſie um ſich ſehn muſtern und klaſſifiziren möchten, iſt dies freylich eine bequeme Eigenſchaft. Auch giebt es Menſchen genug, die dieſer Foderung entſprechen, und durchaus in dem Styl eines Gartenhauſes gebaut ſind, wo jedes Fenſter eine Thür iſt, und jedermann Platz zu nehmen genöthigt wird, in der Vorausſetzung, daß er nicht mehr zu finden erwarte, als was ein Dieb in einer Nacht ausräumen könnte, ohne ſich ſonderlich zu bereichern. Ein eigentlicher Menſch, der etwas mehr in ſich hat, als dieſen ärmlichen Hausbedarf, wird ſich freylich nicht ſo preis geben, da es ohnedieß vergeblich wäre, ihn aus Selbſtbeſchreibungen, auch aus den beſten und geiſtvollſten, kennen lernen zu wollen. Von einem Karakter giebt es keine an-

dre Erkenntniß als Anſchauung. Ihr müßt ſelbſt den Standpunkt finden, aus dem grade ihr das Ganze überſehn könnt, und müßt verſtehn aus den Erſcheinungen das Innere nach feſten Geſetzen und ſichern Ahndungen zu konſtruiren. Für einen reellen Zweck iſt alſo jenes Selbſterklären überflüßig. Und Offenheit in dieſem Sinne zu fodern, iſt eben ſo anmaßend als unverſtändig. Wer dürfte ſich ſelbſt zerlegen, wie das Objekt einer anatomiſchen Vorleſung, das Einzelne aus der Verbindung, in der es allein ſchön und verſtändlich iſt, herausreißen, und auch das Feinſte und Zarteſte mit Worten gleichſam ausſprüzen, daß es zur Ungeſtaltheit ausgedehnt wird? Das innere Leben verſchwindet unter dieſer Behandlung; ſie iſt der jämmerlichſte Selbſtmord. Der Menſch gebe ſich ſelbſt, wie ein Kunſtwerk, welches im Freyen ausgeſtellt Jedem den Zutritt verſtattet, und doch nur von denen genoſſen und verſtanden wird, die Sinn und Studium mitbringen. Er ſtehe frey und bewege ſich ſeiner Natur gemäß, ohne zu fragen, wer ihn anſieht und wie. Dieſe ruhige Unbefangenheit verdient eigentlich den Namen der Offenheit allein: denn offen iſt, wo hinein jeder gehn kann, ohne daß etwas gewaltthätiges nöthig wäre; verſteht ſich, daß er auch das, was nicht Niet- und Nagelfeſt iſt, mit Achtung behandle. Mehr gehört nicht zu der Gaſtfreyheit die der Menſch innerhalb ſeines Gemüths beweiſen muß: alles übrige iſt nur in den Ergießungen und den Genüſſen einer vertrauten Freundſchaft nicht an der unrechten Stelle. Um dieſen engeren Kreis erſt zu finden, be-

darf es freylich einer etwas zuvorkommendern Mittheilung, einer ſchamhaften, ſchüchtern verſuchenden Offenheit, die hie und da durch einen kleinen Druck ihr innerſtes Daſeyn mit ſeinen Spring federnerrathen läßt, und ihre Tendenz zu Liebe und Freundſchaft offenbart. Sie iſt aber kein permanenter Zuſtand, ſondern wie eine Wünſchelruthe ſchlägt ſie nur da an, wo der Inſtinkt der Freundſchaft ſeinen Schatz zu heben hoft. Über dieſe ſchmale Linie des ſittlich Schönen werden liebenswürdige Seelen nur durch Mißverſtand zu beyden Seiten etwas hinausgeführt. Durch mißlungene Verſuche dieſes ſchönen Inſtinkts zu jener intereſſanten Verſchloſſenheit, die ſich nicht verſtellen, ſondern nur verbergen will, und die jeden, der das Vortreffliche zu ahnden weiß, ſo zauberiſch intriguirt; durch ſanguiniſche Hoffnungen und durch eine Reizbarkeit, welche auch von der geringſten Affinität in Bewegung geſetzt wird, zu jener naiven Herzlichkeit, welche, wie die Freymaurer meynt, daß wenigſtens der erſte Grad niemals zu Vielen gegeben werden kann. Dieſe Erſcheinungen ſind erfreulich und intereſſant, weil ſie noch an der Gränze des Beſten liegen, und nur der Uneingeweihte wird ſie mit Manieren verwechſeln, die aus reiner Unfähigkeit hervorgehn. So wie man ein nicht verſtandnes Buch lieber verläugnet, ſo ſind viele nur deswegen verſchloſſen, weil ſie den Fragen über ſich ſelbſt ausweichen wollen; und wie Manche nicht für ſich leſen können, ohne zugleich die Worte hören zu laſſen, ſo können Manche ſich nicht anſchaun, ohne immer zu ſagen, was ſie ſehn. Dieſe Verſchloſſenheit

aber iſt ängſtlich und kindiſch verlegen, und dieſe nur ſcheinbare Offenheit kümmert ſich nicht, ob Jemand da iſt und wer, ſondern ſtrömt ihren Stoff aus ins Weite und nach allen Richtungen wie eine elektriſche Spitze. Eine andre langweilige Offenheit, der mehr mit Hörern gedient iſt, iſt die der Enthuſiaſten die aus reinem Eifer für das Reich Gottes ſich ſelbſt vortragen, erläutern und überſetzen, weil ſie glauben Normal-Seelen zu ſeyn, an denen alles lehrreich und erbaulich iſt. Heinrich Stilling mag leicht der vollkommenſte unter dieſen ſeyn; und wie iſt er nun ganz herunter? Mit dem was wir nur haben, können wir uns ohne ſo große Gefahr viel freygebiger zeigen. Erfahrungen und Erkenntniſſe deren Erwerbung an lokalen und temporellen Verhältniſſen abhängt, darf keiner nur für ſich haben wollen; ſie müßen für jeden rechtlichen Mann immer bereit liegen. Es giebt freylich eine nicht eben beneidenswerthe Art, auch Meinungen, Gefühle und Grundſätze nur ſo zu haben, und mit wem es ſo ſteht, der hat natürlich für ſeine unbedeutende Offenheit einen weit größern Spielraum. Dagegen ſind diejenigen ſehr übel daran, bey denen Eigenthümlichkeit des Sinnes und Karakters überall ins Spiel kommt. Ihnen muß man erlauben, auch mit dem was andren nur loſe anzuhängen pflegt zurückhaltender zu ſeyn, bis vollendete Kenntniß ihrer ſelbſt und der andern ihnen den ſichern Takt giebt, die Sache, worauf es den Leuten allein ankommt von ihrer individuellen Anſicht durchaus zu trennen und zu jedem Stoff, die ihnen fremde, Jenen aber ſo erwünſchte

gemeine Form zu finden. So können Notizen und Urtheile mitgetheilt werden, ohne auf Ideen hinzudeuten und Empfindungen zu profaniren; und die Heiligkeit des Gemüths kann bewahrt werden, ohne irgend einem zu verſagen, was ihm auch nur entfernt gebührt. Wer es dahin gebracht hätte, könnte für jeden offen ſeyn, nach dem Maß, welches ihm zukommt. Jeder würde glauben, ihn zu haben und zu kennen, und nur der, der ihm gleich wäre, oder dem er es gäbe, würde ihn wirklich beſitzen.

Arrogant iſt, wer Sinn und Karakter zugleich hat, und ſich dann und wann merken läßt, daß dieſe Verbindung gut und nützlich ſey. Wer beydes auch von den Weibern fodert, iſt ein Weiberfeind.

Nur die äußerlich bildende und ſchaffende Kraft des Menſchen iſt veränderlich und hat ihre Jahreszeiten. Verändrung iſt nur ein Wort für die phyſiſche Welt. Das Ich verliert nichts, und in ihm geht nichts unter; es wohnt mit allem, was ihm angehört, ſeinen Gedanken und Gefühlen, in der Burgfreyheit der Unvergänglichkeit. Verloren gehn kann nur das, was bald hierhin bald dorthin gelegt wird. Im Ich bildet ſich alles organiſch, und alles hat ſeine Stelle. Was du verlieren kannſt, hat dir noch nie angehört. Das gilt bis auf einzelne Gedanken.

Sinn der ſich ſelbſt ſieht, wird Geiſt; Geiſt iſt innre Geſelligkeit, Seele iſt verborgene Liebenswürdig-

keit. Aber die eigentliche Lebenskraft der innern Schönheit und Vollendung iſt das Gemüth. Man kann etwas Geiſt haben ohne Seele, und viel Seele bey weniger Gemüth. Der Inſtinkt der ſittlichen Größe aber, den wir Gemüth nennen, darf nur ſprechen lernen, ſo hat er Geiſt. Er darf ſich nur regen und lieben, ſo iſt er ganz Seele; und wann er reif iſt, hat er Sinn für alles. Geiſt iſt wie eine Muſik von Gedanken; wo Seele iſt, da haben auch die Gefühle Umriß und Geſtalt, edles Verhältniß und reizendes Kolorit. Gemüth iſt die Poeſie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit Philoſophie und ſittlicher Erfahrung entſpringt aus ihm die namenloſe Kunſt, welche das verworrne flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.

Was oft Liebe genannt wird, iſt nur eine eigne Art von Magnetismus. Es fängt an mit einem beſchwerlich kitzelnden en rapport Setzen, beſteht in einer Desorganiſazion und endigt mit einem ekelhaften Hellſehen und viel Ermattung. Gewöhnlich iſt auch einer dabey nüchtern.

Wer einen höheren Geſichtspunkt für ſich ſelbſt gefunden hat, als ſein äußeres Daſeyn, kann auf einzelne Momente die Welt aus ſich entfernen. So werden diejenigen, die ſich ſelbſt noch nicht gefunden haben, nur auf einzelne Momente wie durch einen Zauber in die Welt hineingerückt, ob ſie ſich etwa finden möchten.

Es iſt ſchön, wenn ein ſchöner Geiſt ſich ſelbſt anlächelt, und der Augenblick, in welchem eine große Natur ſich mit Ruhe und Ernſt betrachtet, iſt ein erhabener Augenblick. Aber das Höchſte iſt, wenn zwey Freunde zugleich ihr Heiligſtes in der Seele des Andern klar und vollſtändig erblicken, und ihres Werthes gemeinſchaftlich froh ihre Schranken nur durch die Ergänzung des Andern fühlen dürfen. Es iſt die intellektuale Anſchauung der Freundſchaft.

Wenn man ein intereſſantes philoſophiſches Phänomen, und dabey ein ausgezeichneter Schriftſteller iſt, ſo kann man ſicher auf den Ruhm eines großen Philoſophen rechnen. Oft erhält man ihn auch ohne die letzte Bedingung.

Philoſophiren heißt die Allwiſſenheit gemeinſchaftlich ſuchen.

Es wäre zu wünſchen, daß ein tranſcendentaler Linné die verſchiedenen Ichs klaſſifizirte und eine recht genaue Beſchreibung derſelben allenfalls mit illuminirten Kupfern herausgäbe, damit das philoſophirende Ich nicht mehr ſo oft mit dem philoſophirten Ich verwechſelt würde.

Der geprieſne Salto mortale der Philoſophen iſt oft nur ein blinder Lerm. Sie nehmen in Gedanken einen erſchrecklichen Anlauf und wünſchen ſich Glück zu der überſtandnen Gefahr; ſieht man aber nur

etwas genau zu, ſo ſitzen ſie immer auf dem alten Fleck. Es iſt Don Quixotes Luftreiſe auf dem hölzernen Pferde. Auch Jacobi ſcheint mir zwar nie ruhig werden zu können, aber doch immer da zu bleiben, wo er iſt: in der Klemme zwiſchen zwey Arten von Philoſophie, der ſyſtematiſchen und der abſoluten, zwiſchen Spinoſa und Leibnitz, wo ſich ſein zarter Geiſt etwas wund gedrückt hat.

Es iſt noch ungleich gewagter, anzunehmen, daß jemand ein Philoſoph ſey, als zu behaupten, daß jemand ein Sophiſt ſey: Soll das letzte nie erlaubt ſeyn, ſo kann das erſte noch weniger gelten.

Es giebt Elegien von der heroiſch kläglichen Art, die man ſo erklären könnte: es ſind die Empfindungen der Jämmerlichkeit bey den Gedanken der Albernheit von den Verhältniſſen der Plattheit zur Tollheit.

Die Duldung hat keinen andern Gegenſtand als das Vernichtende. Wer nichts vernichten will, bedarf gar nicht geduldet zu werden; wer alles vernichten will, ſoll nicht geduldet werden. In dem was zwiſchen beyden liegt, hat dieſe Geſinnung ihren ganz freyen Spielraum. Denn wenn man nicht intolerant ſeyn dürfte, wäre die Toleranz nichts.

Keine Poeſie, keine Wirklichkeit. So wie es trotz aller Sinne ohne Fantaſie keine Außenwelt giebt, ſo

auch mit allem Sinn ohne Gemüth keine Geiſterwelt. Wer nur Sinn hat, ſieht keinen Menſchen, ſondern bloß Menſchliches: dem Zauberſtabe des Gemüths allein thut ſich alles auf. Es ſetzt Menſchen und ergreift ſie; es ſchaut an wie das Auge ohne ſich ſeiner mathematiſchen Operazion bewußt zu ſeyn.

Haſt du je den ganzen Umfang eines Andern mit allen ſeinen Unebenheiten berühren können, ohne ihm Schmerzen zu machen? Ihr braucht beyde keinen weitern Beweis zu führen, daß ihr gebildete Menſchen ſeyd.

Es iſt eine Dichtung der Geſchichtſchreiber der Natur, daß ihre plaſtiſchen Kräfte lange in vergeblichen Anſtrengungen gearbeitet, und nachdem ſie ſich in Formen erſchöpft hatten, die kein dauerndes Leben haben konnten, noch viele andre erzeugt worden wären, die zwar lebten, aber untergehn mußten, weil es ihnen an der Kraft fehlte ſich fortzupflanzen. Die ſich ſelbſt bildende Kraft der Menſchheit ſteht noch auf dieſer Stufe. Wenige leben, und die meiſten unter dieſen haben nur ein vergängliches Daſeyn. Wenn ſie ihr Ich in einem glücklichen Moment gefunden haben, ſo fehlt es ihnen doch an der Kraft es aus ſich ſelbſt wieder zu erzeugen. Der Tod iſt ihr gewöhnlicher Zuſtand, und wenn ſie einmal leben, glauben ſie in eine andre Welt entzückt zu ſeyn.

Jene Geſchichte von einem Franzoſen der alten Zeit, welcher ſeine Adelszeichen den Gerichten übergab, um ſie wieder zu fodern, wenn er durch den Handel einiges Vermögen erlangt haben würde, iſt eine Allegorie auf die Beſcheidenheit. Wer den Ruhm dieſer beliebten Tugend haben will, muß es mit ſeinem innern Adel eben ſo machen. Er gebe ihn der gemeinen Meynung ad depositum und erwerbe ſich dadurch ein Recht ihn wieder zu fodern, daß er mit Glück und Fleiß einen Spedizionshandel treibt mit fremden Verdienſten, Talenten und Einfällen, feinem und Mittelgut, wie es jeder verlangt.

Wer Liberalität und Rigorismus verbinden wollte, bey dem müßte jene etwas mehr ſeyn als Selbſtverläugnung, und dieſer etwas mehr als Einſeitigkeit. Sollte das aber wohl erlaubt ſeyn?

Jämmerlich iſt freylich jene praktiſche Philoſophie der Franzoſen und Engländer, von denen man meynt, ſie wüßten ſo gut, was der Menſch ſey, unerachtet ſie nicht darüber ſpekulirten, was er ſeyn ſolle. Jede organiſche Natur hat ihre Regel, ihr Sollen; und wer darum nicht weiß, wie kann der ſie kennen? Woher nehmen ſie denn den Eintheilungsgrund ihrer naturhiſtoriſchen Beſchreibungen und wonach meſſen ſie den Menſchen? Eben ſo gut ſind ſie aber doch als jene, die mit dem Sollen anfangen und endigen. Dieſe wiſſen nicht, daß der ſittliche Menſch aus eigner Kraft ſich um ſeine Axe frey bewegt. Sie haben

den Punkt außer der Erde gefunden, den nur ein Mathematiker ſuchen wollen kann, aber die Erde ſelbſt verloren. Um zu ſagen, was der Menſch ſoll, muß man einer ſeyn, und es nebenbey auch wiſſen.

Die Welt kennen, heißt wiſſen, daß man nicht viel auf derſelben bedeutet, glauben, daß kein philoſophiſcher Traum darin realiſirt werden kann, und hoffen, daß ſie nie anders werden wird, höchſtens nur etwas dünner.

Von einer guten Bibel fodert Leſſing Anſpielungen, Fingerzeige, Vorübungen; er billigt auch die Tautologien, welche den Scharfſinn üben, die Allegorien und Exempel, welche das Abſtrakte lehrreich einkleiden; und er hat das Zutrauen, die geoffenbarten Geheimniſſe ſeyen beſtimmt, in Vernunftwahrheiten ausgebildet zu werden. Welches Buch hätten die Philoſophen nach dieſem Ideal wohl ſchicklicher zu ihrer Bibel wählen können, als die Kritik der reinen Vernunft?

Leibniz bedient ſich einmal, indem er das Weſen und Thun einer Monade beſchreibt, des merkwürdigen Ausdrucks: Cela peut aller jusqu'au sentiment. Dieß möchte man auf ihn ſelbſt anwenden. Wenn jemand die Phyſik univerſeller macht, ſie als ein Stück Mathematik und dieſe als ein Charadenſpiel behandelt, und dann ſieht daß er die Theologie dazu nehmen muß, deren Geheimniſſe ſeinen diplomatiſchen

und deren verwickelte Streitfragen ſeinen chirurgiſchen Sinn anlocken: cela peut aller jusqu'a la philosophie, wenn er noch ſo viel Inſtinkt hat als Leibniz. Aber eine ſolche Philoſophie wird doch immer nur ein konfuſes, unvollſtändiges Etwas bleiben, wie der Urſtoff nach Leibniz ſeyn ſoll, der nach Art der Genies die Form ſeines Innern einzelnen Gegenſtänden der Außenwelt anzudichten pflegt.

Freundſchaft iſt parziale Ehe und Liebe iſt Freundſchaft von allen Seiten und nach allen Richtungen, univerſelle Freundſchaft. Das Bewußtſeyn der nothwendigen Gränzen iſt das Unentbehrlichſte und das Seltenſte in der Freundſchaft.

Wenn eine Kunſt die ſchwarze Kunſt heißen ſollte, ſo wäre es die, den Unſinn flüßig klar und beweglich zu machen, und ihn zur Maſſe zu bilden. Die Franzoſen haben Meiſterwerke der Gattung aufzuweiſen. Alles große Unheil iſt ſeinem innerſten Grunde nach eine ernſthafte Fratze, eine mauvaise plaisanterie. Heil und Ehre alſo den Helden, die nicht müde werden, gegen die Thorheit zu kämpfen, deren Unſcheinbarſtes oft den Keim zu einer endloſen Reihe ungeheurer Verwüſtungen in ſich trägt! Leſſing und Fichte ſind die Friedensfürſten der künftigen Jahrhunderte.

Leibniz ſieht die Exiſtenz an wie eine Hofcharge, die man zu Lehn haben muß. Sein Gott iſt nicht

nur Lehnsherr der Exiſtenz, ſondern er beſitzt auch als Regale allein Freyheit, Harmonie, ſynthetiſches Vermögen. Ein fruchtbarer Beyſchlaf iſt die Expedizion eines Adelsdiploms für eine ſchlummernde Monade aus der göttlichen geheimen Kanzley.

Die Fertigkeit, zu einem gegebnen Zweck die Mittel zu finden, welche ihn, ohne Rückſicht auf etwas anders zu nehmen, am vollkommenſten erreichen, und die, ſie ſo zu wählen, daß nicht außer ihrer Beziehung auf den gegebnen Zweck noch etwas anders daraus erfolge, was entweder einen andern von unſern Zwecken hintertreibt, oder irgend einen Gegenſtand für die Zukunft von unſern Beſtrebungen ausſchließt, ſind ſehr unterſchiedene Talente, obgleich die Sprache für beyde nur das Wort Klugheit darbietet. Man ſollte es nicht an jeden verſchwenden, der ſich nur in den gemeinſten Fällen des Schicklichen zu bemächtigen weiß, oder der ſich durch kleinliche Selbſtbeobachtung eine gewiſſe Menſchenkenntniß erworben hat, die weder etwas ſchweres noch etwas rühmliches iſt. Man denkt ſich unter Klugheit doch etwas bedeutendes und wichtiges, und das Talent aus einer Muſtercharte von Mitteln die zweckmäßigſten auszuwählen iſt etwas ſo geringfügiges, daß auch der gemeinſte Verſtand dazu hinreicht, und daß kaum etwas anders als leidenſchaftliche Verblendung jemanden darin kann fehl gehen laſſen. Sich für ſo ein Objekt mit einem ſo impoſanten Wort in Unkoſten zu ſtecken, lohnt wahrlich der Mühe nicht. Auch rechtfertigt es

der Sprachgebrauch nicht. Man ſchreibt der Natur oder dem höchſten Weſen nie Klugheit zu, ungeachtet man in allen ihren Veranſtaltungen dieß Talent in einem hohen Grade preiſt. Es wäre daher beſſer, dieß Wort für die zweyte Eigenſchaft allein aufzubewahren. Bey dem Streben nach einem Zweck zugleich auf alle wirklichen und möglichen Zwecke hinſehn, und die natürlichen Wirkungen, die eine jede Handlung nebenher haben kann, berechnen, das iſt in der That etwas großes, und was man nur von wenigen wird rühmen können. Daß man im gemeinen Sprachgebrauch wirklich ſo etwas unter Klugheit verſteht, geht auch aus dem Gefühl hervor, welches erregt wird, wenn man Jemand mit einem gewiſſen Akzent als klug preiſt. Das erſte iſt, daß er uns imponirt, und das zweyte, daß wir uns nach Wohlwollen und Ironie bey dem gerühmten Manne umſehn, und daß er uns verhaßt wird, wenn wir nicht beydes antreffen. Das letzte dürfte eben ſo allgemein ſeyn, als das erſte und gewiß iſt es auch, ſo bald man Klugheit in dieſer Bedeutung nimmt, eben ſo natürlich. Wir hoffen nämlich von jedem Menſchen, daß wir ihn mehr oder weniger zu unſern Abſichten werden gebrauchen können, und zugleich wünſchen wir, daß er uns durch das freye Naturſpiel ſeines Gemüths und durch abſichtsloſe und unverwahrte Aeußerungen ein Gegenſtand des Wohlwollens und nach Gelegenheit auch ein Gegenſtand für den Scherz oder den argloſen Spott werden möge. Bey andern Menſchen ſind wir ziemlich ſicher beydes allenfalls auch wider ihren

Willen zu erlangen. Der ausgezeichnet Kluge aber, der ſeine Handlungen ſo abmißt, daß nichts dabey herauskommen kann, als was er ſelbſt beabſichtigt, macht uns für beydes bloß von ſeinem guten Willen abhängig; und wenn er nicht Wohlwollen beſitzt, um mit Bewußtſeyn und Freyheit in die Abſichten Andrer hinein zu gehen, oder wenn es ihm an der Ironie fehlt, die ihn dahin bringen könnte, abſichtlich ſich aus ſeiner Klugheit herauszuſetzen und ſich mit Entſagung auf dieſelbe als ein Naturweſen der Geſellſchaft zum beliebigen Gebrauch hinzugeben: ſo iſt es natürlich, daß wir die Stelle, die er in unſerm Kreiſe einnimmt, von einem andern beſetzt wünſchen.

Das Geliebte zu vergöttern iſt die Natur des Liebenden. Aber ein andres iſt es, mit geſpannter Imaginazion ein fremdes Bild unterſchieben und eine reine Vollkommenheit anſtaunen, die uns nur darum als ſolche erſcheint, weil wir noch nicht gebildet genug ſind, um die unendliche Fülle der menſchlichen Natur zu begreifen, und die Harmonie ihrer Widerſprüche zu verſtehn. Laura war des Dichters Werk. Dennoch konnte die wirkliche Laura ein Weib ſeyn, aus der ein nicht ſo einſeitiger Schwärmer etwas weniger und etwas mehr als eine Heilige gemacht hätte.

Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen. — Die zehn Gebote. 1) Du ſollſt keinen Geliebten haben neben ihm: aber du ſollſt Freun-

din ſeyn können, ohne in das Kolorit der Liebe zu ſpielen und zu kokettiren oder anzubeten. 2) Du ſollſt dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines ſelbſtgeträumten oder fantaſirten; ſondern du ſollſt einen Mann lieben, wie er iſt. Denn ſie die Natur, deine Herrin, iſt eine ſtrenge Gottheit, welche die Schwärmerey der Mädchen heimſucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3) Du ſollſt von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinſte mißbrauchen: denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunſt entweiht und ſich hingiebt für Geſchenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4) Merke auf den Sabbath deines Herzens, daß du ihn feyerſt, und wenn ſie dich halten, ſo mache dich frey oder gehe zu Grunde. 5) Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkühr deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlgehe, und ſie kräftig leben auf Erden. 6) Du ſollſt nicht abſichtlich lebendig machen. 7) Du ſollſt keine Ehe ſchließen, die gebrochen werden müßte. 8) Du ſollſt nicht geliebt ſeyn wollen, wo du nicht liebſt. 9) Du ſollſt nicht falſch Zeugniß ablegen für die Männer; du ſollſt ihre Barbarey nicht beſchönigen mit Worten und Werken. 10 Laß dich gelüſten nach der Männer Bildung, Kunſt, Weisheit und Ehre. — Der Glaube. 1) Ich glaube an die unendliche Menſchheit, die da war, ehe ſie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. 2) Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder

um mich zu zerſtreuen, ſondern um zu ſeyn und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Feſſeln der Mißbildung zu erlöſen, und mich von den Schranken des Geſchlechts unabhängig zu machen. 3) Ich glaube an Begeiſterung und Tugend, an die Würde der Kunſt und den Reiz der Wiſſenſchaft, an Freundſchaft der Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Größe und künftige Veredlung.

Die Mathematik iſt gleichſam eine ſinnliche Logik, ſie verhält ſich zur Philoſophie, wie die materiellen Künſte, Muſik und Plaſtik zur Poeſie.

Verſtand iſt mechaniſcher, Witz iſt chemiſcher, Genie iſt organiſcher Geiſt.

Man glaubt Autoren oft durch Vergleichungen mit dem Fabrikweſen zu ſchmähen. Aber ſoll der wahre Autor nicht auch Fabrikant ſeyn? Soll er nicht ſein ganzes Leben dem Geſchäft widmen, litterariſche Materie in Formen zu bilden, die auf eine große Art zweckmäßig und nützlich ſind? Wie ſehr wäre manchem Pfuſcher nur ein geringer Theil von dem Fleiß und der Sorgfalt zu wünſchen, die wir an den gemeinſten Werkzeugen kaum noch achten!

Es gab und giebt ſchon Aerzte, die über ihre Kunſt zu philoſophiren wünſchen. Die Kaufleute al-

lein machen nicht einmal dieſe Prätenſion und ſind recht altfränkiſch beſcheiden.

Der Deputirte iſt etwas ganz anders als der Repräſentant. Repräſentant iſt nur, wer das politiſche Ganze in ſeiner Perſon, gleichſam identiſch mit ihm, darſtellt, er mag nun gewählt ſeyn oder nicht; er iſt wie die ſichtbare Weltſeele des Staats. Dieſe Idee, welche offenbar nicht ſelten der Geiſt der Monarchien war, iſt vielleicht nirgends ſo rein und konſequent ausgeführt wie zu Sparta. Die Spartaniſchen Könige waren zugleich die erſten Prieſter, Feldherren und Präſidenten der öffentlichen Erziehung. Mit der eigentlichen Adminiſtrazion hatten ſie wenig zu ſchaffen; ſie waren eben nichts als Könige im Sinne jener Idee. Die Gewalt des Prieſters, des Feldherrn und des Erziehers iſt ihrer Natur nach unbeſtimmt, univerſell, mehr oder weniger ein rechtlicher Despotismus. Nur durch den Geiſt der Repräſentazion kann er gemildert und legitimirt werden.

Sollte nicht das eine abſolute Monarchie ſeyn, wo alles Weſentliche durch ein Kabinet im Geheim geſchieht, und wo ein Parlament über die Formen mit Pomp öffentlich reden und ſtreiten darf? Eine abſolute Monarchie könnte ſonach ſehr gut eine Art von Konſtituzion haben, die Unverſtändigen wohl gar republikaniſch ſchiene.

Um den Unterſchied der Pflichten gegen ſich ſelbſt und der Pflichten gegen andre zu beſtimmen, dürften ſich ſchwerlich andre Kennzeichen finden, als die welche jener einfältige Menſch für den der Tragödie und der Komödie angab. Lachſt du dabey und bekommſt du am Ende etwas, ſo nimms für eine Pflicht gegen dich ſelbſt; iſt dir das Weinen näher und bekommts ein andrer, ſo nimms für eine Pflicht gegen den Nächſten. Daß die ganze Eintheilung am Ende darauf hinausläuft, und daß es auch ein ganz unmoraliſcher Unterſchied iſt, leuchtet ein. Es entſteht daraus die Anſicht als ob es zwey ganz verſchiedne im Streit liegende Stimmungen gäbe, die entweder ſorgfältig auseinander gehalten oder durch eine kleinliche Arithmetik künſtlich verglichen werden müßten. Es entſtehn daraus die Fantome von Hingebung, Aufopferung, Großmuth und was alles für moraliſches Unheil. Überhaupt iſt die geſammte Moral aller Syſteme eher jedes andre, nur nicht moraliſch.

In den Werken der größten Dichter athmet nicht ſelten der Geiſt einer andern Kunſt. Sollte dieß nicht auch bey Mahlern der Fall ſeyn; mahlt nicht Michelangelo in gewiſſem Sinn wie ein Bildhauer, Rafael wie ein Architekt, Correggio wie ein Muſiker? Und gewiß würden ſie darum nicht weniger Mahler ſeyn als Tizian, weil dieſer bloß Mahler war.

Die Philoſophie war bey den Alten in ecclesia pressa, die Kunſt bey den Neuern; die Sittlichkeit

aber war noch überall im Gedränge, die Nützlichkeit und die Rechtlichkeit mißgönnen ihr ſogar die Exiſtenz.

Sieht man nicht auf Voltaire's Behandlung, ſondern bloß auf die Meynung des Buchs, das Weltall perſiffliren ſey Philoſophie und eigentlich das Rechte: ſo kann man ſagen, die Franzöſiſchen Philoſophen machen es mit dem Candide, wie die Weiber mit der Weiblichkeit; ſie bringen ihn überall an.

Grade die Energie hat am wenigſten das Bedürfniß, zu zeigen, was ſie kann. Fodern es die Umſtände, ſo mag ſie gern Paſſivität ſcheinen, und verkannt werden. Sie iſt zufrieden, im Stillen zu wirken ohne Accompagnement und ohne Geſtikulazion. Der Virtuoſe, der genialiſche Menſch will einen beſtimmten Zweck durchſetzen, ein Werk bilden u. ſ. w. Der energiſche Menſch benutzt immer nur den Moment, und iſt überall bereit und unendlich biegſam. Er hat unermeßlich viel Projekte oder gar keins: denn Energie iſt zwar mehr als bloße Agilität, es iſt wirkende, beſtimmt nach Außen wirkende Kraft, aber univerſelle Kraft, durch die der ganze Menſch ſich bildet und handelt.

Die paſſiven Chriſten betrachten die Religion meiſtens aus einem mediciniſchen, die aktiven aus einem merkantiliſchen Geſichtspunkte.

Hat der Staat denn ein Recht, Wechſel aus reiner Willkühr gültiger zu heiligen, als andre Verträge, und dadurch dieſe ihrer Majeſtät zu entſetzen?

Es iſt nicht ſelten, daß jemand lange kalt ſcheint und heißt, der nachher bey außerordentlichen Veranlaſſungen durch die gewaltigſten Explosionen von Leidenſchaft alles in Erſtaunen ſetzt. Das iſt der wahrhaft gefühlvolle Menſch, bey dem die erſten Eindrücke nicht ſtark ſind, aber lange nachwirken, tief ins Innre dringen, und im Stillen durch ihre eigne Kraft wachſen. Immer gleich zu reagiren iſt das Kennzeichen der Schwäche, jenes innre Creſcendo der Empfindungen iſt die Eigenheit energiſcher Naturen.

Der Satan der Italiäniſchen und Engländiſchen Dichter mag poetiſcher ſeyn: aber der deutſche Satan iſt ſataniſcher; und inſofern könnte man ſagen, der Satan ſey eine deutſche Erfindung. Gewiß iſt er ein Favorit deutſcher Dichter und Philoſophen. Er muß alſo wohl auch ſein Gutes haben, und wenn ſein Karakter in der unbedingten Willkührlichkeit und Abſichtlichkeit, und in der Liebhaberey am Vernichten, Verwirren und Verführen beſteht, ſo findet man ihn unſtreitig nicht ſelten in der ſchönſten Geſellſchaft. Aber ſollte man ſich bisher nicht in den Dimenſionen vergriffen haben? Ein großer Satan hat immer etwas Ungeſchlachtes, und Vierſchrötiges; er paßt höchſtens nur für die Prätenſionen auf Ruchloſigkeit

ſolcher Caricaturen, die nichts können und mögen, als Verſtand affektiren. Warum fehlen die Sataniſken in der chriſtlichen Mythologie? Es giebt vielleicht kein angemeßneres Wort und Bild für gewiſſe Bosheiten en miniature, deren Schein die Unſchuld liebt; und für jene reizend groteske Farbenmuſik des erhabenſten und zarteſten Muthwillens, welche die Oberfläche der Größe ſo gern zu umſpielen pflegt. Die alten Amorinen ſind nur eine andre Race dieſer Sataniſken.

Vorleſen und Deklamiren iſt nicht einerley. Dieſes erfodert den richtig höchſten, jenes einen gemäßigten Ausdruck. Deklamazion gehört für die Ferne, nicht in das Zimmer. Die laute Stimme zu welcher ſie ſich, um den gehörigen Wechſel hervorzubringen, erhöhen muß, beleidigt ein feines Gehör. Alle Wirkung geht in der Betäubung verloren. Mit Geſtikulazion verbunden wird ſie widrig wie alle Demonſtrazionen heftiger Leidenſchaft. Die gebildete Empfindung kann ſie nur in ſolcher Entfernung ertragen, die gleichſam wieder einen Schleyer über ſie wirft. Der Ton, ſtatt ſich zu erheben, muß, um die Wirkung durch ein andres Mittel hervorzubringen, gedämpft, in der Tiefe gehalten und der Akzent nur ſo bezeichnet werden, daß das Verſtehen deſſen was man lieſt angedeutet wird, ohne das Geleſene ganz auszudrücken. Bey epiſchen Gedichten und dem Roman insbeſondre ſollte der Vorleſer nie von ſeinem Gegenſtande hingeriſſen ſcheinen, ſondern die ſtille

Superiorität des Verfaſſers ſelbſt behaupten, der über ſeinem Werke iſt. Überhaupt wäre es ſehr nöthig das Vorleſen zu üben, damit es allgemeiner eingeführt würde, und ſehr nöthig es einzuführen, um es deſto beſſer zu üben. Bey uns bleibt die Poeſie wenigſtens ſtumm und wer denn doch zum Beyſpiel den Wilhelm Meiſter nie laut geleſen oder leſen gehört hätte, der hat dieſe Muſik nur in den Noten ſtudirt.

Viele der erſten Stifter der modernen Phyſik müſſen gar nicht als Philoſophen, ſondern als Künſtler betrachtet werden.

Der Inſtinkt ſpricht dunkel und bildlich. Wird er mißverſtanden, ſo entſteht eine falſche Tendenz. Das widerfährt Zeitaltern und Nazionen nicht ſeltener als Individuen.

Es giebt eine Art von Witz, den man wegen ſeiner Gediegenheit, Ausführlichkeit und Symmetrie den architektoniſchen nennen möchte. Aeußert er ſich ſatiriſch, ſo giebt das die eigentlichen Sarkasmen. Er muß ordentlich ſyſtematiſch ſeyn, und doch auch wieder nicht; bey aller Vollſtändigkeit muß dennoch etwas zu fehlen ſcheinen, wie abgeriſſen. Dieſes Barokke dürfte wohl eigentlich den großen Styl im Witz erzeugen. Es ſpielt eine wichtige Rolle in der Novelle: denn eine Geſchichte kann doch nur durch eine ſolche einzig ſchöne Seltſamkeit ewig neu bleiben.

Dahin ſcheint die wenig verſtandne Abſicht der Unterhaltungen der Ausgewanderten zu gehn. Wunder nimmts gewiß niemand, daß der Sinn für reine Novellen faſt nicht mehr exiſtirt. Doch wäre es nicht übel, ihn wieder zu erwecken, da man unter andern die Form der Shakſpeareſchen Dramen ohne das wohl nie begreifen wird.

Jeder Philoſoph hat ſeine veranlaſſende Punkte, die ihn nicht ſelten real beſchränken, an die er ſich akkommodirt u. ſ. w. Da bleiben denn dunkle Stellen im Syſtem für den, welcher es iſolirt, und die Philoſophie nicht hiſtoriſch und im Ganzen ſtudirt. Manche verwickelte Streitfragen der modernen Philoſophie ſind wie die Sagen und Götter der alten Poeſie. Sie kommen in jedem Syſtem wieder, aber immer verwandelt.

In den Handlungen und Beſtimmungen, welche der geſetzgebenden, ausübenden oder richterlichen Gewalt zur Erreichung ihrer Zwecke unentbehrlich ſind, kommt oft etwas abſolut Willkührliches vor, welches unvermeidlich iſt, und ſich aus dem Begriff jener Gewalten nicht ableiten läßt, wozu ſie alſo für ſich nicht berechtigt ſcheinen. Iſt die Befugniß dazu nicht etwa von der konſtitutiven Gewalt entlehnt, die daher auch nothwendig ein Veto haben müßte, nicht bloß ein Recht des Interdikts? Geſchehn nicht alle abſolut willkührlichen Beſtimmungen im Staat kraft der konſtitutiven Gewalt?

Der platte Menſch beurtheilt alle andre Menſchen wie Menſchen, behandelt ſie aber wie Sachen, und begreift es durchaus nicht, daß ſie andre Menſchen ſind als er.

Man betrachtet die kritiſche Philoſophie immer ſo als ob ſie vom Himmel gefallen wäre. Sie hätte auch ohne Kant in Deutſchland entſtehn müſſen, und es auf viele Weiſen können. Doch iſts ſo beſſer.

Tranſcendental iſt was in der Höhe iſt, ſeyn ſoll und kann: tranſcendent iſt, was in die Höhe will, und nicht kann oder nicht ſoll. Es wäre Läſterung und Unſinn zu glauben, die Menſchheit könne ihren Zweck überſchreiten, ihre Kräfte überſpringen, oder die Philoſophie dürfe irgend etwas nicht, was ſie will und alſo ſoll.

Wenn jede rein willkührliche oder rein zufällige Verknüpfung von Form und Materie grotesk iſt: ſo hat auch die Philoſophie Grotesken wie die Poeſie; nur weiß ſie weniger darum, und hat den Schlüſſel zu ihrer eignen eſoteriſchen Geſchichte noch nicht finden können. Sie hat Werke, die ein Gewebe von moraliſchen Diſſonanzen ſind, aus denen man die Desorganiſazion lernen könnte, oder wo die Konfuſion ordentlich konſtruirt und ſymmetriſch iſt. Manches philoſophiſche Kunſtchaos der Art hat Feſtigkeit genug gehabt, eine Gothiſche Kirche zu überleben. In unſerem Jahrhundert hat man auch in den Wiſ-

ſenſchaften leichter gebaut, obgleich nicht weniger groteſk. Es fehlt der Litteratur nicht an chineſiſchen Gartenhäuſern. So zum Beyſpiel die Engländiſche Kritik, die doch nichts enthält, als eine Anwendung der Philoſophie des geſunden Menſchenverſtandes, die ſelbſt nur eine Verſetzung der Naturphiloſophie und Kunſtphiloſophie iſt, auf die Poeſie ohne Sinn für die Poeſie. Denn von Sinn für die Poeſie findet ſich in Harris Home und Johnſon, den Koryphäen der Gattung, auch nicht die ſchamhafteſte Andeutung.

Es giebt rechtliche und angenehme Leute, die den Menſchen und das Leben ſo betrachten und beſprechen, als ob von der beſten Schafzucht oder vom Kaufen und Verkaufen der Güter die Rede wäre. Es ſind die Oekonomen der Moral, und eigentlich behält wohl alle Moral ohne Philoſophie auch bey großer Welt und hoher Poeſie immer einen gewiſſen illiberalen und ökonomiſchen Anſtrich. Einige Oekonomen bauen gern, andre flicken lieber, andre müſſen immer etwas bringen, andre treiben, andre verſuchen alles, und halten ſich überall an, andre legen immer zurecht und machen Fächer, andre ſehen zu und machen nach. Alle Nachahmer in der Poeſie und Philoſophie ſind eigentlich verlaufne Oekonomen. Jeder Menſch hat ſeinen ökonomiſchen Inſtinkt, der gebildet werden muß, ſo gut wie auch die Orthographie und die Metrik gelernt zu werden verdienen. Aber es giebt ökonomiſche Schwärmer und Panthei-

ſten, die nichts achten als die Nothdurft und ſich über nichts freuen als über ihre Nützlichkeit. Wo ſie hinkommen, wird alles platt und handwerksmäßig, ſelbſt die Religion, die Alten und die Poeſie, die auf ihrer Drechſelbank nichts edler iſt als Flachshecheln.

Leſen heißt den philologiſchen Trieb befriedigen, ſich ſelbſt litterariſch affiziren. Aus reiner Philoſophie oder Poeſie ohne Philologie kann man wohl nicht leſen.

Viele muſikaliſche Kompoſizionen ſind nur Überſetzungen des Gedichts in die Sprache der Muſik.

Um aus den Alten ins Moderne vollkommen überſetzen zu können, müßte der Überſetzer deſſelben ſo mächtig ſeyn, daß er allenfalls alles Moderne machen könnte; zugleich aber das Antike ſo verſtehn, daß ers nicht bloß nachmachen, ſondern allenfalls wiederſchaffen könnte.

Es iſt ein großer Irrthum, den Witz bloß auf die Geſellſchaft einſchränken zu wollen. Die beſten Einfälle machen durch ihre zermalmende Kraft, ihren unendlichen Gehalt und ihre klaſſiſche Form oft einen unangenehmen Stillſtand im Geſpräch. Eigentlichen Witz kann man ſich doch nur geſchrieben denken, wie Geſetze; man muß ſeine Produkte nach dem Gewicht würdigen, wie Caeſar die Perlen und Edel-

ſteine in der Hand ſorgfältig gegen einander abwog. Der Werth ſteigt mit der Größe ganz unverhältnißmäßig; und manche, die bey einem enthuſiaſtiſchen Geiſt und barokkem Aeußern, noch beſeelte Akzente, friſches Kolorit und eine gewiſſe kryſtallne Durchſichtigkeit haben, die man mit dem Waſſer der Diamanten vergleichen möchte, ſind gar nicht mehr zu taxiren.

In der wahren Proſa muß alles unterſtrichen ſeyn.

Caricatur iſt eine paſſive Verbindung des Naiven und Grotesken. Der Dichter kann ſie eben ſo wohl tragiſch als komiſch gebrauchen.

Da die Natur und die Menſchheit ſich ſo oft und ſo ſchneidend widerſprechen, darf die Philoſophie es vielleicht nicht vermeiden, daſſelbe zu thun.

Der Myſtizismus iſt die mäßigſte und wohlfeilſte aller philoſophiſchen Rasereyen. Man darf ihm nur einen einzigen abſoluten Widerſpruch creditiren, er weiß alle Bedürfniſſe damit zu beſtreiten und kann noch großen Luxus treiben.

Polemiſche Totalität iſt zwar eine nothwendige Folge aus der Annahme und Foderung unbedingter Mittheilbarkeit und Mittheilung, und kann wohl die Gegner vollkommen vernichten, ohne jedoch die Phi=

loſophie ihres Eigenthümers hinreichend zu legitimiren, ſo lange ſie bloß nach Außen gerichtet iſt. Nur wenn ſie auch auf das Innere angewandt wäre, wenn eine Philoſophie ihren Geiſt ſelbſt kritiſirte, und ihren Buchſtaben auf dem Schleifſtein und mit der Feile der Polemik ſelbſt bildete, könnte ſie zu logiſcher Correctheit führen.

Es giebt noch gar keinen Skeptizismus, der den Nahmen verdient. Ein ſolcher müßte mit der Behauptung und Foderung unendlich vieler Widerſprüche anfangen und endigen. Daß Konſequenz in ihm vollkommne Selbſtvernichtung nach ſich ziehen würde, iſt nichts Karakteriſtiſches. Das hat dieſe logiſche Krankheit mit aller Unphiloſophie gemein. Reſpekt vor der Mathematik, und Appelliren an den geſunden Menſchenverſtand ſind die diagnoſtiſchen Zeichen des halben unächten Skeptizismus.

Um jemand zu verſtehn, der ſich ſelbſt nur halb verſteht, muß man ihn erſt ganz und beſſer als er ſelbſt, dann aber auch nur halb und grade ſo gut wie er ſelbſt verſtehn.

Bey der Frage von der Möglichkeit, die alten Dichter zu überſetzen, kömmts eigentlich darauf an, ob das treu aber in das reinſte Deutſch überſetzte nicht etwa immer noch griechiſch ſey. Nach dem Eindruck auf die Layen, welche am meiſten Sinn und Geiſt haben, zu urtheilen, ſollte man das vermuthen.

Die ächte Recenſion ſollte die Auflöſung einer kritiſchen Gleichung, das Reſultat und die Darſtellung eines philologiſchen Experiments und einer litterariſchen Recherche ſey.

Zur Philologie muß man gebohren ſeyn, wie zur Poeſie und zur Philoſophie. Es giebt keinen Philologen ohne Philologie in der urſprünglichſten Bedeutung des Worts, ohne grammatiſches Intereſſe. Philologie iſt ein logiſcher Affekt, das Seitenſtück der Philoſophie, Enthuſiasmus für chemiſche Erkenntniß: denn die Grammatik iſt doch nur der philoſophiſche Theil der univerſellen Scheidungs- und Verbindungskunſt. Durch die kunſtmäßige Ausbildung jenes Sinns entſteht die Kritik, deren Stoff nur das Klaſſiſche und ſchlechthin Ewige ſeyn kann, was nie ganz verſtanden werden mag: ſonſt würden die Philologen, an deren meiſten man die gewöhnlichſten und ſicherſten Merkmahle der unwiſſenſchaftlichen Virtuoſität wahrnimmt, ihre Geſchicklichkeit eben ſo gern an jedem andern Stoff zeigen als an den Werken des Alterthums, für das ſie in der Regel weder Intereſſe noch Sinn haben. Doch iſt dieſe nothwendige Beſchränktheit um ſo weniger zu tadeln oder zu beklagen, da auch hier die künſtleriſche Vollendung allein zur Wiſſenſchaft führen, und die bloß formelle Philologie einer materialen Alterthumslehre und einer humanen Geſchichte der Menſchheit nähern muß. Beſſer als eine ſogenannte Anwendung der Philoſophie auf die Philologie im gewöhnlichen Styl derer, welche die

Wiſſenſchaften mehr kompiliren als kombiniren. Die einzige Art, die Philoſophie auf die Philologie oder, welches noch weit nöthiger iſt, die Philologie auf die Philoſophie anzuwenden, iſt, wenn man zugleich Philolog und Philoſoph iſt. Doch auch ohne das kann die philologiſche Kunſt ihre Anſprüche behaupten. Sich ausſchließlich der Entwicklung eines urſprünglichen Triebes zu widmen, iſt ſo würdig und ſo weiſe, wie das Beſte und das Höchſte, was der Menſch nur immer zum Geſchäft ſeines Lebens wählen kann.

Die Mildthätigkeit iſt die ſchmähliche Tugend die es in Romanen und Schauſpielen immer ausbüßen muß, wenn gemeine Natur zum edlen Karakter erhoben, oder gar wie in Kotzebue's Stücken anderweitige Schlechtigkeit wieder gut gemacht werden ſoll. Warum benutzt man nicht die wohlthätige Stimmung des Augenblicks, und läßt den Klingelbeutel im Schauſpielhauſe umhergehn?

Wenn jedes unendliche Individuum Gott iſt, ſo giebts ſo viele Götter als Ideale. Auch iſt des Verhältniß des wahren Künſtlers und das wahren Menſchen zu ſeinen Idealen durchaus Religion. Wem dieſer innre Gottesdienſt Ziel und Geſchäft des ganzen Lebens iſt, der iſt Prieſter, und ſo kann und ſoll es jeder werden.

Das wichtigſte Stück der guten Lebensart iſt die Dreiſtigkeit, ſie denen abſichtlich andichten zu können,

von denen man weiß, daß ſie ſie nicht haben: das ſchwerſte iſt, unter der Hülle der allgemeinen guten Sitte die eigenthümliche Gemeinheit zu ahnden und zu errathen.

Niedliche Gemeinheit und gebildete Unart heißt in der Sprache des feinen Umgangs Delikateſſe.

Um ſittlich zu heißen, müſſen Empfindungen nicht bloß ſchön, ſondern auch weiſe, im Zuſammenhange ihres Ganzen, zweckmäßig, im höchſten Sinne ſchicklich ſeyn.

Alltäglichkeit, Oekonomie iſt das nothwendige Supplement aller nicht ſchlechthin univerſellen Naturen. Oft verliert ſich das Talent und die Bildung ganz in dieſem umgebenden Element.

Das wiſſenſchaftliche Ideal des Chriſtianismus iſt eine Karakteriſtik der Gottheit mit unendlich vielen Variazionen.

Ideale die ſich für unerreichbar halten, ſind eben darum nicht Ideale, ſondern mathematiſche Fantome des bloß mechaniſchen Denkens. Wer Sinn fürs Unendliche hat, und weiß was er damit will, ſieht in ihm das Produkt ſich ewig ſcheidender und miſchender Kräfte, denkt ſich ſeine Ideale wenigſtens chemiſch, und ſagt, wenn er ſich entſchieden ausdrückt, lauter Widerſprüche. So weit ſcheint die Philoſophie

des Zeitalters gekommen zu ſeyn; nicht aber die Philoſophie der Philoſophie: denn auch chemiſche Idealiſten haben doch nicht ſelten nur ein einſeitiges mathematiſches Ideal des Philoſophirens. Ihre Theſen darüber ſind ganz wahr d. h. philoſophiſch: aber die Antitheſen dazu fehlen. Eine Phyſik der Philoſophie ſcheint noch nicht an der Zeit zu ſeyn, und nur der vollendete Geiſt könnte Ideale organiſch denken.

Ein Philoſoph muß von ſich ſelbſt reden ſo gut wie ein lyriſcher Dichter.

Giebts eine unſichtbare Kirche, ſo iſt es die jener großen Paradoxie, die von der Sittlichkeit unzertrennlich iſt, und von der bloß philoſophiſchen noch ſehr unterſchieden werden muß. Menſchen, die ſo ekzentriſch ſind, im vollen Ernſt tugendhaft zu ſeyn und zu werden, verſtehn ſich überall, finden ſich leicht, und bilden eine ſtille Oppoſizion gegen die herrſchende Unſittlichkeit, die eben für Sittlichkeit gilt. Ein gewiſſer Myſtizismus des Ausdrucks, der bey einer romantiſchen Fantaſie und mit grammatiſchem Sinn verbunden, etwas ſehr Reizendes und etwas ſehr Gutes ſeyn kann, dient ihnen oft als Symbol ihrer ſchönen Geheimniſſe.

Sinn für Poeſie oder Philoſophie hat der, für den ſie ein Individuum iſt.

Zur Philoſophie gehören, je nach dem man es nimmt, entweder gar keine oder alle Sachkenntniſſe.

Man ſoll niemanden zur Philoſophie verführen oder bereden wollen.

Auch nach den gewöhnlichſten Anſichten iſt es Verdienſt genug, um einen Roman berühmt zu machen, wenn ein durchaus neuer Karakter darin auf eine intereſſante Art dargeſtellt und ausgeführt wird. Dieß Verdienſt hat William Lovell unläugbar, und daß alles Nebenwerk und Gerüſte darin gemein oder misglückt iſt, wie der große Machiniſt im Hintergrunde des Ganzen, daß das Ungewöhnliche darin oft nur ein umgekehrtes Gewöhnliches iſt, hätte ihm wohl nicht geſchadet: aber der Karakter war unglücklicherweiſe poetiſch. Lovell iſt wie ſeine nur etwas zu wenig unterſchiedene Variazion Balder ein vollkommner Fantaſt in jedem guten und in jedem ſchlechten, in jedem ſchönen und in jedem häßlichen Sinne des Worts. Das ganze Buch iſt ein Kampf der Proſa und der Poeſie, wo die Proſa mit Füßen getreten wird und die Poeſie über ſich ſelbſt den Hals bricht. Übrigens hat es den Fehler mancher erſten Produkte: es ſchwankt zwiſchen Inſtinkt und Abſicht, weil es von beyden nicht genug hat. Daher die Wiederhohlungen, wodurch die Darſtellung der erhabenen Langenweile zuweilen in Mittheilung übergehn kann. Hier liegt der Grund,

warum die abſolute Fantaſie in dieſem Roman auch von Eingeweihten der Poeſie verkannt und als bloß ſentimental verachtet werden mag, während dem vernünftigen Leſer, der für ſein Geld mäßig gerührt zu werden verlangt, das Sentimentale darin keineswegs zuſagt und ſehr furios dünkt. So tief und ausführlich hat Tieck vielleicht noch keinen Karakter wieder dargeſtellt. Aber der Sternbald vereinigt den Ernſt und Schwung des Lovell mit der künſtleriſchen Religioſität des Kloſterbruders und mit allem was in den poetiſchen Arabesken, die er aus alten Mährchen gebildet, im Ganzen genommen das Schönſte iſt: die fantaſtiſche Fülle und Leichtigkeit, der Sinn für Ironie, und beſonders die abſichtliche Verſchiedenheit und Einheit des Kolorits. Auch hier iſt alles klar und tranſparent, und der romantiſche Geiſt ſcheint angenehm über ſich ſelbſt zu fantaſiren.

Die Welt iſt viel zu ernſthaft, aber der Ernſt iſt doch ſelten genug. Ernſt iſt das Gegentheil von Spiel. Der Ernſt hat einen beſtimmten Zweck, den wichtigſten unter allen möglichen; er kann nicht tändeln und kann ſich nicht täuſchen; er verfolgt ſein Ziel unermüdet bis er es ganz erreicht hat. Dazu gehört Energie, Geiſteskraft von ſchlechthin unbegränzter Extenſion und Intenſion. Giebt es keine abſolute Höhe und Weite für den Menſchen, ſo iſt das Wort Größe in ſittlicher Bedeutung überflüßig. Ernſt iſt Größe in Handlung. Groß iſt was zugleich Enthuſiasmus und Genialität hat, was zugleich gött-

lich und vollendet iſt. Vollendet iſt, was zugleich natürlich und künſtlich iſt. Göttlich iſt was aus der Liebe zum reinen ewigen Seyn und Werden quillt, die höher iſt als alle Poeſie und Philoſophie. Es giebt eine ruhige Göttlichkeit ohne die zermalmende Kraft des Helden und die bildende Thätigkeit des Künſtlers. Was zugleich göttlich, vollendet und groß iſt, iſt vollkommen.

Ob eine gebildete Frau, bey der von Sittlichkeit die Frage ſeyn kann, verderbt oder rein ſey, läßt ſich vielleicht ſehr beſtimmt entſcheiden. Folgt ſie der allgemeinen Tendenz, iſt Energie des Geiſtes und des Karakters, die äußre Erſcheinung derſelben und was eben durch ſie gilt, ihr Eins und Alles, ſo iſt ſie verderbt. Kennt ſie etwas größeres als die Größe, kann ſie über ihre natürliche Neigung zur Energie lächeln, iſt ſie mit einem Worte des Enthuſiasmus fähig, ſo iſt ſie unſchuldig im ſittlichen Sinne. In dieser Rückſicht kann man ſagen, alle Tugend des Weibes ſey Religion. Aber daß die Frauen gleichſam mehr an Gott oder an Chriſtus glauben müßten, als die Männer, daß irgend eine gute und ſchöne Freygeiſterey ihnen weniger zieme als den Männern, iſt wohl nur eine von den unendlich vielen gemeingeltenden Plattheiten, die Rouſſeau in ein ordentliches Syſtem der Weiblichkeitslehre verbunden hat, in welchem der Unſinn ſo ins Reine gebracht und ausgebildet war, daß es durchaus allgemeinen Beyfall finden mußte.

Der groſse Haufen liebt Friedrich Richters Romane vielleicht nur wegen der anſcheinenden Abentheuerlichkeit. Überhaupt intereſſirt er wohl auf die verſchiedenſte Art und aus ganz entgegengeſetzten Urſachen. Während der gebildete Oekonom edle Thränen in Menge bey ihm weint, und der ſtrenge Künſtler ihn als das blutrothe Himmelszeichen der vollendeten Unpoeſie der Nazion und des Zeitalters haſst, kann ſich der Menſch von univerſeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren ſeines wie Reichstruppen zuſammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen, oder die Willkührlichkeit in ihm vergöttern. Ein eignes Phänomen iſt es; ein Autor, der die Anfangsgründe der Kunſt nicht in der Gewalt hat, nicht ein Bonmot rein ausdrücken, nicht eine Geſchichte gut erzählen kann, nur ſo was man gewöhnlich gut erzählen nennt, und dem man doch ſchon um eines ſolchen humoriſtiſchen Dithyrambus willen, wie der Adamsbrief des trotzigen, fernigen, prallen, herrlichen Leibgeber, den Namen eines groſsen Dichters nicht ohne Ungerechtigkeit abſprechen dürfte. Wenn ſeine Werke auch nicht übermäſsig viel Bildung enthalten, ſo ſind ſie doch gebildet: das Ganze iſt wie das Einzelne und umgekehrt; kurz, er iſt fertig. Es iſt ein groſser Vorzug des Siebenkäs, daſs die Ausführung und Darſtellung darin noch am beſten iſt; ein weit gröſserer, daſs ſo wenig Engländer darin ſind. Freylich ſind ſeine Engländer am Ende auch Deutſche, nur in idylliſchen Verhältniſſen und mit ſentimentalen Namen: indeſſen haben ſie immer eine ſtarke Aehnlich-

keit mit Louvets Pohlen und gehören mit zu den falſchen Tendenzen, deren er ſo viele hat. Dahin gehören auch die Frauen, die Philoſophie, die Jungfrau Maria, die Zierlichkeit, die idealiſchen Viſionen und die Selbſtbeurtheilung. Seine Frauen haben rothe Augen und ſind Exempel, Gliederfrauen zu pſychologiſchmoraliſchen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerey. Überhaupt läßt er ſich faſt nie herab, die Perſonen darzuſtellen; genug daß er ſie ſich denkt, und zuweilen eine treffende Bemerkung über ſie ſagt. So hält ers mit den paſſiven Humoriſten, den Menſchen, die eigentlich nur humoriſtiſche Sachen ſind: die aktiven erſcheinen auch ſelbſtändiger, aber ſie haben eine zu ſtarke Familienähnlichkeit unter ſich und mit dem Autor, als daß man ihnen dieß für ein Verdienſt anrechnen dürfte. Sein Schmuck beſteht in bleyernen Arabesken im Nürnberger Styl. Hier iſt die an Armuth gränzende Monotonie ſeiner Fantaſie und ſeines Geiſtes am auffallendſten: aber hier iſt auch ſeine anziehende Schwerfälligkeit zu Hauſe, und ſeine pikante Geſchmackloſigkeit, an der nur das zu tadeln iſt, daß er nicht um ſie zu wiſſen ſcheint. Seine Madonna iſt eine empfindſame Küſtersfrau, und Chriſtus erſcheint wie ein aufgeklärter Candidat. Je moraliſcher ſeine poetiſchen Rembrandts ſind, deſto mittelmäßiger und gemeiner; je komiſcher, je näher dem Beſſern; je dithyrambiſcher und je kleinſtädtiſcher, deſto göttlicher: denn ſeine Anſicht des Kleinſtädtiſchen iſt vorzüglich gottesſtädtiſch. Seine humoriſtiſche Poeſie ſondert ſich im-

mer mehr von ſeiner ſentimentalen Proſa; oft erſcheint ſie gleich eingeſtreuten Liedern als Epiſode, oder vernichtet als Appendix das Buch. Doch zerfließen ihm immer noch zu Zeiten gute Maſſen in das allgemeine Chaos.

Mirabeau hat eine große Rolle in der Revoluzion geſpielt, weil ſein Karakter und ſein Geiſt revoluzionär war; Robespierre, weil er der Revoluzion unbedingt gehorchte, ſich ihr ganz hingab, ſie anbetete, und ſich für den Gott derſelben hielt; Buonaparte, weil er Revoluzionen ſchaffen und bilden, und ſich ſelbſt annihiliren kann.

Sollte der jetzige franzöſiſche Nazionalkarakter nicht eigentlich mit dem Kardinal Richelieu anfangen? Seine ſeltſame und beynah abgeſchmackte Univerſalität erinnert an viele der merkwürdigſten franzöſiſchen Phänomene nach ihm.

Man kann die franzöſiſche Revoluzion als das größte und merkwürdigſte Phänomen der Staatengeſchichte betrachten, als ein faſt univerſelles Erdbeben, eine unermeßliche Überſchwemmung in der politiſchen Welt; oder als ein Urbild der Revoluzionen, als die Revoluzion ſchlechthin. Das ſind die gewöhnlichen Geſichtspunkte. Man kann ſie aber auch betrachten als den Mittelpunkt und den Gipfel des franzöſiſchen Nazionalkarakters, wo alle Paradoxien deſſelben zuſammengedrängt ſind; als die furchtbarſte

Groteske des Zeitalters, wo die tiefſinnigſten Vorurtheile und die gewaltſamſten Ahndungen deſſelben in ein grauſes Chaos gemiſcht, zu einer ungeheuren Tragikomödie der Menſchheit ſo bizarr als möglich verwebt ſind. Zur Ausführung dieſer hiſtoriſchen Anſichten findet man nur noch einzelne Züge.

Die erſte Regung der Sittlichkeit iſt Oppoſizion gegen die poſitive Geſetzlichkeit und konvenzionelle Rechtlichkeit, und eine gränzenloſe Reizbarkeit des Gemüths. Kommt dazu noch die ſelbſtändigen und ſtarken Geiſtern ſo eigne Nachläſſigkeit, und die Heftigkeit und Ungeſchicklichkeit der Jugend, ſo ſind Ausſchweifungen unvermeidlich, deren nicht zu berechnende Folgen oft das ganze Leben vergiften. So geſchiehts, daß der Pöbel die für Verbrecher oder Exempel der Unſittlichkeit hält, welche für den wahrhaft ſittlichen Menſchen zu den höchſt ſeltnen Ausnahmen gehören, die er als Weſen ſeiner Art, als Mitbürger ſeiner Welt betrachten kann. Wer denkt hiebey nicht an Mirabeau und Chamfort?

Es iſt natürlich, daß die Franzoſen etwas dominiren im Zeitalter. Sie ſind eine chemiſche Nazion, der chemiſche Sinn iſt bey ihnen am allgemeinſten erregt, und ſie machen ihre Verſuche auch in der moraliſchen Chemie immer im Großen. Das Zeitalter iſt gleichfalls ein chemiſches Zeitalter. Revoluzionen ſind univerſelle nicht organiſche, ſondern chemiſche Bewegungen. Der große Handel iſt die Chemie der

großen Oekonomie; es giebt wohl auch eine Alchemie der Art. Die chemiſche Natur des Romans, der Kritik, des Witzes, der Geſelligkeit, der neueſten Rhetorik und der bisherigen Hiſtorie leuchtet von ſelbſt ein. Ehe man nicht zu einer Karakteriſtik des Univerſums und zu einer Eintheilung der Menſchheit gelangt iſt, muß man ſich nur mit Notizen über den Grundton und einzelne Manieren des Zeitalters begnügen laſſen, ohne den Rieſen auch nur ſilhouettiren zu können. Denn wie wollte man ohne jene Vorkenntniſſe beſtimmen, ob das Zeitalter wirklich ein Individuum, oder vielleicht nur ein Colliſionspunkt andrer Zeitalter ſey; wo es beſtimmt anfange und endige? Wie wäre es möglich, die gegenwärtige Periode der Welt richtig zu verſtehen und zu interpungiren, wenn man nicht wenigſtens den allgemeinen Karakter der nächſtfolgenden anticipiren dürfte? Nach der Analogie jenes Gedankens würde auf das chemiſche ein organiſches Zeitalter folgen, und dann dürften die Erdbürger des nächſten Sonnenumlaufs wohl bey weitem nicht ſo groß von uns denken wie wir ſelbſt, und vieles was jetzt bloß angeſtaunt wird, nur für nützliche Jugendübungen der Menſchheit halten.

Eine ſogenannte Recherche iſt ein hiſtoriſches Experiment. Der Gegenſtand und das Reſultat deſſelben iſt ein Faktum. Was ein Faktum ſeyn ſoll, muß ſtrenge Individualität haben, zugleich ein Geheimniß und ein Experiment ſeyn, nämlich ein Experiment der bildenden Natur. Geheimniß und Myſterie iſt alles

was nur durch Enthuſiasmus und mit philoſophiſchem poetiſchem oder ſittlichem Sinn aufgefaßt werden kann.

Auch die Sprache begegnet der Sittlichkeit ſchlecht. Sie iſt nirgends ſo roh und arm, als wo es auf die Bezeichnung ſittlicher Begriffe ankommt. Zum Beyſpiel nehme ich die drey Karaktere, die ſich aus den verſchiedenen Verbindungen zwiſchen Zweck und Mittel konſtruiren laſſen. Es giebt Menſchen, denen unter der Hand alles was ſie als Mittel behandeln, zum Zweck wird. Sie widmen ſich einer Wiſſenſchaft um ihr Glück zu machen, und werden von den Reizen derſelben gefeſſelt. Sie ſuchen einen Anhänger derſelben auf, und ſie fangen an ihn zu lieben. Sie beſuchen ſeine Zirkel um mit ihm zu ſeyn, und ſie werden die leidenſchaftlichſten Mitglieder derſelben. Sie ſchreiben, oder treiben ſchöne Künſte, oder kleiden ſich beſſer, um in dieſen Zirkeln zu gefallen, und ehe man ſich verſieht, finden ſie unabhängig von Gefallen und Mißfallen in ihren Schreibereyen, in ihrem Kunſtſtudium, in ihrer Eleganz einen innigen Genuß. Dieß iſt ein ſehr beſtimmter Karakter der ſich überall leicht erkennen läßt; hat aber die Sprache einen Namen dafür? Ein großer Kreis von verſchiedenen Thätigkeiten wird auf dieſe Art durchlaufen, und die Sprache vergönnt auch ihn deswegen veränderlich oder vielſeitig zu nennen: das iſt aber nur ein Theil von den Erſcheinungen dieſer Denkungsart, welchen ſie mit manchen andern gemein hat. Menſchen

von dieſer Art machen den endlichen Raum vom gegenwärtigen Augenblick bis zur Erreichung eines gewiſſen Zweckes zu einer unendlichen und ins Unendliche getheilten Größe. Wem dieſe Fertigkeit das Endliche als etwas Unendliches zu behandeln, immer liebenswürdig erſcheint, möchte ſie ſo nennen: aber dieß iſt nur die Beſchreibung eines Eindrucks. Für das Weſen dieſes Karakters, von dem Intereſſe für etwas als Mittel in ein unmittelbares Intereſſe leicht und oft überzugehn, hat die Sprache kein Zeichen. Es giebt andre Menſchen, welche den entgegengeſetzten Weg gehn, und ſehr leicht das, was ihnen Anfangs Zweck war, nur als Mittel für etwas andres behandeln; die wenn ſie einen Schriftſteller leidenſchaftlich geleſen haben, mit einer Karakteriſtik deſſelben endigen, wenn ſie eine Wiſſenſchaft lange getrieben haben, ſich bald zur Philoſophie der Wiſſenſchaft erheben, und ſelbſt wenn eine perſönliche Anhänglichkeit ſie feſſelt, in Gefahr ſind, eine zärtliche Verbindung als Mittel zu behandeln, um eine neue Anſicht der menſchlichen Natur zu gewinnen, oder über die Liebe aus eignen Experimenten zu philoſophiren. Nenne mir das Jemand auf Deutſch! Von den Wirkungen und dem Eindruck eines ſolchen Karakters zu reden, iſt wohlfeil: daß es groß iſt, das Endliche wegzuwerfen, weil man auf das Unendliche losgeht, daß es originell iſt, Schranken umzureißen, wo Andere hängen bleiben, neue Bahnen zu eröffnen, wo Andere einen geſchloßnen Kreis zu ſehen glauben, große Leidenſchaften in reißendem Fluge zu durchlaufen, und

groſse Kunſtwerke gleichſam im Vorbeygehn aufzubaun; denn das ſind die natürlichen Aeußerungen eines ſolchen Karakters, wenn er nicht erliſcht; dieß zu mahlen, hat die Sprache nicht Mangel an Worten. Es giebt einen dritten Karakter, der beyde vereinigt, der ſo lange er einen Zweck vor Augen hat, alles wieder zum Zweck macht, was in das Syſtem deſſelben gehört, bey dieſem endlichen Genuß dennoch das Höherſtreben nicht vergißt und mitten auf ſeinen Rieſenſchritten immer wieder zu jenem zurückkehrt. Er verbindet das Talent, ſeine eignen Gränzen leicht zu finden, und nichts zu wollen, als was man kann, mit dem, ſeine Endzwecke mit den Kräften zugleich zu erweitern: die Weisheit und ruhige Reſignazion des in ſich gekehrten Gemüths, mit der Energie eines äußerſt elaſtiſchen und expanſibeln Geiſtes, der durch die geringſte Oeffnung, die ſich darbietet, entweicht, um in einem Augenblick einen weit größern Kreis als den bisherigen auszufüllen. Er macht nie einen vergeblichen Verſuch, den erkannten Schranken des Augenblicks zu entweichen, und glüht dabey doch von Sehnſucht, ſich weiter auszudehnen; er widerſtrebt nie dem Schickſal, aber er fodert es in jedem Augenblick auf, ihm eine Erweiterung ſeines Daſeyns anzuweiſen; er hat immer alles im Auge, was ein Menſch nur werden kann und zu werden wünſchen mag, aber ſtrebt nie nach etwas, bis der günſtige Moment erſchienen iſt. Daß ein ſolcher Karakter ein vollendetes praktiſches Genie wäre, daß bey ihm alles Abſicht und alles Inſtinkt, alles Willkühr

und alles Natur ſeyn würde, das kann man ſagen, aber ein Wort, um das Weſen dieſes Karakters zu bezeichnen, wird vergebens geſucht.

Wie die Novelle in jedem Punkt ihres Seyns und ihres Werdens neu und frappant ſeyn muß, ſo ſollte vielleicht das poetiſche Mährchen und vorzüglich die Romanze unendlich bizarr ſeyn; denn ſie will nicht bloß die Fantaſie intereſſiren, ſondern auch den Geiſt bezaubern und das Gemüth reizen; und das Weſen des Bizarren ſcheint eben in gewiſſen willkührlichen und ſeltſamen Verknüpfungen und Verwechslungen des Denkens, Dichtens und Handelns zu beſtehn. Es giebt eine Bizarrerie der Begeiſterung, die ſich mit der höchſten Bildung und Freyheit verträgt, und das Tragiſche nicht bloß verſtärkt, ſondern verſchönert und gleichſam vergöttlicht; wie in Goethe's Braut von Korinth, die Epoche in der Geſchichte der Poeſie macht. Das Rührende darin iſt zerreißend und doch verführeriſch lockend. Einige Stellen könnte man faſt bürlesk nennen, und eben in dieſen erſcheint das Schreckliche zermalmend groß.

Es giebt unvermeidliche Lagen und Verhältniſſe, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man ſie durch einen kühnen Akt der Willkühr verwandelt und durchaus als Poeſie betrachtet. Alſo ſollen alle gebildete Menſchen im Nothfalle Poeten ſeyn können, und daraus läßt ſich eben ſo gut folgern, daß der

Menſch von Natur ein Poet ſey, daß es eine Naturpoeſie gebe, als umgekehrt.

Opfre den Grazien, heißt, wenn es einem Philoſophen geſagt wird, ſo viel als: Schaffe dir Ironie und bilde dich zur Urbanität.

Bey manchen, beſonders hiſtoriſchen Werken von Umfang, die im Einzelnen überall ſehr anziehend und ſchön geſchrieben ſind, empfindet man dennoch im Ganzen eine unangenehme Monotonie. Um dieß zu vermeiden, müßte Kolorit und Ton und ſelbſt der Styl ſich verändern und in den verſchiedenen großen Maſſen des Ganzen auffallend verſchieden ſeyn, wodurch das Werk nicht bloß mannichfaltiger, ſondern auch ſyſtematiſcher werden würde. Es leuchtet ein, daß eine ſolche regelmäßige Abwechslung nicht das Werk des Zufalls ſeyn könne, daß der Künſtler hier ganz beſtimmt wiſſen müſſe, was er wolle, um es machen zu können; aber es leuchtet auch ein, daß es voreilig ſey, die Poeſie oder die Proſa Kunſt zu nennen, ehe ſie dahin gelangt ſind, ihre Werke vollſtändig zu konſtruiren. Daß das Genie dadurch überflüßig gemacht werde, ſteht nicht zu beſorgen, da der Sprung vom anſchaulichſten Erkennen und klaren Sehen deſſen, was hervorgebracht werden ſoll, bis zum Vollenden immer unendlich bleibt.

Das Weſen des poetiſchen Gefühls liegt vielleicht darin, daß man ſich ganz aus ſich ſelbſt affi-

ciren, über Nichts in Affekt gerathen und ohne Veranlaſſung fantaſiren kann. Sittliche Reizbarkeit iſt mit einem gänzlichen Mangel an poetiſchem Gefühl ſehr gut vereinbar.

Soll denn die Poeſie ſchlechthin eingetheilt ſeyn? oder ſoll ſie die eine und untheilbare bleiben? oder wechſeln zwiſchen Trennung und Verbindung? Die meiſten Vorſtellungsarten vom poetiſchen Weltſyſtem ſind noch ſo roh und kindiſch, wie die älteren vom aſtronomiſchen vor Kopernikus. Die gewöhnlichen Eintheilungen der Poeſie ſind nur todtes Fachwerk für einen beſchränkten Horizont. Was einer machen kann, oder was eben gilt, iſt die ruhende Erde im Mittelpunkt. Im Univerſum der Poeſie ſelbſt aber ruht nichts, alles wird und verwandelt ſich und bewegt ſich harmoniſch; und auch die Kometen haben unabänderliche Bewegungsgeſetze. Ehe ſich aber der Lauf dieſer Geſtirne nicht berechnen, ihre Wiederkunft nicht vorherbeſtimmen läßt, iſt das wahre Weltſyſtem der Poeſie noch nicht entdeckt.

Einige Grammatiker ſcheinen den Grundſatz des alten Völkerrechts, daß jeder Fremde ein Feind ſey, in die Sprache einführen zu wollen. Aber ein Autor, der auch ohne ausländiſche Worte fertig zu werden weiß, wird ſich immer berechtigt halten dürfen, ſie zu brauchen, wo der Karakter der Gattung ſelbſt ein Kolorit der Univerſalität fodert oder wünſcht; und ein hiſtoriſcher Geiſt wird ſich immer für alte Worte,

die ſo oft nicht bloß mehr Erfahrung und Verſtand, ſondern auch mehr Lebenskraft und Einheit haben, als viele ſogenannte Menſchen oder Grammatiker, mit Ehrfurcht und Liebe intereſſiren und ſie bey Gelegenheit gern verjüngen.

Ganz ohne Rückſicht auf den Inhalt iſt der Fürſtenſpiegel ſehr ſchätzbar als ein Muſter des guten Tons in geſchriebner Konverſazion, wie die deutſche Proſa nur wenige aufzuweiſen hat, aus denen der Autor, der die Philoſophie und das geſellſchaftliche Leben en rapport ſetzen will, lernen muß, wie man das Dekorum der Konvenzion zum Anſtand der Natur adelt. So ſollte eigentlich jeder ſchreiben können, der Veranlaſſung findet, etwas drucken zu laſſen, ohne darum eben ein Autor ſeyn zu wollen.

Wie kann eine Wiſſenſchaft auf wiſſenſchaftliche Strenge und Vollendung Anſpruch machen, die meiſtens in usum delphini oder nach dem Syſtem der gelegenheitlichen Urſachen angeordnet und eingetheilt iſt, wie die Mathematik?

Urbanität iſt der Witz der harmoniſchen Univerſalität, und dieſe iſt das Eins und Alles der hiſtoriſchen Philoſophie und Plato's höchſte Muſik. Die Humaniora ſind die Gymnaſtik dieſer Kunſt und Wiſſenſchaft.

Eine Karakteriſtik iſt ein Kunſtwerk der Kritik, ein visum repertum der chemiſchen Philoſophie. Eine Rezenſion iſt eine angewandte und anwendende Karakteriſtik, mit Rückſicht auf den gegenwärtigen Zuſtand der Litteratur und des Publikums. Überſichten, litterariſche Annalen ſind Summen oder Reihen von Karakteriſtiken. Parallellen ſind kritiſche Gruppen. Aus der Verknüpfung beyder entſpringt die Auswahl der Klaſſiker, das kritiſche Weltſyſtem für eine gegebne Sphäre der Philoſophie oder der Poeſie.

Alle reine uneigennützige Bildung iſt gymnaſtiſch oder muſikaliſch; ſie geht auf Entwicklung der einzelnen und auf Harmonie aller Kräfte. Die Griechiſche Dichotomie der Erziehung iſt mehr als eine von den Paradoxien des Alterthums.

Liberal iſt wer von allen Seiten und nach allen Richtungen wie von ſelbſt frey iſt und in ſeiner ganzen Menſchheit wirkt; wer alles, was handelt, iſt und wird, nach dem Maß ſeiner Kraft heilig hält, und an allem Leben Antheil nimmt, ohne ſich durch beſchränkte Anſichten zum Haß oder zur Geringſchätzung deſſelben verführen zu laſſen.

Philoſophiſche Juriſten nennen ſich auch ſolche, die neben ihren andern Rechten, die oft ſo unrechtlich ſind, auch ein Naturrecht haben, welches nicht ſelten noch unrechtlicher iſt.

Die Dedukzion eines Begriffs iſt die Ahnenprobe ſeiner ächten Abſtammung von der intellektuellen Anſchauung ſeiner Wiſſenſchaft. Denn jede Wiſſenſchaft hat die ihrige.

Es pflegt manchem ſeltſam und lächerlich aufzufallen, wenn die Muſiker von den Gedanken in ihren Compoſizionen reden; und oft mag es auch ſo geſchehen, daß man wahrnimmt, ſie haben mehr Gedanken in ihrer Muſik als über dieſelbe. Wer aber Sinn für die wunderbaren Affinitäten aller Künſte und Wiſſenſchaften hat, wird die Sache wenigſtens nicht aus dem platten Geſichtspunkt der ſogenannten Natürlichkeit betrachten, nach welcher die Muſik nur die Sprache der Empfindung ſeyn ſoll, und eine gewiſſe Tendenz aller reinen Inſtrumentalmuſik zur Philoſophie an ſich nicht unmöglich finden. Muß die reine Inſtrumentalmuſik ſich nicht ſelbſt einen Text erſchaffen? und wird das Thema in ihr nicht ſo entwickelt, beſtätigt, variirt und kontraſtirt, wie der Gegenſtand der Meditazion in einer philoſophiſchen Ideenreihe?

Die Dynamik iſt die Größenlehre der Energie, welche in der Aſtronomie auf die Organiſazion des Univerſums angewandt wird. Inſofern könnte man beyde eine hiſtoriſche Mathematik nennen. Die Algebra erfordert am meiſten Witz und Enthuſiasmus, nämlich mathematiſchen.

Der konſequente Empirismus endigt mit Beyträgen zur Ausgleichung der Misverſtändniſſe oder mit einer Subſkripzion auf die Wahrheit.

Die unächte Univerſalität iſt entweder theoretiſch oder praktiſch. Die theoretiſche iſt die Univerſalität eines ſchlechten Lexikons, einer Regiſtratur. Die praktiſche entſteht aus der Totalität der Einmiſchung.

Die intellektualen Anſchauungen der Kritik ſind das Gefühl von der unendlich feinen Analyſe der Griechiſchen Poeſie und das von der unendlich vollen Miſchung der Römiſchen Satire und der Römiſchen Proſa.

Wir haben noch keinen moraliſchen Autor, welcher den Erſten der Poeſie und Philoſophie verglichen werden könnte. Ein ſolcher mußte die erhabene antiquariſche Politik Müllers mit Forſters großer Oekonomie des Univerſums und mit Jacobi's ſittlicher Gymnaſtik und Muſik verknüpfen, und auch in der Schreibart den ſchweren, ehrwürdigen und begeiſterten Styl des erſten, mit dem friſchen Kolorit, der liebenswürdigen Zartheit des zweyten, und mit der überall wie ferne Harmonika der Geiſterwelt antönenden gebildeten Fühlbarkeit des dritten verbinden.

Rouſſeau's Polemik gegen die Poeſie iſt doch nur eine ſchlechte Nachahmung des Plato. Plato hat es mehr gegen die Poeten als gegen die Poeſie; er hielt

die Philoſophie für den kühnſten Dithyrambus und für die einſtimmigſte Muſik. Epikur iſt eigentlicher Feind der ſchönen Kunſt: denn er will die Fantaſie ausrotten und ſich bloß an den Sinn halten. Auf eine ganz andre Art könnte Spinoſa ein Feind der Poeſie ſcheinen; weil er zeigt, wie weit man mit Philoſophie und Moralität ohne Poeſie kommen kann, und weil es ſehr im Geiſt ſeines Syſtems liegt, die Poeſie nicht zu iſoliren.

Univerſalität iſt Wechſelſättigung aller Formen und aller Stoffe. Zur Harmonie gelangt ſie nur durch Verbindung der Poeſie und der Philoſophie: auch den univerſellſten vollendetſten Werken der iſolirten Poeſie und Philoſophie ſcheint die letzte Syntheſe zu fehlen; dicht am Ziel der Harmonie bleiben ſie unvollendet ſtehn. Das Leben des univerſellen Geiſtes iſt eine ununterbrochne Kette innerer Revoluzionen; alle Individuen, die urſprünglichen, ewigen nämlich leben in ihm. Er iſt ächter Polytheiſt und trägt den ganzen Olymp in ſich.

II. Über Goethe's Meiſter.

Ohne Anmaßung und ohne Geräuſch, wie die Bildung eines ſtrebenden Geiſtes ſich ſtill entfaltet, und wie die werdende Welt aus ſeinem Innern leiſe emporſteigt, beginnt die klare Geſchichte. Was hier vorgeht und was hier geſprochen wird, iſt nicht außerordentlich, und die Geſtalten, welche zuerſt hervortreten, ſind weder groß noch wunderbar: eine kluge Alte, die überall den Vortheil bedenkt und für den reicheren Liebhaber das Wort führt; ein Mädchen, die ſich aus den Verſtrickungen der gefährlichen Führerin nur losreißen kann, um ſich dem Geliebten heftig hinzugeben; ein reiner Jüngling, der das ſchöne Feuer ſeiner erſten Liebe einer Schauſpielerin weiht. Indeſſen ſteht alles gegenwärtig vor unſern Augen da, lockt und ſpricht uns an. Die Umriſſe ſind allgemein und leicht, aber ſie ſind genau, ſcharf und ſicher. Der kleinſte Zug iſt bedeutſam, jeder Strich iſt ein leiſer Wink und alles iſt durch helle und lebhafte Gegenſätze gehoben. Hier iſt nichts, was die Leiden-

ſchaft heftig entzůnden, oder die Theilnahme ſogleich gewaltſam mit ſich fortreißen kǒnnte. Aber die beweglichen Gemåhlde haften wie von ſelbſt in dem Gemůthe, welches eben zum ruhigen Genuß heiter geſtimmt war. So bleibt auch wohl eine Landſchaft von einfachem und unſcheinbarem Reiz, der eine ſeltſam ſchǒne Beleuchtung oder eine wunderbare Stimmung unſers Gefůhls einen augenblicklichen Schein von Neuheit und von Einzigkeit lieh, ſonderbar hell und unauslǒſchlich in der Erinnerung. Der Geiſt fůhlt ſich durch die heitre Erzåhlung ůberall gelinde berůhrt, leiſe und vielfach angeregt. Ohne ſie ganz zu kennen, hålt er dieſe Menſchen dennoch ſchon fůr Bekannte, ehe er noch recht weiß, oder ſich fragen kann, wie er mit ihnen bekannt geworden ſey. Es geht ihm damit wie der Schauſpielergeſellſchaft auf ihrer luſtigen Waſſerfarth mit dem Fremden. Er glaubt, er můßte ſie ſchon geſehen haben, weil ſie ausſehn wie Menſchen und nicht wie Hinz oder Kunz. Dieß Ausſehn verdanken ſie nicht eben ihrer Natur und ihrer Bildung: denn nur bey einem oder dem andern nåhert ſich dieſe auf verſchiedne Weiſe und in verſchiednem Maß der Allgemeinheit. Die Art der Darſtellung iſt es, wodurch auch das Beſchrånkteſte zugleich ein ganz eignes ſelbſtåndiges Weſen fůr ſich, und dennoch nur eine andre Seite, eine neue Verånderung der allgemeinen und unter allen Verwandlungen einigen menſchlichen Natur, ein kleiner Theil der unendlichen Welt zu ſeyn ſcheint. Das iſt eben das Große, worin jeder Gebildete nur ſich ſelbſt wiederzu-

finden glaubt, während er weit über ſich ſelbſt erho- ben wird; was nur ſo iſt, als müßte es ſo ſeyn, und doch weit mehr als man fodern darf.

Mit wohlwollendem Lächeln folgt der heitre Leſer Wilhelms gefühlvollen Erinnerungen an die Puppen- ſpiele, welche den neugierigen Knaben mehr beſeeligten als alles andre Naſchwerk, als er noch jedes Schau- ſpiel und Bilder aller Art, wie ſie ihm vorkamen, mit demſelben reinen Durſte in ſich ſog, mit welchem der Neugebohrne die ſüße Nahrung aus der Bruſt der liebkoſenden Mutter empfängt. Sein Glaube macht ihm die gutmüthigen Kindergeſchichten von je- ner Zeit, wo er immer alles zu ſehen begehrte, was ihm neu war, und was er geſehn hatte, nun auch gleich zu machen oder nachzumachen verſuchte oder ſtrebte, wichtig, ja heilig, ſeine Liebe mahlt ſie mit den reizendſten Farben uns, und ſeine Hoffnung leiht ihnen die ſchmeichelhafteſte Bedeutung. Eben dieſe ſchönen Eigenſchaften bilden das Gewebe ſeines Lieb- lingsgedankens, von der Bühne herab die Menſchen zu erheben, aufzuklären und zu veredeln, und der Schöpfer eines neuen ſchöneren Zeitalters der vater- ländiſchen Bühne zu werden, für die ſeine kindliche Neigung, erhöht durch die Jugend und verdoppelt durch die Liebe, in helle Flammen emporſchlägt. Wenn die Theilnahme an dieſen Gefühlen und Wün- ſchen nicht frey von Beſorgniß ſeyn kann, ſo iſt es dagegen nicht wenig anziehend und ergötzlich, wie Wilhelm auf einer kleinen Reiſe, auf welche ihn die Väter zum erſten Verſuch ſenden, einem Abentheuer

von der Art, die ſich ernſthaft anläßt und drollig entwickelt, begegnet, in welchem er den Widerſchein ſeines eignen Unternehmens, freylich nicht auf die vortheilhafteſte Weiſe abgebildet, erblickt, ohne daß ihn dieß ſeiner Schwärmerey untreu machen könnte. Unvermerkt iſt indeß die Erzählung lebhafter und leidenſchaftlicher geworden, und in der warmen Nacht, wo Wilhelm, ſich einer ewigen Verbindung mit ſeiner Mariane ſo nahe wähnend, liebevoll um ihre Wohnung ſchwärmt, ſteigt die heiße Sehnſucht, die ſich in ſich ſelbſt zu verlieren, im Genuß ihrer eignen Töne zu lindern und zu erquicken ſcheint, aufs äußerſte, bis die Gluth durch die traurige Gewißheit und Norbergs niedrigen Brief plötzlich gelöſcht, und die ganze ſchöne Gedankenwelt des liebenden Jünglings mit einem Streich vernichtet wird.

Mit dieſem ſo harten Mißlaut ſchließt das erſte Buch, deſſen Ende einer geiſtigen Muſik gleicht, wo die verſchiedenſten Stimmen, wie eben ſo viele einladende Anklänge aus der neuen Welt, deren Wunder ſich vor uns entfalten ſollen, raſch und heftig wechſeln; und der ſchneidende Abſtich kann die erſt weniger, dann mehr als man erwartete, gereizte Spannung mit einem Zuſatz von Ungeduld heilſam würzen, ohne doch je den ruhigſten Genuß des Gegenwärtigen zu ſtören, oder auch die feinſten Züge der Nebenausbildung, die leiſeſten Winke der Wahrnehmung zu entziehn, die jeden Blick, jede Miene des durch das Werk ſichtbaren Dichtergeiſtes zu verſtehen wünſcht.

Damit aber nicht bloß das Gefühl in ein leeres

Unendliches hinausſtrebe, ſondern auch das Auge nach einem großen Geſichtspunkt die Entfernung ſinnlich berechnen, und die weite Ausſicht einigermaßen umgränzen könne, ſteht der Fremde da, der mit ſo vielem Rechte der Fremde heißt. Allein und unbegreiflich, wie eine Erſcheinung aus einer andern edleren Welt, die von der Wirklichkeit, welche Wilhelmen umgiebt, ſo verſchieden ſeyn mag, wie von der Möglichkeit, die er ſich träumt, dient er zum Maßſtab der Höhe, zu welcher das Werk noch ſteigen ſoll; eine Höhe, auf der vielleicht die Kunſt eine Wiſſenſchaft und das Leben eine Kunſt ſeyn wird.

Der reife Verſtand dieſes gebildeten Mannes iſt wie durch eine große Kluft von der blühenden Einbildung des liebenden Jünglings geſchieden. Aber auch von Wilhelms Serenate zu Norbergs Brief iſt der Übergang nicht milde, und der Kontraſt zwiſchen ſeiner Poeſie und Marianens proſaiſcher ja niedriger Umgebung iſt ſtark genug. Als vorbereitender Theil des ganzen Werks iſt das erſte Buch eine Reihe von veränderten Stellungen und mahleriſchen Gegenſätzen in deren jedem Wilhelms Karakter von einer andern merkwürdigen Seite, in einem neuen helleren Lichte gezeigt wird; und die kleineren deutlich geſchiednen Maſſen und Kapitel bilden mehr oder weniger jede für ſich ein mahleriſches Ganzes. Auch gewinnt er ſchon jetzt das ganze Wohlwollen des Leſers, dem er, wie ſich ſelbſt, wo er geht und ſteht, in einer Fülle von prächtigen Worten die erhabenſten Geſinnungen vorſagt. Sein ganzes Thun und Weſen beſteht faſt

im Streben, Wollen und Empfinden, und obgleich wir vorausſehn, daß er erſt ſpät oder nie als Mann handeln wird, ſo verſpricht doch ſeine gränzenloſe Bildſamkeit, daß Männer und Frauen ſich ſeine Erziehung zum Geſchäft und zum Vergnügen machen und dadurch, vielleicht ohne es zu wollen oder zu wiſſen, die leiſe und vielſeitige Empfänglichkeit, welche ſeinem Geiſte einen ſo hohen Zauber giebt, vielfach anregen und die Vorempfindung der ganzen Welt in ihm zu einem ſchönen Bilde entfalten werden. Lernen muß er überall können, und auch an prüfenden Verſuchungen wird es ihm nie fehlen. Wenn ihm nun das günſtige Schickſal oder ein erfahrner Freund von großem Überblick günſtig beyſteht und ihn durch Warnungen und Verheißungen nach dem Ziele lenkt, ſo müſſen ſeine Lehrjahre glücklich endigen.

Das zweyte Buch beginnt damit, die Reſultate des erſten muſikaliſch zu wiederhohlen, ſie in wenige Punkte zuſammenzudrängen und gleichſam auf die äußerſte Spitze zu treiben. Zuerſt wird die langſame aber völlige Vernichtung von Wilhelms Poeſie ſeiner Kinderträume und ſeiner erſten Liebe mit ſchonender Allgemeinheit der Darſtellung betrachtet. Dann wird der Geiſt, der mit Wilhelmen in dieſe Tiefe geſunken, und mit ihm gleichſam unthätig geworden war, von neuem belebt und mächtig geweckt, ſich aus der Leere herauszureißen, durch die leidenſchaftlichſte Erinnerung an Marianen, und durch des Jünglings begeiſtertes Lob der Poeſie, welches die Wirklichkeit ſeines urſprünglichen Traums von Poeſie durch ſeine

Schönheit bewährt, und uns in die ahndungsvollſte Vergangenheit der alten Heroen und der noch unſchuldigen Dichterwelt verſetzt.

Nun folgt ſein Eintritt in die Welt, der weder abgemeſſen noch brauſend iſt, ſondern gelinde und leiſe wie das freye Luſtwandeln eines, der zwiſchen Schwermuth und Erwartung getheilt, von ſchmerzlichſüßen Erinnerungen zu noch ahndungsvolleren Wünſchen ſchwankt. Eine neue Scene öffnet ſich, und eine neue Welt breitet ſich lockend vor uns aus. Alles iſt hier ſeltſam, bedeutend, wundervoll und von geheimem Zauber umweht. Die Ereigniſſe und die Perſonen bewegen ſich raſcher und jedes Kapitel iſt wie ein neuer Akt. Auch ſolche Ereigniſſe, die nicht eigentlich ungewöhnlich ſind, machen eine überraſchende Erſcheinung. Aber dieſe ſind nur das Element der Perſonen, in denen ſich der Geiſt dieſer Maſſe des ganzen Syſtems am klarſten offenbart. Auch in ihnen äußert ſich jene friſche Gegenwart, jenes magiſche Schweben zwiſchen Vorwärts und Rückwärts. Philine iſt das verführeriſche Symbol der leichteſten Sinnlichkeit; auch der bewegliche Laertes lebt nur für den Augenblick; und damit die luſtige Geſellſchaft vollzählig ſey, repräſentirt der blonde Friedrich die geſunde kräftige Ungezogenheit. Alles was die Erinnerung und die Schwermuth und die Reue nur Rührendes hat, athmet und klagt der Alte wie aus einer unbekannten bodenloſen Tiefe von Gram und ergreift uns mit wilder Wehmuth. Noch ſüßere Schauer und gleichſam ein ſchönes Grauſen erregt das heilige Kind, mit deſſen Er-

ſcheinung die innerſte Springfeder des ſonderbaren Werks plötzlich frey zu werden ſcheint. Dann und wann tritt Marianens Bild hervor, wie ein bedeutender Traum; plötzlich erſcheint der ſeltſame Fremde und verſchwindet ſchnell wie ein Blitz. Auch Melina's kommen wieder, aber verwandelt, nämlich ganz in ihrer natürlichen Geſtalt. Die ſchwerfällige Eitelkeit der Anempfinderin kontraſtirt artig genug gegen die Leichtigkeit der zierlichen Sünderin. Überhaupt gewährt uns die Vorleſung des Ritterſtücks einen tiefen Blick hinter die Couliſſen des theatraliſchen Zaubers wie in eine komiſche Welt im Hintergrunde. Das Luſtige und das Ergreifende, das Geheime und das Lockende ſind im Finale wunderbar verwebt, und die ſtreitenden Stimmen tönen grell neben einander. Dieſe Harmonie von Diſſonanzen iſt noch ſchöner als die Muſik, mit der das erſte Buch endigte; ſie iſt entzückender und doch zerreißender, ſie überwältigt mehr und ſie läßt doch beſonnener.

Es iſt ſchön und nothwendig, ſich dem Eindruck eines Gedichtes ganz hinzugeben, den Künſtler mit uns machen zu laſſen, was er will, und etwa nur im Einzelnen das Gefühl durch Reflexion zu beſtätigen und zum Gedanken zu erheben, und wo es noch zweifeln oder ſtreiten dürfte, zu entſcheiden und zu ergänzen. Dieß iſt das erſte und das weſentlichſte. Aber nicht minder nothwendig iſt es, von allem Einzelnen abſtrahiren zu können, das Allgemeine ſchwebend zu faſſen, eine Maſſe zu überſchauen, und das Ganze feſtzuhalten, ſelbſt dem Verborgenſten nachzuforſchen

und das Entlegenſte zu verbinden. Wir müſſen uns über unſre eigne Liebe erheben, und was wir anbeten, in Gedanken vernichten können: ſonſt fehlt uns, was wir auch für andre Fähigkeiten haben, der Sinn für das Weltall. Warum ſollte man nicht den Duft einer Blume einathmen, und dann doch das unendliche Geäder eines einzelnen Blatts betrachten und ſich ganz in dieſe Betrachtung verlieren können? Nicht bloß die glänzende äußre Hülle, das bunte Kleid der ſchönen Erde, iſt dem Menſchen, der ganz Menſch iſt, und ſo fühlt und denkt, intereſſant: er mag auch gern unterſuchen, wie die Schichten im Innern auf einander liegen, und aus welchen Erdarten ſie zuſammengeſetzt ſind; er möchte immer tiefer dringen, bis in den Mittelpunkt wo möglich, und möchte wiſſen, wie das Ganze konſtruirt iſt. So mögen wir uns gern dem Zauber des Dichters entreißen, nachdem wir uns gutwillig haben von ihm feſſeln laſſen, mögen am liebſten dem nachſpähn, was er unſerm Blick entziehen oder doch nicht zuerſt zeigen wollte, und was ihn doch am meiſten zum Künſtler macht: die geheimen Abſichten, die er im Stillen verfolgt, und deren wir beym Genius, deſſen Inſtinkt zur Willkühr geworden iſt, nie zu viele vorausſetzen können.

Der angebohrne Trieb des durchaus organiſirten und organiſirenden Werks, ſich zu einem Ganzen zu bilden, äußert ſich in den größeren wie in den kleineren Maſſen. Keine Pauſe iſt zufällig und unbedeutend; und hier, wo alles zugleich Mittel und Zweck iſt, wird es nicht unrichtig ſeyn, den erſten Theil unbeſchadet

ſeiner Beziehung aufs Ganze als ein Werk für ſich zu betrachten. Wenn wir auf die Lieblingsgegenſtände aller Geſpräche und aller gelegentlichen Entwickelungen, und auf die Lieblingsbeziehungen aller Begebenheiten, der Menſchen und ihrer Umgebung ſehen: ſo fällt in die Augen, daß ſich alles um Schauſpiel, Darſtellung, Kunſt und Poeſie drehe. Es war ſo ſehr die Abſicht des Dichters, eine nicht unvollſtändige Kunſtlehre aufzuſtellen, oder vielmehr in lebendigen Beyſpielen und Anſichten darzuſtellen, daß dieſe Abſicht ihn ſogar zu eigentlichen Epiſoden verleiten kann, wie die Komödie der Fabrikanten und die Vorſtellung der Bergmänner. Ja man dürfte eine ſyſtematiſche Ordnung in dem Vortrage dieſer poetiſchen Phyſik der Poeſie finden; nicht eben das todte Fachwerk eines Lehrgebäudes, aber die lebendige Stufenleiter jeder Naturgeſchichte und Bildungslehre. Wie nämlich Wilhelm in dieſem Abſchnitt ſeiner Lehrjahre mit den erſten und nothdürftigſten Anfangsgründen der Lebenskunſt beſchäftigt iſt: ſo werden hier auch die einfachſten Ideen über die ſchöne Kunſt, die urſprünglichen Fakta, und die roheſten Verſuche, kurz die Elemente der Poeſie vorgetragen: die Puppenſpiele, dieſe Kinderjahre des gemeinen poetiſchen Inſtinkts, wie er allen gefühlvollen Menſchen auch ohne beſondres Talent eigen iſt; die Bemerkungen über die Art, wie der Schüler Verſuche machen und beurtheilen ſoll, und über die Eindrücke, welche der Bergmann und die Seiltänzer erregen; die Dichtung über das goldne Zeitalter der jugendlichen Poeſie, die Künſte der Gauk=

ler, die improviſirte Komödie auf der Waſſerfahrt. Aber nicht bloß auf die Darſtellungen des Schauſpielers und was dem ähnlich iſt, beſchränkt ſich dieſe Naturgeſchichte des Schönen; in Mignons und des Alten romantiſchen Geſängen offenbart ſich die Poeſie auch als die natürliche Sprache und Muſik ſchöner Seelen. Bey dieſer Abſicht mußte die Schauſpielerwelt die Umgebung und der Grund des Ganzen werden, weil eben dieſe Kunſt nicht bloß die vielſeitigſte, ſondern auch die geſelligſte aller Künſte iſt, und weil ſich hier vorzüglich Poeſie und Leben, Zeitalter und Welt berühren, während die einſame Werkſtätte des bildenden Künſtlers weniger Stoff darbietet, und die Dichter nur in ihrem Innern als Dichter leben, und keinen abgeſonderten Künſtlerſtand mehr bilden.

Obgleich es alſo den Anſchein haben möchte, als ſey das Ganze eben ſo ſehr eine hiſtoriſche Philoſophie der Kunſt, als ein Kunſtwerk oder Gedicht, und als ſey alles, was der Dichter mit ſolcher Liebe ausführt, als wäre es ſein letzter Zweck, am Ende doch nur Mittel: ſo iſt doch auch alles Poeſie, reine, hohe Poeſie. Alles iſt ſo gedacht und ſo geſagt, wie von einem der zugleich ein göttlicher Dichter und ein vollendeter Künſtler wäre; und ſelbſt der feinſte Zug der Nebenausbildung ſcheint für ſich zu exiſtiren und ſich eines eignen ſelbſtändigen Daſeyns zu erfreuen. Sogar gegen die Geſetze einer kleinlichen unächten Wahrſcheinlichkeit. Was fehlt Werners und Wilhelms Lobe des Handels und der Dichtkunſt, als das Metrum, um von jedermann für erhabne Poeſie aner-

kannt zu werden? Überall werden uns goldne Früchte in ſilbernen Schalen gereicht. Dieſe wunderbare Proſa iſt Proſa und doch Poeſie. Ihre Fülle iſt zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielſagend und ihre hohe und zarte Ausbildung iſt ohne eigenſinnige Strenge. Wie die Grundfäden dieſes Styls im Ganzen aus der gebildeten Sprache des geſellſchaftlichen Lebens genommen ſind, ſo gefällt er ſich auch in ſeltſamen Gleichniſſen, welche eine eigenthümliche Merkwürdigkeit aus dieſem oder jenem oekonomiſchen Gewerbe, und was ſonſt von den öffentlichen Gemeinplätzen der Poeſie am entlegenſten ſcheint, dem Höchſten und Zarteſten ähnlich zu bilden ſtreben.

Man laſſe ſich alſo dadurch, daß der Dichter ſelbſt die Perſonen und die Begebenheiten ſo leicht und ſo launig zu nehmen, den Helden faſt nie ohne Ironie zu erwähnen, und auf ſein Meiſterwerk ſelbſt von der Höhe ſeines Geiſtes herabzulächeln ſcheint, nicht täuſchen, als ſey es ihm nicht der heiligſte Ernſt. Man darf es nur auf die höchſten Begriffe beziehn und es nicht bloß ſo nehmen, wie es gewöhnlich auf dem Standpunkt des geſellſchaftlichen Lebens genommen wird: als einen Roman, wo Perſonen und Begebenheiten der letzte Endzweck ſind. Denn dieſes ſchlechthin neue und einzige Buch, welches man nur aus ſich ſelbſt verſtehen lernen kann, nach einem aus Gewohnheit und Glauben, aus zufälligen Erfahrungen und willkührlichen Foderungen zuſammengeſetzten und entſtandnen Gattungsbegriff beurtheilen; das iſt, als wenn ein Kind Mond und Geſtirne mit

der Hand greifen und in ſein Schächtelchen packen will.

Eben ſo ſehr regt ſich das Gefühl gegen eine ſchulgerechte Kunſtbeurtheilung des göttlichen Gewächſes. Wer möchte ein Gaſtmahl des feinſten und ausgeſuchteſten Witzes mit allen Förmlichkeiten und in aller üblichen Umſtändlichkeit recenſiren? Eine ſogenannte Recenſion des Meiſter würde uns immer erſcheinen, wie der junge Mann, der mit dem Buche unter dem Arm in den Wald ſpazieren kommt, und den Philine mit dem Kuckuck vertreibt.

Vielleicht ſoll man es alſo zugleich beurtheilen und nicht beurtheilen; welches keine leichte Aufgabe zu ſeyn ſcheint. Glücklicherweiſe iſt es eben eins von den Büchern, welche ſich ſelbſt beurtheilen, und den Kunſtrichter ſonach aller Mühe überheben. Ja es beurtheilt ſich nicht nur ſelbſt, es ſtellt ſich auch ſelbſt dar. Eine bloße Darſtellung des Eindrucks würde daher, wenn ſie auch keins der ſchlechteſten Gedichte von der beſchreibenden Gattung ſeyn ſollte, außer dem, daß ſie überflüſſig ſeyn würde, ſehr den Kürzern ziehen müſſen; nicht bloß gegen den Dichter, ſondern ſogar gegen den Gedanken des Leſers, der Sinn für das Höchſte hat, der anbeten kann, und ohne Kunſt und Wiſſenſchaft gleich weiß, was er anbeten ſoll, den das Rechte trifft wie ein Blitz.

Die gewöhnlichen Erwartungen von Einheit und Zuſammenhang täuſcht dieſer Roman eben ſo oft als er ſie erfüllt. Wer aber ächten ſyſtematiſchen Inſtinkt, Sinn für das Univerſum, jene Vorempfindung der

ganzen Welt hat, die Wilhelmen ſo intereſſant macht, fühlt gleichſam überall die Perſönlichkeit und lebendige Individualität des Werks, und je tiefer er forſcht, je mehr innere Beziehungen und Verwandtſchaften, je mehr geiſtigen Zuſammenhang entdeckt er in demſelben. Hat irgend ein Buch einen Genius, ſo iſt es dieſes. Hätte ſich dieſer auch im Ganzen wie im Einzelnen ſelbſt karakteriſiren können, ſo dürfte niemand weiter ſagen, was eigentlich daran ſey, und wie man es nehmen ſolle. Hier bleibt noch eine kleine Ergänzung möglich, und einige Erklärung kann nicht unnütz oder überflüſſig ſcheinen, da trotz jenes Gefühls der Anfang und der Schluß des Werkes faſt allgemein ſeltſam und unbefriedigend, und eins und das andre in der Mitte überflüſſig und unzuſammenhängend gefunden wird, und da ſelbſt der, welcher das Göttliche der gebildeten Willkühr zu unterſcheiden und zu ehren weiß, beym erſten und beym letzten Leſen etwas Iſolirtes fühlt, als ob bey der ſchönſten und innigſten Übereinſtimmung und Einheit nur eben die letzte Verknüpfung der Gedanken und der Gefühle fehlte. Mancher, dem man den Sinn nicht abſprechen kann, wird ſich in Vieles lange nicht finden können: denn bey fortſchreitenden Naturen erweitern, ſchärfen und bilden ſich Begriff und Sinn gegenſeitig.

Über die Organiſazion des Werks muß der verſchiedne Karakter den einzelnen Maſſen viel Licht geben können. Doch darf ſich die Beobachtung und Zergliederung, um von den Theilen zum Ganzen ge-

ſetzmäßig fortzuſchreiten, eben nicht ins Unendlichkleine verlieren. Sie muß vielmehr als wären es ſchlechthin einfache Theile bey jenen größern Maſſen ſtehn bleiben, deren Selbſtändigkeit ſich auch durch ihre freye Behandlung, Geſtaltung und Verwandlung deſſen, was ſie von den vorhergehenden überkamen, bewährt, und deren innre abſichtsloſe Gleichartigkeit und urſprüngliche Einheit der Dichter ſelbſt durch das abſichtliche Beſtreben, ſie durch ſehr verſchiedenartige doch immer poetiſche Mittel zu einem in ſich vollendeten Ganzen zu runden, anerkannt hat. Durch jene Fortbildung iſt der Zuſammenhang, durch dieſe Einfaſſung iſt die Verſchiedenheit der einzelnen Maſſen geſichert und beſtätigt; und ſo wird jeder nothwendige Theil des einen und untheilbaren Romans ein Syſtem für ſich. Die Mittel der Verknüpfung und der Fortſchreitung ſind ungefähr überall dieſelben. Auch im zweyten Bande locken Jarno und die Erſcheinung der Amazone, wie der Fremde und Mignon im erſten Bande, unſre Erwartung und unſer Intereſſe in die dunkle Ferne, und deuten auf eine noch nicht ſichtbare Höhe der Bildung; auch hier öffnet ſich mit jedem Buch eine neue Scene und eine neue Welt; auch hier kommen die alten Geſtalten verjüngt wieder; auch hier enthält jedes Buch die Keime des künftigen und verarbeitet den reinen Ertrag des vorigen mit lebendiger Kraft in ſein eigenthümliches Weſen; und das dritte Buch, welches ſich durch das friſcheſte und fröhlichſte Kolorit auszeichnet, erhält durch Mignons Dahin und durch Wilhelms und der Gräfin erſten

Kuß, eine ſchöne Einfaſſung wie von den höchſten Blüthen der noch keimenden und der ſchon reifen Jugendfülle. Wo ſo unendlich viel zu bemerken iſt, wäre es unzweckmäßig, irgend etwas bemerken zu wollen, was ſchon dageweſen iſt, oder mit wenigen Veränderungen immer ähnlich wiederkommt. Nur was ganz neu und eigen iſt, bedarf der Erläuterungen, die aber keinesweges alles allen hell und klar machen ſollen: ſie dürften vielmehr eben dann vortrefflich genannt zu werden verdienen, wenn ſie dem, der den Meiſter ganz verſteht, durchaus bekannt, und dem, der ihn gar nicht verſteht, ſo gemein und leer, wie das, was ſie erläutern wollen, ſelbſt vorkämen; dem hingegen, welcher das Werk halb verſteht, auch nur halb verſtänlich wären, ihn über einiges aufklärten, über anders aber vielleicht noch tiefer verwirrten, damit aus der Unruhe und dem Zweifeln die Erkenntniß hervorgehe, oder damit das Subjekt wenigſtens ſeiner Halbheit, ſo viel das möglich iſt, inne werde. Der zweyte Band inſonderheit bedarf der Erläuterungen am wenigſten: er iſt der reichſte, aber der reizendſte; er iſt voll Verſtand aber doch ſehr verſtändlich.

In dem Stufengange der Lehrjahre der Lebenskunſt iſt dieſer Band für Wilhelmen der höhere Grad der Verſuchungen, und die Zeit der Verirrungen und lehrreichen, aber koſtbaren Erfahrungen. Freylich laufen ſeine Vorſätze und ſeine Handlungen vor wie nach in parallellen Linien neben einander her, ohne ſich je zu ſtören oder zu berühren. Indeſſen hat er

doch endlich das gewonnen, daß er ſich aus der Gemeinheit, die auch den edelſten Naturen urſprünglich anhängt oder ſie durch Zufall umgiebt, mehr und mehr erhoben, oder ſich doch aus ihr zu erheben ernſtlich bemüht hat. Nachdem Wilhelms unendlicher Bildungstrieb zuerſt bloß in ſeinem eignen Innern gewebt und gelebt hatte, bis zur Selbſtvernichtung ſeiner erſten Liebe und ſeiner erſten Künſtlerhoffnung, und ſich dann weit genug in die Welt gewagt hatte, war es natürlich, daß er nun vor allen Dingen in die Höhe ſtrebte, ſollte es auch nur die Höhe einer gewöhnlichen Bühne ſeyn, daß das Edle und Vornehme ſein vorzüglichſtes Augenmerk ward, ſollte es auch nur die Repräſentazion eines nicht ſehr gebildeten Adels ſeyn. Anders konnte der Erfolg dieſes ſeinem Urſprunge nach achtungswürdigen Strebens nicht wohl ausfallen, da Wilhelm noch ſo unſchuldig und ſo neu war. Daher mußte das dritte Buch eine ſtarke Annäherung zur Komödie erhalten; um ſo mehr, da es darauf angelegt war, Wilhelms Unbekanntſchaft mit der Welt und den Gegenſatz zwiſchen dem Zauber des Schauſpiels und der Niedrigkeit des gewöhnlichen Schauſpielerlebens in das hellſte Licht zu ſetzen. In den vorigen Maſſen waren nur einzelne Züge entſchieden komiſch, etwa ein paar Geſtalten zum Vorgrunde oder eine unbeſtimmte Ferne. Hier iſt das Ganze, die Scene und Handlung ſelbſt komiſch. Ja man möchte es eine komiſche Welt nennen, da des Luſtigen darin in der That unendlich viel iſt, und da die Adlichen und die Komödianten zwey abgeſonderte

Corps bilden, deren keines dem andern den Preis der Lächerlichkeit abtreten darf, und die auf das drolligſte gegen einander manövriren. Die Beſtandtheile dieſes Komiſchen ſind keinesweges vorzüglich fein und zart oder edel. Manches iſt vielmehr von der Art, worüber jeder gemeiniglich von Herzen zu lachen pflegt, wie der Kontraſt zwiſchen den ſchönſten Erwartungen und einer ſchlechten Bewirthung. Der Kontraſt zwiſchen der Hoffnung und dem Erfolg, der Einbildung und der Wirklichkeit ſpielt hier überhaupt eine große Rolle: die Rechte der Realität werden mit unbarmherziger Strenge durchgeſetzt und der Pedant bekommt ſogar Prügel, weil er doch auch ein Idealiſt iſt. Aus wahrer Affenliebe begrüßt ihn ſein College, der Graf, mit gnädigen Blicken über die ungeheure Kluft der Verſchiedenheit des Standes; der Baron darf an geiſtiger Albernheit und die Baroneſſe an ſittlicher Gemeinheit niemanden weichen; die Gräfin ſelbſt iſt höchſtens eine reizende Veranlaſſung zu der ſchönſten Rechtfertigung des Putzes; und dieſe Adlichen ſind den Stand abgerechnet den Schauſpielern nur darin vorzuziehen, daß ſie gründlicher gemein ſind. Aber dieſe Menſchen, die man lieber Figuren als Menſchen nennen dürfte, ſind mit leichter Hand und mit zartem Pinſel ſo hingedruckt, wie man ſich die zierlichſten Caricaturen der edelſten Mahlerey denken möchte. Es iſt bis zum Durchſichtigen gebildete Albernheit. Dieſes Friſche der Farben, dieſes kindlich Bunte, dieſe Liebe zum Putz und Schmuck, dieſer geiſtreiche Leichtſinn und flüchtige Muthwillen ha

ben etwas was man Aether der Fröhlichkeit nennen möchte, und was zu zart und zu fein iſt, als daß der Buchſtabe ſeinen Eindruck nachbilden und wiedergeben könnte. Nur dem, der vorleſen kann, und ſie vollkommen verſteht, muß es überlaſſen bleiben, die Ironie, die über dem ganzen Werke ſchwebt, hier aber vorzüglich laut wird, denen die den Sinn dafür haben, ganz fühlbar zu machen. Dieſer ſich ſelbſt belächelnde Schein von Würde und Bedeutſamkeit in dem periodiſchen Styl, dieſe ſcheinbaren Nachläßigkeiten, und Tautologien, welche die Bedingungen ſo vollenden, daß ſie mit dem Bedingten wieder eins werden, und wie es die Gelegenheit giebt, Alles oder Nichts zu ſagen oder ſagen zu wollen ſcheinen, dieſes höchſt Proſaiſche mitten in der poetiſchen Stimmung des dargeſtellten oder komödirten Subjekts, der abſichtliche Anhauch von poetiſcher Pedanterie bey ſehr proſaiſchen Veranlaſſungen; ſie beruhen oft auf einem einzigen Wort, ja auf einem Akzent.

Vielleicht iſt keine Maſſe des Werks ſo frey und unabhängig vom Ganzen als eben das dritte Buch. Doch iſt nicht alles darin Spiel und nur auf den augenblicklichen Genuß gerichtet. Jarno giebt Wilhelmen und dem Leſer eine mächtige Glaubensbeſtätigung an eine würdige große Realität und ernſtere Thätigkeit in der Welt und in dem Werke. Sein ſchlichter trockner Verſtand iſt das vollkommne Gegentheil von Aureliens ſpitzfindiger Empfindſamkeit, die ihr halb natürlich iſt und halb erzwungen. Sie iſt durch und durch Schauſpielerin, auch von Karak-

ter; ſie kann nichts und mag nichts als darſtellen und aufführen, am liebſten ſich ſelbſt, und ſie trägt alles zur Schau, auch ihre Weiblichkeit und ihre Liebe. Beyde haben nur Verſtand: denn auch Aurelien giebt der Dichter ein großes Maß von Scharfſinn; aber es fehlt ihr ſo ganz an Urtheil und Gefühl des Schicklichen wie Jarno'n an Einbildungskraft. Es ſind ſehr ausgezeichnete aber faſt beſchränkte durchaus nicht große Menſchen; und daß das Buch ſelbſt auf jene Beſchränktheit ſo beſtimmt hindeutet, beweiſt, wie wenig es ſo bloße Lobrede auf den Verſtand ſey, als es wohl anfänglich ſcheinen könnte. Beyde ſind ſich ſo vollkommen entgegengeſetzt wie die tiefe innige Mariane und die leichte allgemeine Philine; und beyde treten gleich dieſen ſtärker hervor als nöthig wäre, um die dargeſtellte Kunſtlehre mit Beyſpielen und die Verwicklung des Ganzen mit Perſonen zu verſorgen. Es ſind Hauptfiguren, die jede in ihrer Maſſe gleichſam den Ton angeben. Sie bezahlen ihre Stelle dadurch, daß ſie Wilhelms Geiſt auch bilden wollen, und ſich ſeine geſammte Erziehung vorzüglich angelegen ſeyn laſſen. Wenn gleich der Zögling trotz des redlichen Beyſtandes ſo vieler Erzieher in ſeiner perſönlichen und ſittlichen Ausbildung wenig mehr gewonnen zu haben ſcheint als die äußre Gewandtheit, die er ſich durch den mannichfaltigeren Umgang und durch die Übungen im Tanzen und Fechten erworben zu haben glaubt: ſo macht er doch dem Anſcheine nach in der Kunſt große Fortſchritte, und zwar mehr durch die natürliche Entfal-

tung ſeines Geiſtes als auf fremde Veranlaſſung. Er lernt nun auch eigentliche Virtuoſen kennen, und die künſtleriſchen Geſpräche unter ihnen ſind außerdem, daß ſie ohne den ſchwerfälligen Prunk der ſogenannten gedrängten Kürze, unendlich viel Geiſt, Sinn und Gehalt haben, auch noch wahre Geſpräche; vielſtimmig und in einander greifend, nicht bloß einſeitige Scheingeſpräche. Serlo iſt in gewiſſem Sinne ein allgemeingültiger Menſch, und ſelbſt ſeine Jugendgeſchichte iſt wie ſie ſeyn kann und ſeyn ſoll bey entſchiedenem Talent und eben ſo entſchiedenem Mangel an Sinn für das Höchſte. Darin iſt er Jarno'n gleich: beyde haben am Ende doch nur das Mechaniſche ihrer Kunſt in der Gewalt. Von den erſten Wahrnehmungen und Elementen der Poeſie, mit denen der erſte Band Wilhelmen und den Leſer beſchäftigte, bis zu dem Punkt, wo der Menſch fähig wird, das Höchſte und das Tiefſte zu faſſen, iſt ein unermeßlich weiter Zwiſchenraum, und wenn der Übergang, der immer ein Sprung ſeyn muß, wie billig durch ein großes Vorbild vermittelt werden ſollte: durch welchen Dichter konnte dieß wohl ſchicklicher geſchehen, als durch den, welcher vorzugsweiſe der Unendliche genannt zu werden verdient? Grade dieſe Seite des Shakeſpear wird von Wilhelmen zuerſt aufgefaßt, und da es in dieſer Kunſtlehre weniger auf ſeine große Natur als auf ſeine tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit ankam, ſo mußte die Wahl den Hamlet treffen, da wohl kein Stück zu ſo vielfachem und intereſſanten Streit, was die verborgne Abſicht

des Künſtlers oder was zufälliger Mangel des Werks ſeyn möchte, Veranlaſſung geben kann, als eben dieſes, welches auch in die theatraliſche Verwicklung und Umgebung des Romans am ſchönſten eingreift, und unter andern die Frage von der Möglichkeit, ein vollendetes Meiſterwerk zu verändern oder unverändert auf der Bühne zu geben, gleichſam von ſelbſt aufwirft. Durch ſeine retardirende Natur kann das Stück dem Roman, der ſein Weſen eben darin ſetzt, bis zu Verwechſelungen verwandt ſcheinen. Auch iſt der Geiſt der Betrachtung und der Rückkehr in ſich ſelbſt, von dem es ſo voll iſt, ſo ſehr eine gemeinſame Eigenthümlichkeit aller ſehr geiſtigen Poeſie, daß dadurch ſelbſt dieß fürchterliche Trauerſpiel, welches zwiſchen Verbrechen und Wahnſinn ſchwankend, die ſichtbare Erde als einen verwilderten Garten der lüſternen Sünde, und ihr gleichſam hohles Innres wie den Wohnſitz der Strafe und der Pein darſtellt und auf den härteſten Begriffen von Ehre und Pflicht ruht, wenigſtens in einer Eigenſchaft ſich den fröhlichen Lehrjahren eines jungen Künſtlers anneigen kann.

Die in dieſem und dem erſten Buche des nächſten Bandes zerſtreute Anſicht des Hamlet iſt nicht ſo wohl Kritik als hohe Poeſie. Und was kann wohl anders entſtehn als ein Gedicht, wenn ein Dichter als ſolcher ein Werk der Dichtkunſt anſchaut und darſtellt? Dieß liegt nicht darin, daß ſie über die Gränzen des ſichtbaren Werkes mit Vermuthungen und Behauptungen hinausgeht. Das muß alle Kritik, weil jedes vortreffliche Werk, von welcher Art es auch ſey, mehr

weiß als es ſagt, und mehr will als es weiß. Es liegt in der gänzlichen Verſchiedenheit des Zweckes und des Verfahrens. Jene poetiſche Kritik will gar nicht wie eine bloße Inſchrift nur ſagen, was die Sache eigentlich ſey, wo ſie in der Welt ſtehe und ſtehn ſolle: dazu bedarf es nur eines vollſtändigen ungetheilten Menſchen, der das Werk ſo lange als nöthig iſt, zum Mittelpunkt ſeiner Thätigkeit mache; wenn ein ſolcher mündliche oder ſchriftliche Mittheilung liebt, kann es ihm Vergnügen gewähren, eine Wahrnehmung, die im Grunde nur eine und untheilbar iſt, weitläuftig zu entwickeln, und ſo entſteht eine eigentliche Karakteriſtik. Der Dichter und Künſtler hingegen wird die Darſtellung von Neuem darſtellen, das ſchon Gebildete noch einmal bilden wollen; er wird das Werk ergänzen, verjüngern, neu geſtalten. Er wird das Ganze nur in Glieder und Maſſen und Stücke theilen, nie in ſeine urſprünglichen Beſtandtheile zerlegen, die in Beziehung auf das Werk todt ſind, weil ſie nicht mehr Einheiten derſelben Art wie das Ganze enthalten, in Beziehung auf das Weltall aber allerdings lebendig und Glieder oder Maſſen deſſelben ſeyn könnten. Auf ſolche bezieht der gewöhnliche Kritiker den Gegenſtand ſeiner Kunſt, und muß daher ſeine lebendige Einheit unvermeidlich zerſtören, ihn bald in ſeine Elemente zerſetzen, bald ſelbſt nur als ein Atom einer größern Maſſe betrachten.

Im fünften Buche kommt es von der Theorie zu einer durchdachten und nach Grundſätzen verfahrenden Ausübung; und auch Serlo's und der andern

Rohheit und Eigennutz, Philinens Leichtſinn, Aureliens Überſpannung, des Alten Schwermuth und Mignons Sehnſucht gehen in Handlung über. Daher die nicht ſeltne Annäherung zum Wahnſinn, die eine Lieblingsbeziehung und Ton dieſes Theils ſcheinen dürfte. Mignon als Mänade iſt ein göttlich lichter Punkt, deren es hier mehrere giebt. Aber im Ganzen ſcheint das Werk etwas von der Höhe des zweyten Bandes zu ſinken. Es bereitet ſich gleichſam ſchon vor, in die äußerſten Tiefen des innern Menſchen zu graben, und von da wieder eine noch größere und ſchlechthin große Höhe zu erſteigen, wo es bleiben kann. Überhaupt ſcheint es an einem Scheidepunkte zu ſtehn und in einer wichtigen Kriſe begriffen zu ſeyn. Die Verwicklung und Verwirrung ſteigt am höchſten, und auch die geſpannte Erwartung über den endlichen Aufſchluß ſo vieler intereſſanter Räthſel und ſchöner Wunder. Auch Wilhelms falſche Tendenz bildet ſich zu Maximen: aber die ſeltſame Warnung warnt auch den Leſer, ihn nicht zu leichtſinnig ſchon am Ziel oder auf dem rechten Wege dahin zu glauben. Kein Theil des Ganzen ſcheint ſo abhängig von dieſem zu ſeyn, und nur als Mittel gebraucht zu werden, wie das fünfte Buch. Es erlaubt ſich ſogar bloß theoretiſche Nachträge und Ergänzungen, wie das Ideal eines Souffleurs, die Skizze der Liebhaber der Schauſpielkunſt, die Grundſätze über den Unterſchied des Drama und des Romans.

Die Bekenntniſſe der ſchönen Seele überraſchen im Gegentheil durch ihre unbefangene Einzelnheit ſcheinbare Beziehungsloſigkeit auf das Ganze und in den früheren Theilen des Romans beiſpielloſe Willkührlichkeit der Verflechtung mit dem Ganzen, oder vielmehr der Aufnahme in daſſelbe. Genauer erwogen aber dürfte Wilhelm auch wohl vor ſeiner Verheirathung nicht ohne alle Verwandtſchaft mit der Tante ſeyn, wie ihre Bekenntniſſe mit dem ganzen Buch. Es ſind doch auch Lehrjahre, in denen nichts gelernt wird, als zu exiſtiren, nach ſeinen beſondern Grundſätzen oder ſeiner unabänderlichen Natur zu leben; und wenn Wilhelm uns nur durch die Fähigkeit, ſich für alles zu intereſſiren, intereſſant bleibt, ſo darf auch die Tante durch die Art, wie ſie ſich für ſich ſelbſt intereſſirt, Anſprüche darauf machen, ihr Gefühl mitzutheilen. Ja ſie lebt im Grunde auch theatraliſch; nur mit dem Unterſchiede, daß ſie die ſämmtlichen Rollen vereinigt, die in dem gräflichen Schloſſe, wo alle agirten und Komödie mit ſich ſpielten, unter viele Figuren vertheilt waren, und daß ihr Innres die Bühne bildet, auf der ſie Schauſpieler und Zuſchauer zugleich iſt und auch noch die Intriguen in der Couliſſe beſorgt. Sie ſteht beſtändig vor dem Spiegel des Gewiſſens, und iſt beſchäftigt, ihr Gemüth zu putzen und zu ſchmücken. Überhaupt iſt in ihr das äußerſte Maß der Innerlichkeit erreicht, wie es doch auch geſchehen mußte, da das Werk von Anfang an einen ſo entſchiednen Hang offenbarte, das Innre und das Aeußre ſcharf zu trennen und

entgegenzuſetzen. Hier hat ſich das Innre nur gleichſam ſelbſt ausgehöhlt. Es iſt der Gipfel der ausgebildeten Einſeitigkeit, dem das Bild reifer Allgemeinheit eines großen Sinnes gegenüberſteht. Der Onkel nämlich ruht im Hintergrunde dieſes Gemähldes, wie ein gewaltiges Gebäude der Lebenskunſt im großen alten Styl, von edlen einfachen Verhältniſſen, aus dem reinſten gediegenſten Marmor. Es iſt eine ganz neue Erſcheinung in dieſer Suite von Bildungsſtücken. Bekenntniſſe zu ſchreiben wäre wohl nicht ſeine Liebhaberey geweſen; und da er ſein eigner Lehrer war, kann er keine Lehrjahre gehabt haben, wie Wilhelm. Aber mit männlicher Kraft hat er ſich die umgebende Natur zu einer klaſſiſchen Welt gebildet, die ſich um ſeinen ſelbſtändigen Geiſt wie um den Mittelpunkt bewegt.

Daß auch die Religion hier als angebohrne Liebhaberey dargeſtellt wird, die ſich durch ſich ſelbſt freyen Spielraum ſchafft und ſtufenweiſe zur Kunſt vollendet, ſtimmt vollkommen zu dem künſtleriſchen Geiſt des Ganzen und es wird dadurch, wie an dem auffallendſten Beyſpiele gezeigt, daß er alles ſo behandeln und behandelt wiſſen möchte. Die Schonung des Oheims gegen die Tante iſt die ſtärkſte Verſinnlichung der unglaublichen Toleranz jener großen Männer, in denen ſich der Weltgeiſt des Werks am unmittelbarſten offenbart. Die Darſtellung einer ſich wie ins Unendliche immer wieder ſelbſt anſchauenden Natur war der ſchönſte Beweis, den ein Künſtler von der unergründlichen Tiefe ſeines Vermögens geben

konnte. Selbſt die fremden Gegenſtände mahlte er in der Beleuchtung und Farbe und mit ſolchen Schlagſchatten, wie ſie ſich in dieſem alles in ſeinem eignen Wiederſcheine ſchauenden Geiſte abſpiegeln und darſtellen mußten. Doch konnte es nicht ſeine Abſicht ſeyn, hier tiefer und voller darzuſtellen, als für den Zweck des Ganzen nöthig und gut wäre; und noch weniger konnte es ſeine Pflicht ſeyn, einer beſtimmten Wirklichkeit zu gleichen. Überhaupt gleichen die Karaktere in dieſen Roman zwar durch die Art der Darſtellung dem Portrait, ihrem Weſen nach aber ſind ſie mehr oder minder allgemein und allegoriſch. Eben daher ſind ſie ein unerſchöpflicher Stoff und die vortrefflichſte Beyſpielſammlung für ſittliche und geſellſchaftliche Unterſuchungen. Für dieſen Zweck müßten Geſpräche über die Karaktere im Meiſter ſehr intereſſant ſeyn können, obgleich ſie zum Verſtändniß des Werks ſelbſt nur etwa epiſodiſch mitwirken könnten: aber Geſpräche müßten es ſeyn, um ſchon durch die Form alle Einſeitigkeit zu verbannen. Denn wenn ein Einzelner nur aus dem Standpunkte ſeiner Eigenthümlichkeit über jede dieſer Perſonen räſonnirte und ein moraliſches Gutachten fällte, das wäre wohl die unfruchtbarſte unter allen möglichen Arten, den Wilhelm Meiſter anzuſehn; und man würde am Ende nicht mehr daraus lernen, als daß der Redner über dieſe Gegenſtände ſo, wie es nun lautete, geſinnt ſey.

Mit dem vierten Bande ſcheint das Werk gleichſam mannbar und mündig geworden. Wir ſehen nun klar, daß es nicht bloß, was wir Theater oder Poeſie nennen, ſondern das große Schauſpiel der Menſchheit ſelbſt und die Kunſt aller Künſte, die Kunſt zu leben, umfaſſen ſoll. Wir ſehen auch, daß dieſe Lehrjahre eher jeden andern zum tüchtigen Künſtler oder zum tüchtigen Mann bilden wollen und bilden können, als Wilhelmen ſelbſt. Nicht dieſer oder jener Menſch ſollte erzogen, ſondern die Natur, die Bildung ſelbſt ſollte in mannichfachen Beyſpielen dargeſtellt, und in einfache Grundſätze zuſammengedrängt werden. Wie wir uns in den Bekenntniſſen plötzlich aus der Poeſie in das Gebiet der Moral verſetzt wähnten, ſo ſtehn hier die gediegnen Reſultate einer Philoſophie vor uns, die ſich auf den höhern Sinn und Geiſt gründet, und gleich ſehr nach ſtrenger Abſonderung und nach erhabner Allgemeinheit aller menſchlichen Kräfte und Künſte ſtrebt. Für Wilhelmen wird wohl endlich auch geſorgt: aber ſie haben ihn faſt mehr als billig oder höflich iſt, zum beſten; ſelbſt der kleine Felix hilft ihn erziehen und beſchämen, indem er ihm ſeine vielfache Unwiſſenheit fühlbar macht. Nach einigen leichten Krämpfen von Angſt, Trotz und Reue verſchwindet ſeine Selbſtändigkeit aus der Geſellſchaft der Lebendigen. Er reſignirt förmlich darauf, einen eignen Willen zu haben; und nun ſind ſeine Lehrjahre wirklich vollendet, und Nathalie wird Supplement des Romans. Als die ſchönſte Form der reinſten Weiblichkeit und Güte macht ſie einen

angenehmen Kontraſt mit der etwas materiellen Thereſe. Nathalie verbreitet ihre wohlthätigen Wirkungen durch ihr bloßes Daſeyn in der Geſellſchaft: Thereſe bildet eine ähnliche Welt um ſich her, wie der Oheim. Es ſind Beyſpiele und Veranlaſſungen zu der Theorie der Weiblichkeit, die in jener großen Lebenskunſtlehre nicht fehlen durfte. Sittliche Geſelligkeit und häusliche Thätigkeit, beyde in romantiſch ſchöner Geſtalt, ſind die beyden Urbilder, oder die beyden Hälften eines Urbildes, welche hier für dieſen Theil der Menſchheit aufgeſtellt werden.

Wie mögen ſich die Leſer dieſes Romans beym Schluß deſſelben getäuſcht fühlen, da aus allen dieſen Erziehungsanſtalten nichts herauskommt, als beſcheidne Liebenswürdigkeit, da hinter allen dieſen wunderbaren Zufällen, weiſſagenden Winken und geheimnißvollen Erſcheinungen nichts ſteckt als die erhabenſte Poeſie, und da die letzten Fäden des Ganzen nur durch die Willkühr eines bis zur Vollendung gebildeten Geiſtes gelenkt werden! In der That erlaubt ſich dieſe hier, wie es ſcheint mit gutem Bedacht, faſt alles, und liebt die ſeltſamſten Verknüpfungen. Die Reden einer Babara wirken mit der gigantiſchen Kraft und der würdigen Großheit der alten Tragödie; von dem intereſſanteſten Menſchen im ganzen Buch wird faſt nichts ausführlich erwähnt, als ſein Verhältniß mit einer Pächterstochter; gleich nach dem Untergang Marianens, die uns nicht als Mariane, ſondern als das verlaſſene, zerriſſene Weib überhaupt intereſſirt, ergötzt uns der Anblick des Ducaten zäh-

lenden Laertes; und ſelbſt die unbedeutendſten Nebengeſtalten wie der Wundarzt ſind mit Abſicht höchſt wunderlich. Der eigentliche Mittelpunkt dieſer Willkührlichkeit iſt die geheime Geſellſchaft des reinen Verſtandes, die Wilhelmen und ſich ſelbſt zum beſten hat, und zuletzt noch rechtlich und nützlich und ökonomiſch wird. Dagegen iſt aber der Zufall ſelbſt hier ein gebildeter Mann, und da die Darſtellung alles andern im Großen nimmt und giebt, warum ſollte ſie ſich nicht auch der hergebrachten Lizenzen der Poeſie im Großen bedienen? Es verſteht ſich von ſelbſt, daß eine Behandlung dieſer Art und dieſes Geiſtes nicht alle Fäden lang und langſam ausſpinnen wird. Indeſſen erinnert doch auch der erſt eilende dann aber unerwartet zögernde Schluß des vierten Bandes, wie Wilhelms allegoriſcher Traum im Anfange deſſelben, an vieles von allem, was das Intereſſanteſte und Bedeutendſte im Ganzen iſt. Unter andern ſind der ſegnende Graf, die ſchwangre Philine vor dem Spiegel, als ein warnendes Beyſpiel der komiſchen Nemeſis und der ſterbend geglaubte Knabe, welcher ein Butterbrodt verlangt, gleichſam die ganz burlesken Spitzen des Luſtigen und Lächerlichen.

Wenn beſcheidner Reiz den erſten Band dieſes Romans, glänzende Schönheit den zweyten und tiefe Künſtlichkeit und Abſichtlichkeit den dritten unterſcheidet; ſo iſt Größe der eigentliche Karakter des letzten, und mit ihm des ganzen Werks. Selbſt der Gliederbau iſt erhabner, und Licht und Farben heller und höher; alles iſt gediegen und hinreißend, und die

Überraſchungen drängen ſich. Aber nicht bloß die Dimenſionen ſind erweitert, auch die Menſchen ſind von größerem Schlage. Lothario, der Abbé und der Oheim ſind gewiſſermaßen jeder auf ſeine Weiſe, der Genius des Buchs ſelbſt; die andern ſind nur ſeine Geſchöpfe. Darum treten ſie auch wie der alte Meiſter neben ſeinem Gemählde beſcheiden in den Hintergrund zurück, obgleich ſie aus dieſem Geſichtspunkt eigentlich die Hauptperſonen ſind. Der Oheim hat einen großen Sinn; der Abbé hat einen großen Verſtand, und ſchwebt über dem Ganzen wie der Geiſt Gottes. Dafür daß er gern das Schickſal ſpielt, muß er auch im Buch die Rolle des Schickſals übernehmen. Lothario iſt ein großer Menſch: der Oheim hat noch etwas Schwerfälliges, Breites, der Abbé etwas Magres, aber Lothario iſt vollendet, ſeine Erſcheinung iſt einfach, ſein Geiſt iſt immer im Fortſchreiten, und er hat keinen Fehler als den Erbfehler aller Größe, die Fähigkeit auch zerſtören zu können. Er iſt die himmelanſtrebende Kuppel, jene ſind die gewaltigen Pilaſter, auf denen ſie ruht. Dieſe architektoniſchen Naturen umfaſſen, tragen und erhalten das Ganze. Die andern, welche nach dem Maß von Ausführlichkeit der Darſtellung die wichtigſten ſcheinen können, ſind nur die kleinen Bilder und Verzierungen im Tempel. Sie intereſſiren den Geiſt unendlich, und es läßt ſich auch gut darüber ſprechen, ob man ſie achten oder lieben ſoll und kann, aber für das Gemüth ſelbſt bleiben es Marionetten, allegoriſches Spielwerk. Nicht ſo Mignon, Sperata und

Auguſtino, die heilige Familie der Naturpoeſie, welche dem Ganzen romantiſchen Zauber und Muſik gegeben, und im Übermaß ihrer eignen Seelengluth zu Grunde gehn. Es iſt als wollte dieſer Schmerz unſer Gemüth aus allen ſeinen Fugen reißen: aber dieſer Schmerz hat die Geſtalt, den Ton einer klagenden Gottheit und ſeine Stimme rauſcht auf den Wogen der Melodie daher wie die Andacht würdiger Chöre.

Es iſt als ſey alles Vorhergehende nur ein geiſtreiches intereſſantes Spiel geweſen, und als würde es nun Ernſt. Der vierte Band iſt eigentlich das Werk ſelbſt; die vorigen Theile ſind nur Vorbereitung. Hier öffnet ſich der Vorhang des Allerheiligſten, und wir befinden uns plötzlich auf einer Höhe, wo alles göttlich und gelaſſen und rein iſt, und von der Mignons Exequien ſo wichtig und ſo bedeutend erſcheinen, als ihr nothwendiger Untergang.

(Die Fortſetzung folgt.)

Druckfehler im erſten Stück.

S. 8. Z. 29. einfinden l. anfeinden.
— 18. Z. 10. Statt Au lies Ah.
— 18. Z. 13. Sp. l. St.
— 36. Z. 2. nur l. neu.
— 60. Z. 10. circumdigro l. circumriguo.
— 113. Z. 11. ſchwommen lies ſchwömmen.
— — Z. 19. tönenden l. tönende.
— 114. Z. 7. jene l. jenen.
— 118. Z. 10. todt. l. todt,
— — Z. 18. Brauen l. Brau'n.
— — Z. 27. das l. daß.
— — Z. 28. empfing, l. empfing.
— 121. Z. 9. Höhe l. Höh'n.
— 124. Z. 16. hoch. l. hoch,
— 128. Z. 11. künſtliche l. künſtleriſche.
— 133. Z. 1. der der l. der dir.
— 173. Z. 1. Poeſie l. Proſa.
— — Z. 4. beflügelten l. beflügelte.
— 174. Z. 15. Poeſie l. Proſa.
— 176. Z. 8. desgleichen.
— — Z. 10. v. u. Lolow l. Lovell.

PATRIE

56.

B.
1724